Staatl. Bibliothek
Regensburg

Pac a. 39 II

.bliothek Regensburg

SBR 069027317123

~~111~~
~~1~~. 2.
Paedag. 39 II
6
Von der Kreisbibliothek Regensburg

Gutmann
oder
der Sächsische
Kinderfreund.

Ein Lesebuch
für Bürger- und Land-Schulen

von

M. Karl Traugott Thieme
Rector der Schule zu Löbau.

Paed. 39/II

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Zweiter Theil.

Leipzig 1794.
bei Siegfried Lebrecht Crusius.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

I. 1.

Manche Leute werden sich wundern, wie Gutmann immer Besuche geben und annehmen, mit seinen Kindern Reisen machen, spazieren gehen und spielen und bey dem allen doch auch seine eigenen Geschäffte besorgen konnte; allein, die Sache ist in der That nicht so schwer, wie sie aussieht. — Jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden und, wenn man diese gut eintheilt, so reichen sie weit. Unser Gutmann war ein munterer thätiger Mann, dem die Arbeit von der Hand und die Rede vom Munde gieng. Er hatte helle Augen im Kopfe und reifen Verstand, daher er eine Sache schnell übersahe und überdachte. Oft war er mit einem Geschäffte in einer Stunde fertig, wozu ein Anderer drey Stunden gebraucht hätte. Auf diese Art war es ihm wol möglich ein fleißiger Hauswirth, ein theilnehmender Freund und ein sorgfältiger Erzieher seiner Kinder zu seyn.

Nun wünschte er, daß seine Kinder nicht nur allerley nützliches wissen; sondern, daß sie auch sittsame, ehrliche und tugendhafte Leute werden möchten. Darum sorgte er dafür, daß sie viel Gutes zu sehen bekamen und gab ihnen auch bey aller Gelegenheit Gutes zu hören; d. i. er belehrete, erinnerte, vermahnte, warnte sie freundlich. Da Gutmann jederzeit ein Kinderfreund gewesen war; so hatte er sich immer

Viel mit Kindern zu schaffen gemacht, hatte überall fleißig bemerkt, was Kinder sprachen und thaten, auch eine Menge kleiner Kindergeschichtchen zusammen getragen, die er nun den Seinigen erzählte und zwar so erzählte, daß sie immer Etwas daraus lernen konnten. Damit sie aber nicht glauben sollten, er erzählte ihnen Mährchen zum Zeitvertreibe; so ließ er sie gemeiniglich auch mit darein reden. Nemlich, wenn er ihnen solche Kinderhandlungen erzählte; so gab er sich nicht viel Mühe zu beweisen, daß dieser recht und jener unrecht gehandelt habe; er hielt sich auch dabey nicht sehr mit dem Lobe des Guten und mit dem Tadel der Fehler auf; sondern, er erzählte blos, was geschehen war und nun fragte er die Kinder: War das recht oder unrecht? — Gefällt euch das oder nicht? Würdet ihr auch so oder anders gehandelt haben? — Und, wenn sie denn Ja oder Nein antworteten; alsdenn fragte er sie auch wol: Warum? — Durch diese Gespräche erlangten die Kinder eine große Fertigkeit nach ihrem gesunden Verstande über Recht und Unrecht, Gut und Bös, Anständig und Unanständig zu urtheilen; bekamen auch zugleich Lust, das Gute, was sie erzählen hörten, nachzuahmen und die Fehler zu vermeiden. Ja, wenn sie sich bisweilen vergiengen; so brauchte man ihnen weiter Nichts zu sagen, als: das ist unrecht! sogleich bereueten sie es. — Sie selbst wünschten von Tag zu Tag besser zu werden; daher fanden diejenigen, die ihnen dazu behülflich seyn wollten, immer Gehör.

II. 2.

Gutmann sagte seinen Kindern oft: dieses müßt ihr thun, denn, es ist recht: Jenes müßt ihr nicht thun, denn es ist unrecht; aber, er sahe wol ein, daß das nicht immer so bleiben konnte. Der Mensch kann nicht sein ganzes Leben hindurch Jemanden bey sich haben, der ihm sagt: das ist recht und Jenes ist unrecht; sondern, er muß selbst erkennen und beurtheilen lernen, was recht oder unrecht sey. Darum bemühte sich Gutmann oft und überall seinen Kindern das zu erklären. Ferdinand gab ihm dazu gute Gelegenheit: denn, er fragte den Vater: Woher weißt du denn, was recht und was nicht recht ist? und, wie werde ich es lernen? Gutmann antwortete: Ich werde dir dazu behülflich seyn, daß du es lernst.

Noch an demselben Tage kam die Nachricht, daß in derselben Gegend ein Mensch auf der Straße war ermordet worden. Als die Kinder das hörten, zeigten sie einige Bestürzung. Gutmann sagte zu ihnen: Warum wundert ihr euch darüber? Vielleicht hat der Mensch gewollt, daß der Andere ihn todtschlagen soll? —— Nein, antworteten die Kinder, das will gewiß kein Mensch.

Des Abends war die Rede vom Verschließen der Thüren. Gutmann fragte die Kinder, wozu das dienen sollte, daß alle Abende die Tühren verschlossen würden? **Kinder:** Damit nicht Diebe in unser Haus kommen und unsere Sachen stehlen. **Gutm.** Warum wollt ihr den Dieben das wehren? **Kind.** Weil wir gern unsere Sachen behalten wollen. **Gutm.**

Wer weiß, ob unser Nachbar seine Thüren verschließt? ob er gern seine Sachen behalten will? **Kind**: Ach ja! das wollen wol alle Menschen.

Den Tag darauf war dem Gutmann ein Bienenschwarm fort gezogen. Er trug Ferdinanden auf ihn zu suchen, mit dem Versprechen ihm einen Groschen zu geben, wenn er ihn fände. Ferdinand fand ihn und bat um den Groschen. **Gutm.** Warum verlangst du von mir einen Groschen? **Ferd.** Weil du mir Einen versprochen hast. **Gutm.** Nun, du bist wol der einzige Mensch, welcher verlangt, daß man das erfüllen soll, was man ihm versprochen hat. **Ferd.** Das ist dein Scherz, lieber Vater, das will gewiß jeder Mensch. **Gutm.** Meynst du das? hier ist der Groschen! — Aber, ich habe dir noch Etwas anderes versprochen: das muß ich folglich auch erfüllen. Rufe dein Geschwister! Als die Kinder beysammen waren, sagte Gutmann:

Erinnert euch dessen, Kinder, was ihr gestern und heute erkannt und gesagt habt: Alle Menschen wollen, daß man sie beym Leben lasse: alle Menschen wollen gern das Ihrige behalten: alle Menschen wollen, daß man erfülle, was man ihnen versprochen hat. Seyd ihr noch der Meynung?

Wenn nun alle Menschen das wollen; so ist's ein allgemeiner Wille: und ein allgemeiner Wille heißt ein Gesetz. — Alle gesunde Menschen haben Vernunft, das heißt: sie können einsehen, was zum Leben der Menschen nothwendig ist. Was nun Alle für nothwendig erkennen, das wollen sie alle: und was Alle wollen, das ist ein Gesetz — ein Gesetz der gemeinen Menschenvernunft.

Denkst du noch daran, Ferdinand, daß du mich neulich fragtest: „Wie werde ich lernen, was Recht „oder Unrecht sey?“ — Jetzt führe ich dich auf den Weg es zu lernen. **Was mit den Gesetzen übereinstimmt, das ist recht: was aber mit den Gesetzen nicht übereinstimmt, das ist unrecht.** Wer also wissen will, was recht oder unrecht sey, der muß sich bemühen die Gesetze kennen zu lernen. Einige Gesetze wißt ihr schon, wie ihr so eben gezeigt habt. Z. B. Laß alle Menschen leben! — Laß jedem Menschen das Seinige! — Erfülle, was du versprochen hast. Ich will euch Eins und das Andere erzählen, damit ihr Gelegenheit habt nach diesen Gesetzen über Recht und Unrecht zu urtheilen.

Eine Magd, welche für eine ganze Familie die Speisen zurichten sollte, hatte den Einfall Gift in die Speisen zu thun: **war das recht oder unrecht?**

Ein Fremder, der sich einbildet, daß ich ihn irgend womit beleidiget habe, will mir in der Nacht mein Wohnhaus oder meine Scheune anzünden: **thut er daran recht?** Kaspar geht in seinem Hause und Hofe unvorsichtig mit Feuer und Lichte um. Er trägt brennendes Licht in die Scheune und auf den Heuboden; er läßt seine Feueresse nicht kehren, daher Ein Mal über das Andere der Ruß anbrennt; er rafft die Asche aus dem Ofen und schüttet sie auf die Dielen. Sein Nachbar will das nicht leiden, sondern verlangt, daß Kaspar vorsichtiger seyn soll: **hat dieser Nachbar Recht oder Unrecht?** — Kaspar antwortet ihm: Du hast mir Nichts vorzuschreiben. Wenn mein Haus und Hof abbrennt; so ist es mein Schade, und darum brauchst du dich

nicht zu bekümmern. **Hat Kaspar Recht oder Unrecht?**

Ich miethe einen Knecht und verspreche ihm für seine Dienste einen gewissen Lohn. Wenn nun der Knecht ein Jahr lang gedienet hat und ich ihm sodann den versprochenen Lohn nicht geben will; **thue ich recht oder unrecht?**

Ich leihe dir Geld. Du versprichst es mir in sechs Monaten wieder zu geben. Wenn nun diese Zeit verflossen ist, **habe ich Recht es wieder zu fordern?** — und, wenn du es wider meinen Willen noch sechs Monate behältst; **thust du da unrecht?**

Wenn du krank bist; so ärgerst du dich über das, was dir zuwider ist. Dein Nachbar oder Hausgenosse weiß das und thut gleichwol, was dir zuwider ist, so, daß du dich alle Tage ärgerst und immer kränker wirst: **thut er recht oder unrecht?**

Je mehr Gesetze ihr werdet kennen lernen, desto besser werdet ihr auch im Stande seyn zu beurtheilen, was recht oder unrecht sey?

III. 3.

Ein junger Mensch kam in Gutmanns Haus, welcher die Gewohnheit hatte unaufhörlich den Mund zu verzerren. Die Kinder sahen ihn mit Verwunderung an und, sobald er zur Thüre hinaus gegangen war, fiengen sie an, über die Gesichter, die der Knabe machte, herzlich zu lachen.

Gutmann: Worüber lacht ihr!

Friderike: Sahest du nicht, wie der junge Mensch den Mund verzerrte?

Gutmann: Gefiel euch das nicht? — Glaubt ihr wol, daß es andern Menschen gefällt? — Aber, warum lachtet ihr denn nicht, so lange der Knabe noch in der Stube war?

Ferdinand. Das würde ihm übel gefallen haben.

Gutmann. Würde es euch gefallen, wenn euch Jemand wegen eurer Fehler in's Gesicht lachte? oder, glaubt ihr, daß es irgend einem verständigen Menschen gefällt, wenn man einen Fremden wegen seiner Sitten und Gewohnheiten verlacht? — Indem Gutmann seine Kinder so fragte, sahe er durchs Fenster, daß zwei Mädchen auf der Gasse einander muthwillig mit schmutzigem Wasser besprützten. Gleich machte er seine Kinder aufmerksam darauf und fragte sie: ob ihnen dieses Spiel gefiele? und als sie darauf Nein! antworteten; sagte Gutmann: Ihr sehet aber, daß eine Menge anderer Kinder dabey steht, die ihr herzliches Wohlgefallen daran haben: wie mag das kommen? —

Ihr werdet bemerkt haben, daß eine Aufführung den Leuten besser gefällt als die Andere: ihr wißt aber auch, daß ein Mensch verständiger ist als der Andere. — Was verständigen Leuten wohl gefällt, das nennt man Anständig; was aber verständigen Leuten mißfällt, das nennt man Unanständig. Man pflegt auch wol von Jenem zu sagen: Es schickt sich, und von Diesem: Es schickt sich nicht. Weil ihr vielleicht ein wenig verständiger seyd als jene Kinder auf der Gasse; so mißfällt euch die Aufführung der beiden Mädchen. Es mißfällt euch und mir und

allen verständigen Leuten, wenn Jemand das Gesicht muthwillig verzerrt, oder, wenn man einem Fremden wegen seiner Fehler ins Gesicht lacht. Das habt ihr selbst erkannt; es wird euch also leicht werden von allen diesen Dingen zu urtheilen, ob sie anständig oder unanständig seyn. Eben so in andern Fällen, wenn ihr nur ein wenig darauf Acht habt, was verständigen Leuten bey uns gefällt oder mißfällt.

Daniel tritt zu uns in die Stube, nimmt seinen Hut ab und grüßt uns freundlich: **findet ihr das anständig oder unanständig?**

Weil der arme Paul zu mir kommt und in strenger Kälte barfuß geht; so schenke ich ihm aus Mitleiden ein Paar neue Strümpfe. Er nimmt sie, geht damit zur Thüre hinaus, ohne mir ein Wort des Danks oder einen Abschiedsgruß zu sagen: **ist das anständig?**

Indessen kommt hierbey freylich Viel auf Zeit, Ort und Umstände an. Fabian fühlt an einem sehr heißen Sommertage, daß ihm die Kleider lästig sind und denkt: die Sonne macht mir ohnehin warm genug: warum soll ich mich noch mit warmen Kleidern behängen? — Er geht also nackend, nicht nur in seiner Wohnung, sondern auch auf der Gasse und vor den Augen der Menschen: **haltet ihr das für anständig?** — Aber, in einigen Gegenden der Erde, wo es beständig warm ist, geht Jedermann nackend: **glaubt ihr, daß es da auch unanständig sey?**

Wenn du mit uns essen willst und erscheinst am Tische mit schmuzigen Händen oder Kleidern: **ist das anständig?** — Wenn aber die Knechte und Mägde

den Viehstall ausmisten, und sich dabey mit schmuzigen Händen und Füßen sehen lassen; scheint dir das auch unanständig zu seyn?

Wenn ihr zu vornehmen Leuten geht und gerade zu ihnen in die Stube lauft, ohne euch vorher anmelden zu lassen oder an die Thüre zu klopfen; wird das wol anständig genennet werden? — Wenn ich aber in eine öffentliche Schenkstube gehen will; so brauche ich weder anzuklopfen noch mich anmelden zu lassen; sondern, ich trete gerade hinein und, kein Mensch findet das unanständig.

IV. 4.

Als Gutmann einmal mit seinen Kindern auf dem Felde gieng, hatte Sigmund ein Stückchen Brodt in der Hand, und aß davon. Ein Hund gieng neben her und sahe mit unverwandten Augen auf das Brodt. Gutmann machte die Kinder aufmerksam darauf und fragte: Warum mag wol der Hund so unabläßig auf das Brodt sehen? die Kinder antworteten, ohne sich lange zu besinnen: Er will gern Etwas davon haben. Gutm. Freylich! er fühlt eine Begierde das Brodt zu fressen.

Zu einer andern Zeit stand ein Wagen mit zwei Ochsen bespannt vor der Thüre, auf welchem Holz war angefahren worden. Beide Ochsen hatten sich auf die Erde gelegt. Gutmann und seine Kinder sahen das und er fragte sie: Warum mögen sich doch die Ochsen niedergelegt haben? — O! sagte Sophie, das ist leicht zu errathen: Sie sind müde, weil sie

den schweren Wagen haben ziehen müssen und nun wollen sie ausruhen.

Nach einigen Tagen stand Gutmann in der Thüre seines Hauses und sahe, daß zwei Hähne einander hackten. — Gleich rief er seine Kinder, damit sie diesem Schauspiele zusehen sollten. Ihr sehet, sagte er: Wenn der weise Hahn den schwarzen gehackt hat; gleich läuft der schwarze hin und hackt den weisen wieder. Warum thut er das? — Er will es nicht leiden, antwortete Ferdinand, das ihn der schwarze hackt: er will sich rächen.

Wenn nun Gutmann eine Menge solcher Bemerkungen gesammelt hatte; rief er seine Kinder zu sich und sagte: Ihr habt nun selbst gesehen und geurtheilt, daß der Hund ein Stück Brodt haben will, weil er hungrig ist; daß der Ochse sich zur Ruhe legt, weil er müde ist; daß der schwarze Hahn den weißen hackt, weil er beleidigt und rachbegierig ist. Das, was ihr bei den Thieren Wollen nennt, heißt eigentlich Begierde. Die Thiere haben natürliche Begierden. Wenn nun diese Thiere nach ihren Begierden handeln; ist das unrecht? — Der Hund kommt in ein Haus, ist hungrig, sieht ein Stück Butterbrodt liegen. Niemand ist da, der ihn abhält: er fährt zu und frißt. Thut er unrecht? — Sophie sagte: Ja, er thut unrecht: denn, es ist nicht für ihn hingelegt. Ferdinand antwortete: Nein, er thut nicht unrecht, denn, der Hund kann das nicht wissen, für wen es hingelegt ist. Gutmann: Ferdinand hat richtig geurtheilt. Der Hund thut nach seinen Begierden: denn, er kennt kein Gesetz, das ihm verbiethet darnach zu thun. — Aber, empfinden die

Menschen nicht auch solche Begierden, wie die Thiere? Wenn ihr hungrig seyd und Etwas zu essen sehet; wollt ihr's nicht auch gern haben? — Wenn ihr müde seyd; wollt ihr nicht auch gern ausruhen? **Kinder**: Ja! freylich wollen wir das! **Gutmann**: Ihr habt also auch Begierden. Wenn ihr nun nach diesen Begierden handelt; ist **das recht oder unrecht?**

Michael, ein fremder Knabe, kommt in unser Haus. Er sieht da in einem Gefäße reife Birnen und Pflaumen stehen. Er empfindet eine Begierde diese Früchte zu essen: Niemand ist da, der ihn abhält; er greift also zu und nimmt. **Ist das recht oder unrecht?** — **Ferd.** Das ist unrecht! **Gutm.** Warum soll's nun hier unrecht seyn, da es doch beym Hunde nicht unrecht war? **Ferd.** Weil der Hund ein unvernünftiges Thier, Michael aber ein vernünftiger Mensch ist. **Gutm.** das war der Unterschied. Nicht wahr, du urtheilst so: Ich sehe den Michael als einen vernünftigen Menschen an: ich verlange also von ihm, daß er ein Gesetz kennen soll, welches einem jeden Menschen verbiethet zu nehmen, was nicht sein ist: und, was das Gesetz verbiethet, das ist unrecht.

Weil nun die Menschen auf der Erde nicht würden leben können, weder einzeln für sich, noch in Gesellschaft, wenn sie nicht den Gesetzen gehorchten; so folgt daraus, daß alle Menschen schuldig sind zu thun, was recht ist und zu unterlassen, was unrecht ist. Diese Schuldigkeit nennen wir P f l i c h t. Wenn ihr nun auf euch selbst und auf andere Menschen ein wenig Acht gebt; so werdet ihr bemerken, daß der Mensch oft Begierden hat, die seiner Pflicht entge-

gen sind. Wem soll er nun da folgen; — der Pflicht, oder der Begierde?

Michael hat Begierde unsere Birnen und Pflaumen zu nehmen; aber, seine Pflicht ist, sie nicht zu nehmen: Was soll er nun thun?

Ein Paar sorgfältige Eltern haben ihrem Sohne Samuel gesagt: Steig nie in einen Kahn, den du auf dem Flusse stehen siehst, wenn nicht erwachsene und verständige Leute dabey sind: du kommst sonst in Lebensgefahr. Samuel geht am Flusse spazieren und sieht einen Kahn stehen. Er hat große Lust hinein zu steigen; das ist die Begierde. Er denkt an die Worte seiner Eltern; sich darnach zu richten ist seine Pflicht. Was soll er nun thun? Robert ein anderer Knabe kommt dazu und spricht: Komm, Samuel, wir wollen in den Kahn steigen und auf dem Flusse fahren!

Samuel: Wir könnten in's Wasser fallen und ums Leben kommen.

Robert: Ach! wir werden nicht gleich hinein fallen; und, wenn auch; das Wasser ist nicht tief. Man ersäuft nicht gleich. — Samuels Begierde wird stärker: was soll er thun? — Er antwortet: Meine Eltern haben es mir verbothen. Robert dagegen: Deine Eltern sind nicht hier: sie wissen Nichts davon, daß du in den Kahn steigst. Samuels Begierde wird noch heftiger: was soll er thun? — Er weiß Nichts weiter einzuwenden. Robert bindet den Kahn los, steigt hinein, fängt an zu rudern und sagt zu Samuel: Sieh einmal, wie das hübsch ist! Bist du nicht ein einfältiger Mensch, wenn du nicht zu mir in den Kahn kommst? Samuels Begierde steigt auf's höchste; was soll er thun?

Ihr habt erkannt, daß ein Gesetz ist, welches verbiethet andern Menschen an ihrem Leibe Schmerz oder Schaden zu verursachen. Faust erkannte das auch; aber, es kam ein boshafter Knabe, der ihm einen heftigen Schlag versetzte. Faust empfand sogleich eine Begierde jenen wieder zu schlagen: **soll er es thun?** Rudolph sieht es und ruft Fausten zu: Leid' es nicht! Versetze dem Buben wieder einen Schlag. Kein Mensch wehrte es Fausten: Rudolph ermunterte ihn dazu: **soll er es thun?** — Rudolph sagt endlich: Ich helfe dir, komm, wir wollen auf den Buben los gehen. Faust sieht offenbar, daß er mit Rudolphs Hülfe über seinen Feind Herr werden wird; **soll er es thun?** —

V. 5.

Man kann denken, daß Gutmanns Kinder oft die Namen Tugend und Laster, nennen hörten. Die Erklärung derselben leitete ihr Vater durch folgende Erzählungen ein.

In Oschatz wohnten ein Edelmann und ein Becker neben einander. Dietrich, der Sohn des Beckers, pflegte im Winter aus der heißen Backstube seines Vaters barfuß heraus in den Schnee zu laufen und, wenn er recht kalt geworden war, so gieng er wieder zurück in die warme Stube, ohne daß es ihm jemahls Etwas schadete. Dagegen Fritz, der Sohn des Edelmanns, allemal vom Kopfe bis auf die Füße in Pelze eingepackt ward, so oft er aus der warmen Stube in die freye Luft gehen sollte. — Wenn etwa

einmal ein wenig Nässe durch die Schuhe an seine Füßchen drang; so hieß es gleich, er hätte sich erkältet, er bekam Husten und Schnupfen und war acht Tage krank. **Woher dieser Unterschied?** Warum ward Fritz gleich krank und Dietrich nicht? — Darum, weil dieser die schnelle Veränderung und Abwechselung der Wärme und Kälte von Jugend auf gewohnt war, jener aber nicht: denn, **die Gewohnheit** macht alle Dinge leicht.

Franz hatte sich bei seinen Eltern gewöhnt alle Abende, so bald es dunkel ward, in's Bette zu gehen und da so lange zu schlafen, bis es wieder Tag ward und im Sommer noch etliche Stunden länger. Als er in seinem vierzehenten Jahre zu einem Herrn in die Lehre kam; so verlangte dieser, daß Franz Abends bis um zehen Uhr wachen und seine Geschäffte besorgen, auch im Sommer und Winter früh um fünf Uhr wieder aufstehen sollte. Aber, das war dem lieben Kinde ganz unmöglich. Zu Bette gehen durfte er freylich nicht; aber, er schlief ein, so oft er sich niedersetzte. Ja; er kam etliche Mal stehend in den Schlaf und fiel um. Sein Lehrherr mochte ihn strafen oder bitten: Eins half so wenig wie das Andere. Franz konnte sich das viele Schlafen nicht abgewöhnen. Nachdem er sich einen Monat so gequält hatte, ward er wieder nach Hause zu seinen Eltern geschickt, um — auszuschlafen.

Heinrich war von seinen Eltern schon als ein Kind angehalten worden, alle Sachen, die er gebraucht hatte, an einen bestimmten und schicklichen Ort zu legen, damit er sie gleich zu finden wüßte, so oft er sie wieder brauchte. Er hatte sich daher gewöhnt

seine

seine Spielsachen, seine Kleider, seine Bücher allezeit dahin zu bringen, wohin sie gehörten. Diese Gewohnheit war ihm so zur Natur geworden, daß er, so oft seine Eltern ihm Etwas neues gaben, auch so gleich auf einen Ort bedacht war, den er ihm anweisen konnte; daß er unruhig ward, so oft er in ein Zimmer kam, wo die Sachen unordentlich unter einander lagen; ja, daß er so gar oft des Abends aus dem Bette wieder aufstand, wenn es ihm einfiel, daß er vergessen hatte, Etwas an seinen rechten Ort zu legen. Die Ordnung und Genauigkeit waren ihm zur Gewohnheit geworden.

So ist es wol wahr, wenn man sagt: Der Mensch kann sich zu Allem gewöhnen. Das, was wir Tugend und Laster nennen, ist in den meisten Fällen Gewohnheit. Einer gewöhnt sich recht zu handeln und wird dadurch tugendhaft; ein Anderer gewöhnt sich unrecht zu handeln und wird dadurch lasterhaft. Viel leichter ist es, sich Etwas anzugewöhnen, als, eine angenommene Gewohnheit wieder abzulegen.

VI. 6.

Am folgenden Tage gab Ferdinand zu erkennen, daß er das, was Gutmann gestern von Tugend und Laster sagte, nicht recht verstanden hatte, und bat ihn, mehr davon zu sprechen. Das will ich wol, antwortete der Vater; aber du wirst sehr aufmerksam seyn müssen, wenn du dir die Sache klar vorstellen willst. Willst du das?

Du hast neulich verstehen gelernt; was ein Gesetz — was recht und unrecht sey? — was des Menschen Pflicht — was Begierde sey? Du hast auch gesehen, daß des Menschen Begierden oft seiner Pflicht widerstreiten; und, daß er in solchem Falle nicht der Begierde, sondern dem Gesetze folgen soll. Erinnerst du dich dessen noch?

Wenn nun der Mensch seiner Begierde folgt, ohne dadurch ein Gesetz zu übertreten; so ist das eine erlaubte Handlung.

Wenn er eine solche Begierde, die keinem Gesetze entgegen ist, immer befriedigt; so heist das eine gleichgültige Gewohnheit.

Wenn er Ein Mal seine Begierde unterdrückt und dem Gesetze folgt; so ist das eine rechmäßige, edle Handlung.

Wenn er aber sich gewöhnt hat, allemal dem Gesetze zu folgen, auch da, wo seine Begierden widerstreiten; alsdenn heißt es Tugend.

Wenn der Mensch seiner Begierde folgt, weil er nicht weiß, daß es unrecht ist; so heißt das eine unerlaubte Handlung.

Wenn er dieser Begierde immer folgt, ohne zu wissen, daß sie dem Gesetze widerstreitet; so heißt das eine schlimme Gewohnheit.

Wenn er seiner Begierde folgt, ob er gleich weiß, daß es unrecht ist; so ist das Uebelthat, Vergehen, Verbrechen.

Wenn er sich gewöhnt hat seinen Begierden zu folgen; ob er gleich weiß, daß es in den Gesetzen verbothen ist; alsdenn heißt es Laster.

Vielleicht wirst du das alles noch besser verstehen, wenn ich es dir erzählungsweis vortrage. Vielleicht wirst du selbst im Stande seyn zu bestimmen, was Tugend und Laster sey, wenn ich dir Beyspiele gebe.

Benedikt empfindet Hunger: er bekommt Speise und ißt davon bis er satt ist: Nennest du das Tugend?

Benedikt ist gewohnt zu essen und zu trinken, so oft er hungrig und durstig ist, aber niemahls mehr, als nöthig ist um Hunger und Durst zu stillen: warum? — weil er nur trockenes Brodt und Wasser hat, welches seine Begierde nicht reizt: hältst du das für Tugend?

Benedikt empfindet Hunger und ißt sich satt. Die Speise ist sehr wohlschmeckend und erregt in ihm die Begierde zu essen, auch, nachdem er schon gesättiget ist. Weil er aber daran denkt, daß das nicht recht ist, so überwindet er seine Begierde und hört auf zu essen. Das thut er Ein Mal: wirst du das Tugend nennen?

Benedikt bekommt alle Tage sehr wohlschmeckende Speisen und Getränke, die ihn oft reizen mehr zu genießen, als nöthig ist, um Hunger und Durst zu stillen. Weil er aber das Gesetz der Mäßigkeit gelernt hat; so folgt er nie seiner Begierde, sondern allezeit dem Gesetze. Ist das Tugend?

Kasimir ist zwei Jahr alt. Sein Bruder schlägt ihn und Kasimir schlägt ihn wieder: ist das Laster zu nennen?

Kasimir wird nicht vernünftig belehrt über das, was recht und unrecht ist. Er empfindet eine Be-

gierde, Beleidigung mit Beleidigung zu vergelten. Er folgt dieser Begierde und schlägt allezeit den wieder, der ihn geschlagen hat, weil er nicht weiß, daß die Rache wider das Gesetz ist: kannst du das Laster nennen?

Kasimir wird älter und lernt das Gesetz kennen: Räche dich nicht! Nun nimmt er sich vor, seinen Beleidigern zu vergeben und Güte zu erzeigen. Er trägt einen gläsernen Krug mit Bier angefüllt über die Stube, und, weil das Gefäß sehr voll ist; so geht er ganz sacht und behutsam um Nichts zu vergießen. Einer seiner Brüder sieht das und stößt ihn leichtfertiger Weise mit solcher Gewalt an den Ellbogen, daß Kasimir die Hälfte des Bieres in die Stube schüttet. Gleich empfindet er eine Begierde sich zu rächen und weil er nicht an das Gesetz denkt; so wirft er den Krug mit dem, was noch darin ist, seinem Bruder an den Kopf. Glaubst du, daß diese einzelne Handlung ein Laster zu nennen sey?

Weil Kasimir sieht, daß diese Rache ihm keine übeln Folgen zuzieht; sieht, daß andere Menschen sich auch rächen, wenn sie beleidiget sind; hört, daß man diejenigen für edle, brave Menschen hält, die keine Beleidigung einstecken; so folgt er seiner alten Begierde öfter und, ob er gleich erkennet, daß das wider das Gesetz der gesunden Vernunft ist; so gewöhnt er sich dennoch, keine Beleidigung ungerochen hingehen zu lassen: ist's nun Laster? —

Nun folgen die Geschichten, die Gutmann seinen Kindern nach und nach erzählte.

VII. 7.

Ulrike und Helene, zwey Töchter eines guten Bürgers in Wurzen, giengen mit einander aus der Stadt und fanden hinter der Mauer eines Gartens schöne reife Pflaumen, die nicht lange erst vom Baume gefallen waren. —— „Sollte denn der Wind alle diese Pflaumen abgeworfen haben?„ fragte die Eine, „Gewiß nicht,„ sagte die Andere, „sondern, die Leute, denen der Garten gehört, haben den Baum geschüttelt und ein Theil der Pflaumen ist hierher über die Mauer gefallen.„ Sollten die beiden Mädchen diese schönen Pflaumen da liegen lassen? Dazu würdet ihr wol selbst nicht gerathen haben. Nein, sie lasen sie auf und sammelten sie in ihre Schürzen. Aber, was nun? — „Die Pflaumen sehen gar lieblich aus,„ sagte Helene, „ich habe große Lust sie zu essen.„ —— „Ich auch,„ versetzte Ulrike, „aber, sie gehören uns doch nicht: „und, wozu man kein Recht hat, das darf man „nicht nehmen. Lieber wollen wir sie den Leuten ins „Haus tragen, auf deren Baume sie gewachsen sind.„ —— Billigt ihr diesen Rath, den Ulrike gab? —— Wirklich trugen sie die Pflaumen in die Wohnung des Eigenthümers, gaben sie der Hausmutter und versicherten zugleich, daß sie keine einzige davon genommen hätten. Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr an der Stelle dieser Hausmutter gewesen wäret? —— Die Frau dankte den lieben Kindern freundlich — etwa dafür, daß sie ehrlich gewesen waren? —— nein, für die Be-

mühung, die sie sich gemacht hatten, und gab ihnen so viel Pflaumen, daß sie einige Tage genug zu essen hatten.

Dießmal ward also ihre Ehrlichkeit gewissermaßen belohnt. Wenn nun aber das nicht geschehen wäre; wenn man ihnen keine Pflaumen gegeben hätte; sollten sie da wol Ursache gehabt haben, ihre Ehrlichkeit zu bereuen? oder zu denken: Ein ander Mal wollen wir lieber behalten, was wir finden? —

VIII. 8.

Kilian, ein armer alter Bürger hatte hinter seinem Hause einen Apfelbaum gepflanzt und mit eigenen Händen gepflegt, in der Hoffnung, daß er noch vor seinem Ende Früchte davon genießen würde. Nachdem der Baum acht Jahr gestanden hatte; genoß Kilian die Freude, ihn blühen und Früchte ansetzen zu sehen. Er gieng nun alle Tage und sahe, ob seine Aepfel abgefallen oder größer gewachsen waren. Als der Herbst kam, hoffte er sie zu brechen; aber die Söhne seines Nachbars waren muthwillige Menschen und hatten ihm die Aepfel geraubt, ehe sie völlig reif waren. Das that dem Alten sehr weh; aber, was wollte er machen? An dem Orte, wo er wohnte, kannte man kein Mittel, den Obstraub zu verhindern.

Im folgenden Frühlinge blühte der Apfelbaum wieder und trug noch weit mehr Früchte als das Erste Mal. Aber, Kilian hatte weniger Freude dar-

an, weil er nicht hoffen konnte sie zu genießen. Indessen besuchte er seinen Baum oft und bedauerte jeden Apfel, der unreif abfiel. Als die Zeit heran kam, da die Aepfel reif werden sollten; so gieng Kilian zu seinem Nachbar und bat ihn recht freundlich seine Söhne zu vermahnen, daß sie ihm doch seine Aepfel lassen möchten. Aber, was denkt ihr wol, daß er von seinem Nachbar und dessen Frau zur Antwort bekam? —— „Er könnte seine Aepfel nur selbst hüten; sie könnten ihren Kindern nicht immer nachtreten!„ —— Haltet ihr das wol für nachbarliche Freundschaft? —— Was sollte nun Kilian thun? — Er konnte freylich nicht Tag und Nacht bey dem Baume sitzen und einen Wächter zu halten, hatte er nicht Geld genug. Er versuchte also den Weg der guten Worte, sprach die Kinder des Nachbars freundlich an und versprach ihnen gutwillig die Hälfte seiner Aepfel zu geben, wenn sie sie nur wollten ruhig stehen lassen, bis sie völlig reif wären, und er sie selbst abbräche. Das versprachen sie ihm, und, Kilian glaubte nun seine Aepfel gesichert. Allein, nach etlichen Tagen hatten sich die Knaben verlauten lassen: Wenn Kilian die Aepfel abnähme; so bekämen sie die Hälfte davon: wenn sie sie aber selbst hohlten; so bekämen sie sie ganz; und Ganz wäre doch besser als Halb. — Ist das wol durchaus wahr? — Als Kilian das hörete; redete er die Kinder nochmals an, wiederhohlte seine vorige Bitte und gab ihnen so gar etliche Groschen, damit sie sich einstweilen Aepfel dafür kaufen möchten. Dieses Geld nahmen sie mit Freuden an und in der nächsten Nacht stahlen sie Kilians Aepfel, so, daß er am

Morgen darauf auch nicht Einen mehr am Baume fand. Damit er aber wissen möchte, wo sie hingekommen wären; so traten die Knaben am folgenden Tage vor Kilians Fenster, hohlten einen Apfel nach dem Andern aus der Tasche und verzehrten sie mit frechem Hohngelächter.

Was denkt ihr wol von diesen Kindern? Glaubt ihr nicht, daß es mehr dergleichen giebt? Eltern, die ihre Kinder so erziehen, wie diese, thun mehr Schaden als Diebe und Mordbrenner.

IX. 9.

Daß Gutmann seinen Kindern einige Kenntniß vom Menschenkörper beygebracht hatte, war wirklich von guten Folgen. Unter andern hatte es auch diese, daß sie den Nutzen der Mässigkeit einsahen und sie beobachteten. Ihr Vater hatte ihnen gesagt: Wenn ihr esset oder trinket, so wartet nicht darauf, daß ich euch zurufe: Nun hört auf, ihr habt genug! Ich kann euch die Tropfen und die Bissen nicht zuzählen; sondern ihr müsset selbst auf euch Acht haben. Sobald ihr nicht mehr hungerig oder durstig seyd; so hat euer Körper genug und es ist Zeit aufzuhören.

Einmal ward er nebst Frideriken und Ferdinanden auf ein Dorffest (Kirchmeß) eingeladen. Hier ward sehr Viel zu essen und zu trinken aufgetragen; aber Gutmanns Kinder blieben bey ihrem Maße. Manche Leute haben in Gewohnheit, daß sie ihre Gäste dringend nöthigen, immer noch mehr zu essen und zu trinken. Das war aber bey Gutmanns Kin-

dern alles vergeblich. Sie antworteten auf solche Nöthigungen immer. „Wir sind satt und bedürfen jetzt Nichts weiter.„ — Hingegen Christoph, ein anderer fremder Knabe, der auch zugegen war, aß von jedem Gerichte so viel als ihm vorgelegt ward. Zuletzt konnte er fast nicht mehr Athem hohlen. Er mußte vom Tische aufstehen und sich übergeben. Und weil er auch viel Bier und Wein unter einander getrunken hatte; so verfiel er in den abscheulichen Zustand der Betrunkenheit. Erst schwärmte er eine Zeitlang auf eine ausgelassene Weise. Bald aber konnte er nicht mehr sehen noch hören, sprach sinnlos, legte sich endlich hin und schlief.

Ob gleich Gutmann diesen Knaben bedauerte; so war es ihm doch auch lieb, daß seine Kinder die ekelhaften Folgen der Unmäßigkeit zu sehen bekamen: denn, nun wurden sie durch den Augenschein davon überzeugt, daß solche Ausschweifung den Menschen um seine Gesundheit und den Gebrauch seiner Sinne und Vernunft bringt. Am Abende mußte der betrunkene Christoph nach Hause gefahren werden und war noch einige Tage darauf sehr krank. Hingegen Gutmanns Kinder giengen sehr munter und lustig nach Hause und aßen am folgenden Tage ihre Alltagskost mit solchem Appetite, wie immer. Nun freuten sie sich darüber, daß sie gestern mäßig gewesen waren.

N. 10.

Als ich in meinen jüngern Jahren einmal durch K.. reisete, kehrte ich bey einem Gürtler ein, wel-

cher zwei Kinder hatte, einen Sohn und eine Tochter. Traugott, der Knabe war ein freundlicher Mensch, der weder seinen Eltern noch sonst Jemandem Etwas zu Leide that; aber, er hatte einen übermäßigen Hang zu sinnlichem Vergnügen. Das hielt er allezeit für einen recht guten Tag, an dem er lange schlafen konnte, und, sobald er aufgestanden war, wünschte er Etwas zu genießen, das gut schmeckte. Durch Leckereyen konnte man ihn weit locken und er ließ sich nicht verdrießen, zwey Stunden lang um eine süße Birne oder Feige zu betteln. Wenn er die freye Wahl hatte; ob er lieber spielen oder Etwas nützliches lernen wollte; so zog er gewiß allezeit das Spielen vor. Ja, er war im Stande sechs Stunden nach einander spazieren zu gehen oder Kegel zu schieben und befand sich recht wohl dabey. Wenn etwa Komödie in der Stadt gespielt ward; wenn Soldaten durch marschirten; wenn geputzte Leute sich sehen ließen, oder, wenn sonst Etwas neues vorgieng; so war er immer der erste Zuschauer. Auch Musik hörte er gern und so oft im Gasthofe zum Tanze gegeigt ward, war Traugott dabey. Ernsthafte Beschäftigungen, die anhaltende Aufmerksamkeit oder Anstrengung der Gemüthskräfte erforderten, waren ihm beschwerlich und daher kam es auch, daß er in seinem elften Jahre noch sehr wenig nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten besaß.

Seine Schwester Rosine war zwar über Ein Jahr jünger; aber, sie dachte ganz anders. Aus dem Spiele machte sie sich wenig: Alles, was einigen Nutzen brachte, war ihr lieber. Was gut schmeckte und schön aussahe, warf sie zwar nicht weg;

aber, sie vergaß doch auch darüber die Arbeit nicht. Sie konnte weit besser schreiben als ihr Bruder, und, wenn in der Haushaltung Nichts für sie zu thun war; so laß sie in einem Geschichtbuche und suchte immer auszuweichen, wenn ihr Bruder sie nöthigte, mit ihm zum Spiele zu gehen.

Hier habt ihr zwei Kinder von verschiedener Sinnesart. Welches von beiden gefällt euch besser? Ich habe nicht gehört was aus dem Traugott geworden ist; aber, ich zweifele daran, daß er jemahls Etwas nützliches gelernt hat.

XI. 11.

Ehrlich hatte seine Kinder gewöhnt immer Etwas zu thun. So lange sie klein waren, spielten sie und ihre Spiele bestanden mehrentheils in Nachahmung nützlicher Geschäfte. So bald sie aber zu Kräften kamen, wollten sie die nützlichen Geschäfte nicht mehr spielend nachahmen; sondern im Ernste verrichten: denn, Ehrlich hatte sie schon zu der Erkenntniß gebracht, daß das Nützliche besser ist als das Unnütze. Sie sahen, daß ihr Vater und ihre Mutter niemahls spielten und niemahls müssig giengen, sondern fleissig arbeiteten, und weil sie ihre Eltern liebten und gern bey ihnen waren; so freuten sie sich, wenn sie dem Vater und der Mutter bey der Arbeit dienen und helfen konnten. —— Meynt ihr, daß diese Kinder daran recht thaten?

Gelegenheit Etwas nützliches zu thun findet sich immer, wenn man nur will. Bald war Etwas zu

holen oder weg zu tragen, das nicht viel Leibeskräfte erforderte; bald gebrauchte Dinge wieder an ihren Ort zu bringen; bald ein Dienstbothe herbey zu rufen, oder sonst Etwas zu thun, das auch kleine Kinder verrichten konnten.

Ehrlich war der Meynung, daß eine jede Haushaltung nur alsdenn gut von statten gienge, wenn Jeder, der Kräfte hat, sie nützlich anwendet. Darum wollte er auch seine Kinder nicht als Müßiggänger ernähren; sondern er ließ sie arbeiten, so viel sie konnten. Kinder können freylich nicht Viel, weil sie am Körper schwach sind und auch noch nicht viel Kenntnisse haben; aber sie können doch Etwas und, Etwas weniges ist besser als Nichts. Wenn Jeder im Hause so viel thut, als er kann; so haben sie gewiß alle Ursache vergnügt zu seyn. Wenn also Steine von einem Acker abzulesen, oder Unkraut auszugäten, oder Obst zu sammeln, oder junges Federvieh zu warten, oder Kräuter und Gesäme zu sammeln, oder Hülsenfrüchte zu reinigen, oder sonst eine Arbeit zu machen war, dazu die Kinder Kräfte und Geschicke hatten; so durfte sie ihnen Niemand wegnehmen.

Für solche Arbeiten bezahlte Ehrlich den Kindern halb so viel als er einem Taglöhner würde haben bezahlen müssen. Das machte nicht nur den Kindern Lust, sondern hatte auch sonst noch seine guten Folgen, davon ich euch etwa künftig einmal erzählen werde.

XII. 12.

Auf diese Art hatten also Ehrlichs Kinder Geld und Jedes besaß, wie ihr, seine eigene Kasse. Damit

sie aber immer mehr Lust zu erwerben bekommen möchten; so gab Ehrlich Jedem seiner Kinder ein Stückchen Feld, welches sie besäen konnten, womit sie wollten. Der Ertrag war ihr, unter der Bedingung, daß sie alle Arbeit an ihrem Felde, so weit sie konnten, mit eigenen Händen verrichteten und, was sie selbst nicht konnten, für baaren Lohn arbeiten ließen. Was sie nun da einerndteten, das ward verkauft und die Eigenthümer löseten Geld. Die Töchter bauten gemeiniglich Flachs, den sie hernach selbst zurichteten; (wie das geschieht, wißt ihr schon.) und spannen. Das Gespinst ward entweder als rohes Garn verkauft, oder zu Leinwand verwebt, welche denn immer auch ihr Geld werth war. Die Söhne säten mehrentheils Erbsen, Linsen, Hirse, Bohnen und dergleichen Früchte, die in ihrer Gegend einen höhern Werth hatten, als die gemeinen Getraide-Arten.

Diese Einrichtung in seinem Hause machte Ehrlich nicht darum, daß die Kinder Geld haben sollten, sondern, damit sie das Geld nützlich anwenden und also gut haushalten lernten. Jedes Kind mußte sich nun seine kleinen Bedürfnisse selbst kaufen; die Knaben Papier, Federn, Tinte, Kämme, Kleider- und Schuhbürsten, auch Spielzeug, wenn sie dessen nöthig hatten: die Mädchen Nadeln, Zwirn, Band und alle Arten des Putzes, den sie haben durften, und es war schon berechnet, daß die jährliche Einnahme zu allen diesen Ausgaben nicht nur hinreichte, sondern, daß auch noch Etwas übrig blieb.

Einer von Ehrlichs Söhnen, er hieß, dünkt mich, George, war kein guter Wirth. Er kaufte oft Sachen darum, weil sie ihm gefielen, ohne darüber nachzu-

denken, ob sie ihm auch unentbehrlich nöthig wären. Wenn nun hernach Etwas nothwendiges zu kaufen war; so hatte mein George immer kein Geld. Nun, wollte er entweder von seinem Geschwister borgen; aber, das hatte Ehrlich verbothen: oder, er bat seine Eltern um Geschenke, und, diese schlugen sie ihm ab. — Tha[illegible] sie daran recht? — Schenken kann ich dir Nichts mehr, pflegte Ehrlich zu antworten: denn, ich sehe, daß du das Geld nicht zu brauchen weißt. Aber, einen guten Rath will ich dir geben, der mehr als Geld werth ist. Kaufe weniger Bilderchen und Spielereyen; so wird es dir nicht an Gelde fehlen, wenn nöthige Bedürfnisse eintreten. Sparsamkeit ist so gut als gewisse Einnahme. Aber die Sparsamkeit besteht nicht darin, daß man sich das nöthige abbricht; sondern darin, daß man Nichts unnöthiges anschafft. — Hatte George wol Ursache seinem Vater für diesen Rath zu danken?

XIII. 13.

Ehrlich vermahnte seine Kinder oft, bey dem Gebrauche ihres kleinen Vermögens auch bisweilen an die Armen zu denken. Freylich, sagte er, werdet ihr durch eure Gaben keinen Nothleidenden retten und keinen Armen reich machen: denn, ihr seyd selbst arm. Aber, wenn ihr gute Menschen seyd, so wird es euch doch nie am guten Willen fehlen zu helfen, so weit ihr könnt: und wenn ihr sechs Pfennige habt, so könnet ihr dem, der gar Nichts hat, auch mit der

Hälfte schon einige Hülfe leisten: Wenn ihr einmal so arm werdet, daß ihr gar Nichts habt, und ein anderer guter Mensch theilt seinen letzten Groschen mit euch; nicht wahr, das wird euch recht wohl gefallen? — War es billig und recht, daß Ehrlich seinen Kindern das zumuthete?

Aber, wie sollten denn die armen Kinder das anfangen? — Ehrlich that ihnen folgenden Vorschlag:

Es war den Kindern nicht verwehrt, für ihr Geld zuweilen Etwas zu ihrem Vergnügen zu kaufen. Aber, dabey führte ihnen der Vater zu Gemüthe, daß Spielzeug, Putz, Leckerey und dergleichen Dinge nicht zur Nothdurft des Lebens gehörten, sondern, genau genommen, überflüßig wären, und ermahnte sie, zu bedenken, daß, indem sie Ueberfluß kauften, vielleicht manches Kind in der Nähe wäre, dem seine Eltern nicht einmal die Nothdurft befriedigen könnten. — Durch diese und ähnliche Vorstellungen brachte er es dahin, daß sie einen Versuch machten; daß sie ein armes Kind rufen ließen und ihm, zwar ein kleines, aber ein unvermuthetes und angenehmes Geschenk reichten. Die Freude, welche der arme Kleine darüber hatte und die er mehr durch Gebehrden als durch Worte ausdrückte, machte den Kindern so viel Vergnügen, daß sie das Spielzeug und den Putz darüber auf einige Zeit vergaßen: und Ehrlich ließ sie's deutlich merken, daß er daran großen Wohlgefallen hatte.

Nun ward eine blecherne Büchse gekauft, welche die Armenbüchse hieß und die Kinder machten unter sich aus, daß Jeder, der Etwas auf sein Vergnügen wenden wollte, zugleich allemal Etwas von seinem

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Gelde in die Armenbüchse stecken müßte. Was sie nun auf diese Weise sammelten, das ward am Ende jedes Monats zu kleinen Wohlthaten für arme Kinder angewandt, wobey Ehrlichs Kinder das Recht hatten, diejenigen, die Etwas bekommen sollten, selbst zu bestimmen.

Wie gefällt euch diese Einrichtung? An dem Orte, wo Ehrlich wohnte, ward sie in verschiedenen Familien nachgeahmt.

XIV. 14.

Obgleich Ehrlichs Kinder alle auf gleiche Art erzogen wurden; so hatten sie doch nicht alle einerley Sitten und Gewohnheiten. Brigitte, die älteste Tochter, liebte die Reinlichkeit und Ordnung in ihrer Kleidung und in allen Beschäfftigungen. Wenn sie sich Abends auskleidete; so verwahrte sie Nadeln, Bänder, Schleifen und alle andere Kleidungsstücke so sorgfältig, daß sie des Morgens Alles, auch im Finstern, wieder finden konnte. Auch gab sie beständig auf sich Achtung, besonders, wenn sie ihre besseren Kleider trug, damit sie Nichts ohne Noth zerrisse, besudelte, oder sonst beschädigte. Hingegen ihre Schwester, Klare, hatte sich an diese Genauigkeit nicht gewöhnt. Sie ließ gemeiniglich die Sachen liegen, wo sie ihr zuerst aus der Hand fielen; daher giengen sie oft verloren. Sie nahm sich nicht in Acht und hatte folglich sehr oft das Unglück Risse und Flecken in ihre Kleider zu bekommen. Fast alle Wochen mußte sie neue Steck- und Stricknadeln und

Bänder

Bänder kaufen und gieng doch nie so ordentlich geklei- det, wie ihre Schwester. Wenn ihr nun die Eltern deswegen Erinnerungen machten und ihr das Beyspiel ihrer Schwester vorstellten, so pflegte sie zu sagen: Brigitte kann leicht geputzter gehen: denn, sie hat mehr Geld als ich. Und in der That war Brigitte allezeit reicher als Klare. Aber, glaubt ihr wol, Kinder, daß man mehr Geld haben müsse um reinlicher und ordentlicher zu seyn? Nichts weni- ger! Ordnung und Reinlichkeit ist eine große Erspar- niß und der ordentliche und sorgfältige Mensch kann manchen Groschen und Thaler im Beutel behalten, den der Lüderliche und Nachläßige aufwenden muß, um das Verlohrene und Beschädigte wieder anzu- schaffen.

Um Klaren das zu zeigen, mußten beyde Schwestern alle Pfennige aufschreiben, die sie auf ihren Putz wandten und überhaupt ausgaben; und, siehe da, in einer Zeit von zwey Monaten hatte Klare gerade noch einmal so viel Geld ausgegeben als Bri- gitte. Nun sehet ihr, woher es kam, daß Brigitte reicher war als ihre Schwester. Siehe, sagte Ehr- lich zu seiner Tochter Klare: Brigitte ist nicht darum ordentlicher und sauberer, weil sie mehr Geld hat; sondern, sie hat darum mehr Geld, weil sie ordent- licher und sauberer ist. Begreift ihr das wol?

XV. 15.

Karl hatte von Kindheit an eine Begierde gehabt, so viel als möglich zu wissen, und zu verstehen. Weil nun manche Leute die Meynung haben, daß Kinder

nicht alles wissen dürfen; so hatte man oft seine Fragen vorwitzig genannt und ihn mit Unwahrheit berichtet. Das mußte er sich gefallen lassen, so lange er klein und ganz unverständig war. Als er aber größer ward und Bücher las und mit Menschen umgieng; so erfuhr er Manches anders, als man's ihm in seiner Kindheit gesagt hatte. Dennoch fuhren gewisse Leute, zuweilen auch solche, die sich seine Lehrer nannten, immer noch fort, ihn auf seine Fragen mit falschen Antworten abzuweisen. Das verdroß Karln und hatte die Folge, daß er einen großen Abscheu von aller Unwahrheit überhaupt bekam; — freylich auch vor den Menschen, welche vorsetzlich die Unwahrheit sagten; aber, war das zu verwundern? Er selbst nahm sich vor allezeit die Wahrheit zu reden. Das schadete ihm zuweilen; aber, er glaubte, daß es ihm noch mehr schaden würde, wenn er die Unwahrheit sagte.

Einmal stand Karl in der Hausthüre seiner Eltern, als Nachbars Sohn Andreas zu ihm kam und ihm erzählte, wie er gestern seinen Vater betrogen hätte. „Ich wollte gern, sagte er, in Albrechts „Garten gehen, wo etliche junge Menschen sich mit „Schießen belustigten. Aber mein Vater wollte nicht, „weil ich mit einem Briefe auf das Dorf gehen sollte. „Als ich vor das Thor kam, fand ich Heinzen. Dem „gab ich den Brief, bat ihn, damit nach Gräbnitz „zu gehen und, wenn er Antwort bekäme, sie mir „in Albrechts Garten zu bringen, wo ich unterdessen „blieb und mit den andern Knaben schoß. Hab' ich „nicht meine Sachen recht klug gemacht?“ — Klug vielleicht, antwortete Karl, aber nicht recht: denn,

du hast deinem Vater eine Unwahrheit gesagt, und das ist nicht recht. Andreas wollte diese Sittenlehre nicht gelten lassen und es würde zu einem Streite gekommen seyn, wenn nicht Karl so eben von seiner Mutter wäre gerufen worden. Sie trug ihm auf eine Flasche Oel im Kaufladen zu hohlen und ermahnte ihn vorsichtig zu seyn, damit er die Flasche nicht zerbräche. Karl kam nach Hause und brachte weder Oel noch Geld zurück: aber, er erzählte seiner Mutter sehr aufrichtig, daß er schnell gelaufen und gefallen wäre. Die Oelflasche war zerbrochen und Karls Kleider durchaus voll Oelflecke. — War Karls Aufrichtigkeit recht? That er nicht klüger, wenn er sich durch einen erdichteten Vorwand entschuldigte?

Die Mutter ward darüber verdrüßlich und befahl ihm den ganzen übrigen Theil des Tages nicht aus dem Hause zu gehen. Nun aber war Karl eingeladen, denselben Nachmittag zu seines Vaters Schwester zu kommen, welche ihn mit reifen Kirschen bewirthen wollte. Dieses Vergnügen mußte er entbehren.

Als er den folgenden Tag zu seiner Muhme kam und diese ihn fragte: Warum er gestern außen geblieben wäre? so antwortete ihr Karl: ich durfte zur Strafe nicht aus dem Hause gehen, weil ich unvorsichtig gewesen war und eine Flasche mit Oel zerbrochen hatte. Die gute Frau lachte über die Aufrichtigkeit des Knaben; aber, hatte sie Ursache ihn darum zu verachten?

XVI. 16.

Die Gewohnheit Kinder mit Unwahrheit zu berichten hat nicht immer die Folge, wie bey Karln, der dadurch einen Abscheu vor der Unwahrheit bekam. Weit öfter erfolgt das Gegentheil, nemlich, daß die Kinder die Unwahrheit für erlaubt, wol gar für nützlich und löblich halten. Sie ahmen also das Beyspiel, das man ihnen gegeben hat, getrost nach und lernen — lügen.

Tobias ward auf diese Art ein recht geübter Lügner. Seine Mutter hatte daran die meiste Schuld: denn sie sagte nicht nur ihrem Sohne fast niemahls die Wahrheit, wenn er nach Etwas fragte; sondern, sie ließ es ihn auch hören, wenn sie ihrem Manne oder andern Leuten Unwahrheiten sagte. Wenn eine Unordnung in der Haushaltung vorgefallen war; und ihr Mann darnach fragte; so erzählte sie ihm den Vorfall nicht nach der Wahrheit sondern immer verfälscht: denn, sie hatte, wie viele Weiber, das alberne Vorurtheil: „Die Männer müssen nicht Alles wissen!“— Das bemerkte Tobias bald und nun war es ihm leicht, die Lehre, die ihm seine Mutter dadurch gegeben hatte, zu befolgen und sich selbst die Regel zu machen: „Die „Eltern und die Lehrer müssen nicht Alles wissen!“ — Billigt ihr diese Lehre?

An einem Morgen war Tobias von seinen Eltern weggeschickt worden. Er blieb ungewöhnlich lange. Zu seiner Entschuldigung erzählte er den Eltern: „Vor „dem Thore lag ein todtes Kind auf der Straße. Um „dasselbe hatte sich eine so große Menge Volks ver-

„sammelt, daß ich mich nicht durchdringen konnte; „daher kommt's, daß ich so lange geblieben bin." An dieser Erzählung war nicht ein wahres Wort, wie es sich hernach auswieß.

Des Nachmittags gieng er aus seiner Eltern Hause, um eine Lehrstunde zu besuchen. Unterweges traf er Einen seiner Kameraden an. Zu diesem sagte er: Ich kann heute nicht in die Lehrstunde kommen: denn, mein Vater ist auf seinen Weinberg gegangen und hat mir befohlen gleich nachzukommen. Er gieng aber vor die Stadt auf eine Wiese und spielte da nebst andern Knaben mit dem Balle. Weil er nün später nach Hause kam, als er aus der Lehrstunde hätte kommen sollen; so fragten seine Eltern nach der Ursache. Gleich war die Antwort bereit: „Der Lehrer ließ uns „erst wol eine halbe Stunde warten, weil Jemand „bey ihm war. Damit wir nun Nichts einbüßen „sollten; so hat er uns jezt wieder eine halbe Stunde zugegeben." —

Als er den Tag darauf in die Schule kam und der Lehrer nach der Ursache seiner gestrigen Abwesenheit fragte; so antwortete ihm Tobias: Seine Eltern hätten einen Gast gehabt, welcher gerade um diselbe Stunde wieder abgereiset wäre, und er (Tobias) hätte ihm müssen den Weg weisen.

Da habt ihr drey Lügen bey Einer Gelegenheit. Solche Dinge sagte Tobias ohne roth zu werden. **Haltet ihr das für recht? oder glaubt ihr, daß Eltern und Lehrer mit diesem Menschen haben zufrieden seyn können?**

XVII. 17.

Seyfried hatte irgend einmal das Sprüchlein gehört oder gelesen: Ein ehrlicher Mann hält sein Wort: und das hatte ihm so wohl gefallen, daß er sich vornahm ein ehrlicher Mann zu seyn, so lange er lebte, und sein Wort allemal zu halten. Das war nun nicht etwa nur ein kindischer überhin gehender Einfall; sondern, es war Ernst und That bey ihm. Er versprach nie Etwas, wenn er nicht gewiß wußte, daß er es halten konnte; und, wenn er einmal versprochen hatte, alsdenn hielt er unfehlbar.

Nun hatte er einen guten Freund, August, ohne dessen Gesellschaft er nicht gern einen Tag leben konnte. Dieser war von seinen Eltern in die Stadt geschickt worden und Seyfried hatte ihm versprochen, gegen Abend bis auf den halben Weg entgegen zu kommen. Aber, seine Eltern bekamen an demselben Tage Besuch von einem andern Orte. Die Fremden brachten auch Kinder mit, welche mit Seyfrieden und seinem Geschwister lustig zu seyn wünschten. Der kleine ehrliche Mann konnte also voraus sehen, daß er einen sehr vergnügten Abend haben würde, wenn er zu Hause bliebe. Indessen bedauerte er, daß er dieses Vergnügen nicht genießen konnte, weil er versprochen hatte Augusten entgegen zu kommen.

Die kleinen und großen Gäste baten ihn, doch lieber bey ihnen zu bleiben: seine Brüder und Schwestern baten ihn auch, die Gesellschaft nicht zu verlassen und seine Eltern stellten ihm vor, daß August ihn gewiß entschuldigen würde, wenn er bey diesen

Umständen sein Versprechen nicht hielte. Aber, Seyfried ward nicht eher ruhig, als bis er die Erlaubniß erhielt zu gehen. Nun machte er sich mit der größten Freude auf den Weg und kam um zehen Uhr wieder, da bereits alle Gäste abgereiset waren.

Haltet ihr dafür, daß Seyfried recht handelte? Würdet ihr unter gleichen Umständen es auch so gemacht haben?

XVIII. 18.

Auf einem Dorfe nicht weit von Zwickau gieng Gustav mit einigen andern Knaben aus der Schule. Es war am 20ten November und sie vermutheten, daß ein nahe liegender Teich würde gefroren seyn. Da wollten sie hin, um sich auf dem Eise lustig zu machen. Unterwegs glaubten die Knaben sich nicht leichter erwärmen zu können, als, wenn sie sich balgten, Räder schlügen und über die Zäune sprängen. Weil aber Gustav das alles nicht mit machte, so verspotteten ihn die Andern und sagten: Er gienge so einfältig neben ihnen her, als wenn er träumte oder nicht drey zählen könnte. Laßt das gut seyn, versetzte Gustav. Eure Arbeit ist mir zu halsbrechend; wenn ich aber meinen geraden Schritt fort gehe; so komme ich nicht später als ihr und weiß gewiß, daß ich Arme und Beine gesund nach Hause bringe. Hatte er Recht?

Als sie an den Teich kamen, fanden sie ihn zwar mit Eise belegt; allein, erwachsene Leute riethen ihnen, nicht darauf zu gehen, weil er erst in der letzt vergangenen Nacht gefroren und das Eis noch nicht fest war. Gustav hatte nicht Lust ins Wasser zu fal-

len und blieb stehen. Die Andern aber kehrten sich an jene Warnung nicht, sondern schlodderten oder schiederten nach Herzens Lust. Sie trieben auch ihren Spott über Gustaven immer fort: „Er hat kein „Herz! Er hat kein Herz!" — riefen sie: „er fürch-„tet, die Mutter möchte schelten, wenn das Käpp-„chen naß würde!" Aber, Gustav lachte darüber und sagte, oder dachte wenigstens: Wenn ich auf festem Boden stehe, so weiß ich gewiß, daß ich keinen Schaden nehme; aber, wenn ich auf das zerbrechliche Eis gehe; so ist's ungewiß, ob ich mit trockener Haut oder gar mit dem Leben davon komme. Ich habe immer gehört: Man müsse das Gewisse dem Ungewissen vorziehen. **War das Recht?** —

Ihr fragt: ob die andern Knaben Schaden genommen haben? Daß weiß ich nicht; aber darauf kommt auch gar Nichts an: denn, wenn es einmal recht ist, die Gefahr zu vermeiden; so bleibt es recht; es mag Jemand darin umgekommen seyn oder nicht.

Indem kam ein Wagen, mit dem die Pferde durchgegangen waren. Der Fuhrmann stand darauf, war in großer Gefahr zerschmettert zu werden und rief Ein Mal über das Andere: Halt auf! Halt auf! Gleich sprang Gustav den Pferden entgegen, faßte sie beym Zügel und hielt sie glücklich auf. Hier zeigte er also, daß es ihm gar nicht an Herz oder Muth fehlte, wenn es nöthig war. Nur unnützer Weise wollte er sich nicht in Gefahr begeben. **Tadelt ihr das?**

XIX. 19.

Peter war auf der Schule zu Lübben in der Nieder-Lausitz und weil er arm war, so genoß er viele Wohlthaten bey einem angesehenen Kaufmann Marl. Als er des Sonntags zu Mittage einmal da gegessen hatte, brachte Jemand die Nachricht, daß vor dem Thore fremde Leute wären, die ein Kameel bey sich hätten. Das hörte Marls kleiner Sohn und verlangte dahin zu gehen, wo das Kameel zu sehen war. Weil nun nicht gleich Jemand da war, der das Kind begleiten konnte oder wolte; so erboth sich Peter dazu. — War das zu loben oder zu tadeln?

Er gieng also zum Kameele und nachdem sie sich beyde daran satt gesehen hatten; so führte Peter den Kleinen noch ein wenig spazieren. Sie kamen an das Gärtchen eines armen Bürgers, wo gerade die erste Rose aufgeblühet war. Der kleine Marl wollte die schöne Blume haben und verlangte, daß Peter sie für ihn abpflücken sollte; aber Peter sagte: das darf ich nicht. Der Kleine bestand darauf und forderte mit einigem Ungestüm, daß Peter ihm seinen Willen thun sollte. Dieser aber eilte mit dem Kinde um vorbey zu kommen, damit es die Rose nicht mehr sähe. That er recht? — oder, hätte er lieber die Rose abpflücken sollen?

Indem rufte Jemand Petern bey seinem Namen. Wie er sich umsahe, so ward er gewahr, daß es Herr Marl war, der das Geschrey seines Kleinen gehört hatte. Er fragte Petern ganz ernsthaft: Warum er dem Kinde nicht die Liebe gethan und ihm die

Rose abgepflückt hätte? Peter antwortete ganz freymüthig: Weil sie nicht mein war. Aber, antwortete der Kaufmann, eine Blume ist ja eine Kleinigkeit. Zudem war der Eigenthümer nicht gegenwärtig und würde nicht gewußt haben, wer die Rose abgepflückt hätte. — Das wohl! erwiederte Peter; allein, es würde mir auch nicht gefallen, wenn ich einen Garten zu meinem Vergnügen hätte und mir ein Vorübergehender die erste Blume abrisse.

Herr Marl war ein verständiger und sehr rechtschaffener Mann: glaubt ihr wol, daß er Petern darüber wird gelobt oder getadelt haben? Er verdoppelte von dem Tage an seine Wohlthaten gegen den hoffnungsvollen Jüngling: denn, wer schon in Kleinigkeiten nach so edeln Grundsätzen handelt; was ist nicht von dem in wichtigern Angelegenheiten zu erwarten?

XX. 20.

Simon gieng mit seiner Eltern Bewilligung nach Merseburg um daselbst die Schule zu besuchen. Seine Eltern, die etliche Meilen von M. auf einem Dorfe wohnten, waren sehr arm und konnten ihrem Sohne Nichts geben, als bisweilen ein trocknes Brodt. So lange Simon gesund war, half er sich wol durch; aber, da er krank ward, befand er sich in traurigen Umständen. Er hatte weder ein gutes Bette noch eine warme Stube. Seine Eltern konnten ihn nicht besuchen: denn, sie mußten Frohndienste thun. Wer sollte ihn warten? Wer sollte sich um ihn bekümmern?

Als Augustin, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers, das erfuhr, bat er seine Eltern um Erlaubniß, den kranken Simon zu besuchen: und da die Krankheit nicht ansteckend, folglich hierbey gar keine Gefahr zu besorgen war; so ließen sie es geschehen. Augustin kam und sahe das Elend seines kranken Mitschülers und nahm sich vor, so viel zu dessen Linderung zu thun, als er konnte. Von Stund an wartete er ihn brüderlich, that ihm alle liebreiche Hülfe, gieng alle Tage zum Arzte, stattete Bericht ab von dem Befinden des Kranken und hohlte Arzney, so oft es nöthig war, wachte auch eine Nacht um die Andere bey ihm. War das eine gute oder eine schlechte Gesinnung.

Augustins Eltern thaten ihrem Sohne zu Liebe Viel für den kranken Fremdling und schickten ihm täglich Etwas zu seiner Erquickung. Aber, dabey ließ es der gutmüthige Jüngling nicht bewenden; sondern nun gieng er zu allen seinen Bekannten, besonders zu den Begüterten und Wohlthätigen und bat für seinen kranken Freund um einige Unterstützung, zu Linderung seines Leidens. Ein vornehmer Mann fragte ihn einmal: Was ihn denn bewöge sich des kranken Simons so eifrig anzunehmen? Augustin gab zur Antwort: Ich stelle mir vor; wenn ich arm und krank und fremde und, wie Simon, von meinen Eltern verlassen wäre; so würde es mir gewiß auch gefallen; wenn gute Menschen an mich dächten und zu mir kämen und mir Etwas zu Liebe thäten.

Glaubt ihr wol daß irgend Jemand einem jungen Menschen von solcher Gesinnung Etwas abschlagen konnte? Vielleicht ist's euch lieb, wenn ich euch sa-

ge, daß Simon wieder gesund ward und was würdet ihr nun gethan haben, wenn ihr an seiner Stelle gewesen wäret?

XXI. 21.

Nachdem Simon wieder gesund geworden war, wollte er dem Augustin gern auch wieder Etwas zu Liebe thun; aber, das setzte ihn in Verlegenheit. Schenken konnte er ihm Nichts, denn, er hatte Nichts. Also blieb ihm Nichts übrig als seine Dienste. Er gieng zu dem Augustin und both sich an, daß er alle Tage zu ihm kommen und ihn bedienen wollte; nemlich, er wollte ihm die Schube reinigen, die Kleider ausbürsten und geben, wohin ihn Augustin schicken würde. Haltet ihr's für Recht, daß Simon das that? Aber, wie sollte sich Augustin dabey verhalten? Sollte er Simons Dienste annehmen?

An einem Morgen, als Augustin aufstand, sahe er, daß die Außenwand seines Stubenfensters mit Blumentöpfen besetzt war. Das machte ihm viel Freude: denn, er war ein großer Liebhaber der Blumen. Anfangs dachte er, seine Eltern hätten ihm dieses Vergnügen gemacht; aber, diese wußten so wenig als sonst Jemand im Hause, wo diese Blumen hergekommen waren. So oft sie die Blüthen verloren, fand Augustin des Morgens, daß anstatt der Abgeblühten Frische aufgesetzt waren: aber, von wem? das erfuhr er nicht. Endlich entdeckte es sich durch die Nachbarn, daß Simon sie ab und zu trug,

ganz früh, ehe Jemand im Hause aufgestanden war. Ich weiß nicht, auf welchem Wege er sich diese Blumen verschaffte; aber, das versicherte er dem Augustin, daß ihm (dem Simon) diese kleine Gefälligkeit keinen Geldaufwand verursachte. Dadurch gewann er nun Augustins Herz dergestalt, daß die Beyden sehr vertraute Freunde wurden und fast täglich beysammen waren.

An einem heißen Sommertage hatte Augustin Lust sich in der Sale zu baden und bat den Simon, ihn zu begleiten. Man kann leicht denken, daß dieser es ihm nicht abschlug. Augustin gieng zuerst ins Wasser, hatte das Unglück an einen gefährlichen Ort zu kommen und fieng an zu sinken. Noch hatte er so viel Athem, daß er um Hülfe rufen konnte. Simon hatte sich zwar noch nicht völlig ausgekleidet; aber, da er seinen Freund und Wohlthäter in Gefahr sahe, besann er sich nicht einen Augenblick, sondern, sprang ihm nach, in der Hoffnung ihn zu retten. Allein, es gieng ihm nicht besser als dem Augustin. Der Triebsand wich unter ihren Füßen: sie konnten keinen festen Tritt thun und, da Niemand in der Nähe war, der ihnen hätte können zu Hülfe kommen; so fanden diese beyden treuen Freunde im Wasser ihren Todt.

Ach wie mancher gute Jüngling ist schon durch das Baden verunglückt! — Man kann also mit Wahrheit sagen, daß Simon aus Freundschaft und Dankbarkeit für Augustin sein Leben aufopferte.

XXII. 22.

Gottfried hatte als ein kleiner Knabe von seinen Eltern bisweilen falsche Münzen bekommen, um damit zu spielen. In der Folge, da er älter ward, trug er mehr falsches Geld zusammen, aber nicht mehr, um damit zu spielen; sondern er suchte es hier und da für gültige Münze anzubringen. Einmal kaufte er für drey Pfennige Obst von einem Bauermädchen, die mit dem Gelde noch nicht sehr bekannt seyn mochte. Er gab ihr ein falsches Viergroschenstück und ließ sich drey Groschen, neun Pfennige, gutes Geld wieder herausgeben. Die Betrogene merkte es zwar nach einiger Zeit und stellte Gottfrieden deswegen zur Rede; aber, er leugnete es ihr ins Angesicht und sagte: Wer weiß, wo ihr euch das falsche Zeug habt aufhängen lassen: Man muß die Augen aufthun, wenn man nicht will betrogen seyn. Haltet ihr das für recht? oder für klug?

Zu einer andern Zeit schickte ihn sein Vater, um kleine Nägel, Leim und mehr dergleichen Dinge zu hohlen. Wo Gottfried für einen Groschen fordern sollte, da forderte er nur für neun Pfennige, unterschlug also den vierten Theil des Geldes und behielt ihn für sich. Er beklagte sich auch wol darüber, daß die Kaufleute so wenig Waare für das Geld gäben und freute sich im Herzen über seinen Gewinn. Meynt ihr wol, daß diese Freude gerecht und vernünftig war?

Nicht lange darauf lernte er einen jungen Menschen kennen, der nur erst vor wenigen Tagen in die

Stadt gekommen war. Diesen bat er, ihm seine silbernen Schnallen auf einen Tag zu leihen. Der Neuling that es und Gottfried verkaufte sie für vier Thaler an einen Juden. Als der rechte Besitzer sie wieder haben wollte, klagte ihm Gottfried mit vielem Bedauern, daß er das Unglück gehabt hätte, sie zu verlieren, versprach aber ihm nächster Tage ein Paar andere zu schaffen. Er kaufte auch wirklich ein Paar alte silberne Schnallen für drey Thaler und gab sie Jenem, welcher so einfältig war und den Werth nicht genau untersuchte. Gottfried hatte also an diesem Handel einen Thaler baar gewonnen.

Glaubt ihr wol, daß ein solcher Handel erlaubt ist? und daß dieser Gewinn ehrlich war? — Als Gottfried dieses that, war er nicht viel über zwölf Jahr alt: Was meynt ihr wol, daß aus diesem Menschen wird mit der Zeit geworden seyn?

XXIII. 23.

Donat und Marthe, ein Paar arme Kinder, sahen, daß ihre Eltern viel Mühe und schwere Arbeit hatten, um das tägliche Brodt zu gewinnen. Sie dachten, daß sie wol auch Etwas thun könnten, um ihren Eltern die schweren Nahrungssorgen zu erleichtern. Und, in der That, wenn Kinder nur angeleitet würden, sie könnten ihre Leibeskräfte ebenfalls zu nützlichen Geschäften anwenden. Freylich, um für ordentliches Tagelohn zu arbeiten, waren die Kinder, von denen ich hier rede, zu schwach; aber,

anstatt, daß sie müßig herum liefen, giengen sie im Frühlinge in das Gebüsch und pflückten Maiblumen; oder an die Bäche, fiengen Krebse und kleine Fische; oder auf die Wiesen und suchten Kräuter. Im Winter sammelten sie Tannzapfen, schnitzten Schwefelhölzchen, flochten kleine Körbe und dergleichen. Alsdenn wußten sie schon die Häuser, wo man ihnen diese Dinge abkaufte und so brachten sie ihren Eltern manchen Groschen nach Hause, den sie aus ihrer kleinen Waare gelöset hatten. Wie gefällt euch das?

An eben dem Orte, wohnte Joseph, welcher auch arme Eltern aber keine Lust hatte ihnen durch seinen Fleiß das Leben zu erleichtern. Gleichwol verdroß es ihn, daß Donat und Marthe so thätig waren und deswegen hier und da gelobt wurden. Hatte er wol Ursache sich das verdrießen zu lassen?

Im Monat Junius giengen diese Letzteren auf einen Berg und pflückten Erdbeeren, welche sie hernach in die Stadt zum Verkauf trugen. Weil aber noch sehr viele Erdbeeren unreif waren; so lasen sie nur die reifsten ab und nahmen sich vor nach einigen Tagen wieder hierher zu kommen. Das hörte Joseph und, um ihnen die Freude zu verderben, gieng er hin und zerstöhrte muthwillig alle Erdbeersträucher. Wofür haltet ihr das?

Da nun Donat und Marthe wieder Erdbeeren pflücken wollten; so fanden sie nichts als Verwüstung. Sie wußten wol, wer ihnen diesen Possen gespielt hatte; Sollten sie nun nicht Gelegenheit suchen sich an ihm zu rächen? Das thaten sie nicht; sondern sie giengen weiter, um etwa auf einem andern Platze Erdbeeren zu finden. Ihr sehet

also, daß man unter den Armen eben die Tugenden und eben die Laster antrifft, wie unter den Reichen und Vornehmen.

XXIV. 24.

Walther fand auf einer einsamen Gasse, wo nicht viel Menschen zu gehen pflegten, ein Futteral, worin ein Paar Messer, eine Schere, ein kleiner Bleistift, ein Federmesser, und dergleichen Sächelchen staken. Indem er es betrachtete, begegnete ihm Kunz. Walther wieß ihm das Gefundene und Kunzen gefiel das Ding über die Maße. Er wollte es Walthern für vier Groschen abkaufen: und dabey hätte er in Wahrheit Nichts eingebüßt: denn das Futteral war noch ganz neu, und hatte gewiß über einen Thaler gekostet. Walther antwortete: Ich darf es nicht verkaufen: denn, wenn ich es gleich gefunden habe; so ist es doch nicht mein. Ohne Zweifel hat es Jemand verloren und, sobald ich den ausfindig machen kann, will ich es ihm ehrlich wieder geben. War es Recht, daß Walther dieses thun wollte?

Kunz bat Walthern zu wiederhohlten Malen ihm das Futteral zu überlassen. Weil aber dieser nicht wollte, so gieng er verdrießlich von ihm. Nicht lange darauf begegnete ihm Sigwart. Diesem erzählte Kunz, was Walther gefunden hatte, beschrieb ihm das Futteral mit allen den Sachen, die darin waren, sehr genau und sagte: Er sollte hingehen zu Walthern, sich für den Eigenthümer des Futterals ausgeben und es zurückfordern: Und wenn Walther

es ihm gäbe, so sollte er es ihm (Kunzen) bringen und dafür sechs baare Groschen in Empfang nehmen. Wie nennet ihr diesen Auftrag?

Sigwart ließ sich zu diesem Geschäfte brauchen, und, weil er alle Theile des Futterals sehr genau und richtig angab; so glaubte Walther, daß er wirklich der rechtmäßige Besitzer wäre und gab ihm das Futteral. Würdet ihr es ihm auch gegeben haben?

Einige Tage später meldete sich der wahre Eigenthümer des Futterals und bewies durch allerley Umstände, daß er es wirklich verloren hatte, und daß der Sigwart, der es schon abgehohlt hatte, ein Betrüger gewesen war. Nun that es Walthern freylich Leyd, daß er sich hatte anführen lassen; aber, was war zu thun? Er erzählte den ganzen Handel seinen Eltern, welche es denn dahin brachten, daß der rechte Besitzer wieder zu dem Seinigen kam. — Ob Walther bey dieser Sache wol einen Fehler begangen hatte? Was meynt ihr?

XXV. 25.

Pickard hatte schon als Kind, ich weiß nicht, von wem? gelernt seine Wärterinnen schlagen, sobald sie nicht thaten, was er haben wollte. Das ist wol eine Kleinigkeit? Dadurch ward er gewöhnt sich an allen denen, die seinen Willen nicht befolgten, durch Schläge zu rächen und sein jüngeres Geschwister litt dabey oft. Als er größer und stärker ward, so behandelte er seine Mitschüler und Spielkameraden eben so, wie seine Brüder und Schwestern. Wenn einer ihn nur schel ansahe, oder ihm widersprach; so

antwortete Pickard mit Schlägen: und wenn sein Nachbar einen Apfel hatte, so sagte Pickard: gieb mir den Apfel. That's dieser nicht; so war die Schlägerey da und immer war Pickard der Anfänger. Hätte er Leibeskräfte gehabt; so wäre er gewiß ein Schläger vom Handwerke geworden; aber, er blieb klein und schwach; daher er seine Prügelsucht an Niemanden auslassen konnte, als höchstens an kleinen Kindern.

Indessen war er einmal gewohnt sich nicht ungestraft beleidigen zu lassen und sein vermeyntes Recht überall mit Gewalt zu behaupten. Da es nun mit der Faust nicht gieng; so legte er sich ein spitziges Messer zu, mit welchem er nach Jedem stach, der stärker war als er. Einmal hatte des Nachbars Sohn Christian einen Feuerstahl gefunden. Pickard gab vor, es wäre der seinige; er hätte ihn vor etlichen Tagen verloren, wollte ihn also haben. Da Christian ihn nicht gutwillig ausliefern wollte: so versuchte Pickard ihn mit Gewalt zu rauben; allein jener war ihm überlegen. Pickard sahe bald, daß er Nichts ausrichten würde: er zog also sein Messer aus der Tasche und gab dem Chistian einen Stich in den Unterleib, daß dieser ohnmächtig hinsank. Also ward aus dem Schläger ein Mörder: denn, an ihm lag's nicht, wenn Christian nicht an der empfangenen Wunde starb.

Haltet ihr es wol für Recht, wenn ich mich durch Schläge an meinem Beleidiger räche? — So ist es; wenn Kindern gestattet wird andere Kinder zu schlagen; so sind unbändige Rachsucht und Mordlust die gewöhnlichen Folgen.

XXVI. 26.

Ein Becker in einer gewissen Stadt, die ich nicht nennen will, hatte drey Kinder, die er herzlich liebte. Seine Frau sprach zwar auch zuweilen von Liebe gegen ihre Kinder; aber sie kannte keine andere Art sie zu behandeln als Scheltworte und Schläge. Jeden Fehler, den die Kinder begiengen, nahm sie für eine Beleidigung an; und für jede Beleidigung glaubte sie sich rächen zu müssen. Sie gab sich nicht die Mühe ihre Kinder sanftmüthig zu belehren und liebreich zu ermahnen; sondern, so oft sie Etwas sagten oder thaten, das ihr nicht recht war — und das geschahe sehr oft: denn, sie war über die Maßen eigensinnig; so schimpfte und schlug sie. Oft ergriff sie im Zorne das Erste das Beste, was ihr in die Hand fiel, einen Besen, einen Topf, oder, wenn sie Nichts anders hatte, so zog sie ihren Pantoffel aus und warf ihn dem Kinde, das ihr mißfiel, an den Kopf, daher auch die Kinder von Beulen und Striemen fast niemahls frey wurden.

Dadurch erbitterte sie nicht nur die Kinder gegen sich; sondern sie gab ihnen auch ein schlimmes Beyspiel, welches der älteste Sohn Barthel getreulich nachahmte. Er hatte in der Schule oft genug die Lehre bekommen, daß er seine Eltern ehren, lieben und nachahmen sollte: wer konnte sich also darüber wundern, daß er glaubte: Wenn Jemand ihm Verdruß machte; so könnte er ihn schimpfen und schlagen? Seine Mutter schlug ihn ja, so oft er Etwas sagte oder that, das ihr nicht recht war; folglich schlug

er seine jüngern Schwestern, so oft sie Etwas sagten oder thaten, das ihm nicht recht war: und wollten diese auch Etwas zu schlagen haben; so mußten sie ihren Grimm an Hund und Katze, oder an ihren Spielpuppen auslassen. Auf diese Art schlugen die kleinen Kinder die Hausthiere; Barthel schlug die kleinen Kinder; die Mutter schlug Bartheln und nun fehlte weiter nichts, als daß der Vater die Mutter schlug; so wäre Schimpfen und Prügeln die allgemeine und tägliche Familien-Beschäftigung gewesen. Hättet ihr wol Kinder in diesem Hause seyn mögen? — Aber, der Vater war ein guter und freundlicher Mann, der alle seine Kräfte anwandte, um den Gewaltthätigkeiten in seinem Hause zu steuern.

XXVII. 27.

In einer gewissen andern Stadt war ein Platz, der, ich weiß nicht, warum? Der Katzenhügel genennet ward. Das war der Ort, an welchem sich einige Kinder gewöhnt hatten, Tag für Tag ihre lärmenden Spiele zu treiben. Oft fiengen sie am frühen Morgen schon an und hörten den ganzen Tag nicht auf durch unsinniges Lärmen alle Menschen, die da herum wohnten, in ihren Geschäften und in ihrer Ruhe zu stöhren.

Gleich neben diesem Platze wohnte ein Mann, dessen Geschäfte oft mit stillem und anhaltendem Nachdenken verbunden waren. Dieser bat manchmal die Kinder auf einem andern Platze zu spielen, wo sie nicht Leute beunruhigten; aber, das half ihm Nichts.

Sie lachten über sein Bitten und lärmten nach wie vor. In eben dieser Gegend wohnte ein armer Bürger, dessen Frau gefährlich krank lag. Die Aerzte wünschten, daß sie eine Stunde schlafen möchte, aber das Toben der Kinder auf der Gasse machte es ihr unmöglich. Dieser Mann schickte zu den Eltern und ließ sie recht herzlich bitten, ihre Kinder nach Hause rufen zu lassen: vielleicht könnte seinem kranken Weibe durch eine Stunde Schlaf das Leben gerettet werden. Aber, er bekam schnöde Antworten und die Kinder trieben ihr Unwesen fort, die kranke Frau mochte leben oder sterben. Der ehrliche Mann kränkte sich darüber; aber — was wollte er machen? —

Mehrere Beunruhigte wandten sich endlich an die Obrigkeit und baten um Schutz gegen diesen Kinderunfug, der fleißige Arbeiter in ihren Geschäften und todtkranke Menschen in der Ruhe stöhrte. Aber, auch dieses war vergeblich. Man gab zur Antwort: Es wären Bürgerskinder, denen man das Recht auf den freyen Plätzen zu spielen nicht nehmen könnte.

Diese Bürgerskinder trieben auch noch auf eine andere Art ihr Wesen auf den freyen Plätzen: ich weiß nicht, ob sie dazu etwa auch ein Recht hatten, daß man ihnen nicht nehmen konnte. Nemlich, sie gaben sich die besondere Mühe alle öffentliche Anlagen zu beschädigen und zu vernichten. Es waren an verschiedenen öffentlichen Plätzen hölzerne und steinerne Ruhebänke gesetzt: sie wurden von den Kindern des Nachts zerbrochen. Manche Leute hatten vor ihren Häusern — und die Obrigkeit hatte auf einigen Straßen Fruchtbäume setzen lassen. Am späten

Abends, wenn keine Menschen mehr auf der Gasse waren, giengen die Kinder hin, bohrten Löcher in die jungen Stämme, oder schälten die Rinde ab, und die Bäume mußten in kurzer Zeit verdorren. — Verschiedene Hausbesitzer hatten ihre Häuser abputzen und ihre Thüren anstreichen lassen. Den Tag darauf, nachdem diese Arbeit fertig geworden war, fanden sie alles mit Kothe besprützt. — **Haltet ihr das für verantwortlich?**

Wer andern Leuten Schaden zufügt, um für sich selbst Nutzen davon zu haben, der hat doch noch einen Schein der Entschuldigung vor sich; aber, wer schädlichen Muthwillen treibt und weiter gar keinen Vortheil davon hat, als die Freude Schaden gethan zu haben: womit soll man den entschuldigen?

XXVIII. 28.

Als Wenzel mit seinen Eltern bey Tische saß, sagte seine Mutter: Unser Vetter Wolf that neulich so arm, als wenn er verhungern wollte: heute habe ich gesehen, daß er ein neues aschgraues Kleid mit Stahlknöpfen trug; also muß doch die Armuth noch nicht so gar groß seyn. Nein, Mutter, fiel ihr Wenzel in die Rede, du hast nicht recht gesehen: es war kein aschgraues, sondern ein leberfarbenes Kleid; es waren auch keine stählernen, sondern metallne Knöpfe. — Ach, sagte der Vater, es ist vor einiger Zeit ein Verwandter von ihm in Magdeburg gestorben; von dem wird er das Kleid geerbt haben. Nein, Vater, sagte Wenzel; er war nicht in Magdeburg,

sondern in Weimar; ich weiß es gewiß. Ob nun gleich der Vater versicherte, daß er selbst in Magdeburg gewesen wäre und den Verstorbenen gekannt hätte; so blieb Wenzel dennoch dabey, daß er in Weimar gestorben wäre. Nicht lange darauf erzählte seine Schwester, daß heute eine Extrapost mit vier Pferden durchgefahren wäre. Nein, Schwester, erwiederte Wenzel, es waren nur drey Pferde, du hast nicht recht gezählt. Die Schwester behauptete vier Pferde und Wenzel ward darüber so bös, daß er auf der Stelle in den Gasthof laufen und ein Zeugniß des Wirths einhohlen wollte, daß die Post nur mit drey Pferden bespannt gewesen wäre. —— Es waren wirklich nur drey Pferde gewesen und die Schwester hatte sich bloß versprochen; aber, sie wollte dem Widersprecher nicht die Freude machen, zuzugeben, daß er Recht hätte. Dieser Knabe hatte einen übermäßigen Hang zum Widersprechen und so oft er den Mund aufthat, waren immer die ersten Worte: Nein, Vater! nein, Mutter! nein, Schwester! u. s. w.

Gleich darauf trat eine Magd zu ihm und wollte die Schüssel vom Tische heben. Wenzel wollte das nicht leiden und sagte ihr: sie sollte auf eine andere Seite des Tisches gehen. Weil sie aber dennoch da stehen blieb; so gab er ihr Schuld, sie hätte seine Kleider mit Brühe begossen. Die Magd leugnete es und Wenzel behauptete es und daraus ward ein Zank, welcher eine ziemliche Zeit fortdauerte. Als das Essen vorbey war, trug der jüngere Bruder seinen Stuhl weg. Wenzel klagte laut darüber, daß er ihn gestoßen hätte. Der Andere verantwortete sich und das gab wieder einen Streit, den der Vater nicht

eben zu Wenzels Vortheile entschied. — Voll Verdruß gieng Wenzel aus der Stube und trat in die Hausthüre. Hier sahe er einen kleinen Knaben aus der Nachbarschaft, welcher mit Steinchen auf der Gasse warf. Gleich fuhr ihn Wenzel heftig an: „Ich „glaube, Junge, du willst mit Steinen nach mir „werfen?“ Dieser ließ sich auch nicht zwey Mal zum Streite auffordern, sondern erwiederte Wenzels Beschuldigung mit Schimpfwörtern und sie geriethen in einen so heftigen Zank, daß es wol gar zur Schlägerey gekommen wäre, wenn sich nicht Wenzels Vater darein gelegt und die Zänker aus einander gebracht hätte.

Also hatte Wenzel in Einer Stunde mit Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Magd und Nachbars Sohne gestritten, freylich über lauter unbedeutende Kleinigkeiten. Aber, wer als Knabe schon allen Leuten widerspricht und über jede Kleinigkeit zankt; glaubt ihr wol, daß der verträglicher seyn wird, wenn er, als Mann, mit wichtigern Dingen zu thun bekommt? und haltet ihr beständigen Widerspruch und Zank für Etwas gutes und angenehmes?

XXVIIII. 29.

Gutmann war der Meynung, daß eine Familie unmöglich ein vergnügtes Leben führen kann, wenn nicht Alle, die dazu gehören, munter und froh, einig und mit ihrem Schicksale zufrieden sind. Er war es selbst und sorgte dafür, daß auch Kinder und Gesinde es seyn konnten. Wenn ein Dienstbothe mißvergnügt

war, oder sich mit den Leuten im Hause nicht vertrug; so mußte er entweder diesen Fehler ablegen, oder den Dienst verlassen. Da nun die Kinder niemahls von Verdruß, Zank, Feindschaft im Hause Etwas sahen oder hörten, so hatten sie auch selbst keine Neigung dazu: und das war ganz natürlich. Kinder haben frisches Blut, so lange sie gesund sind, folglich auch guten Muth: und, wer gutes Muths ist, der ärgert sich nicht, wenn er auch gleich bisweilen ein mißfälliges Wort hört. Kinder würden daher nicht so geneigt seyn zu zanken und einander gewaltthätig zu behandeln, wenn sie nicht von Mutterleibe an prügeln sähen und schimpfen und zanken hörten.

Um diesen Uebelstand zu verhüten, brauchte Gutmann folgendes Mittel. Sobald er sahe, daß Eins von seinen Kindern die böse Laune hatte, mißmüthig herum schlich, oder den Kopf hieng; so bald er merkte, daß Eins verdrüßlich, ägerlich oder mit dem Andern uneinig war; — denn, eigentlicher Zank brach niemahls unter ihnen aus — so sagte er ganz mitleidig: Ich sehe, liebes Kind, daß du krank bist: denn, gesunde Menschen sind weder mürrisch noch zänkisch: du wirst heute fasten. Bey jeder Krankheit sind die Nahrungsmittel schädlich und wenn du zwischen jetzt und vier und zwanzig Stunden nicht besser wirst; so must du auch Arzney einehmen. Wenn er das gesagt hatte; so wartete er etwa noch eine oder zwey Stunden: und, war es da noch nicht anders, so mußte jedes mißlaunige Kind ohne Barmherzigkeit wenigstens einen halben Tag fasten. Aber es kam äußerst selten so weit: denn, da die Kinder einmal wußten, was erfolgen würde; so gaben sie sich alle

Mühe, so lange sie nicht wirklich krank waren, bey guter Laune zu bleiben.

XXX. 30.

Nun will ich euch die Geschichte Eines Tages aus dem Leben eines Milzsüchtigen, eines eigensinnigen Maulhängers erzählen, eines Menschen, der mit Allem unzufrieden ist und den, wie man zu sagen pflegt, jede Fliege an der Wand ärgert. Gerhard war der Sohn eines wackern Mannes in Waldheim, der aber, vieler Geschäffte wegen, die Erziehung seiner Kinder größtentheils der Mutter überlassen mußte. Dieser Gerhard war gewohnt, täglich, sobald er aus dem Bette fuhr, nach dem Frühstücke zu fragen. Das that er also auch heute und, da er hörete, daß es noch nicht bereit war, so fand er darin die Ursache, das Leben des Tages mit Verdruß anzufangen. — Haltet ihr es für gesund und für anständig, daß Essen gleich das allererste Geschäfft des Tages sey? — Nachdem Gerhard darüber genug gemurret hatte; kleidete er sich an und wollte seine Stiefeln anziehen. Die Mutter aber ließ ihm das nicht zu, weil sie schadhaft waren: ein zweytes Aergerniß für ihn, weil er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, daß er heute Stiefeln tragen wollte. Alsdenn wollte sein Vater auf ein Dorf gehen und wünschte, daß seine Kinder ihn begleiteten. „Gerhard wird wol nicht mit gehen," sagte die älteste Tochter, „weil er keine Stiefeln hat anziehen können." Das verdroß diesen dergestalt, daß er lieber einen Zank darüber mit

seiner Schwester angefangen hätte. Freylich wollte sie seiner damit spotten; aber, es war auch schwer, bey Gerhards Eigensinn sich des Spottens zu enthalten. — Als er von diesem Wege zurück kam, fand er einen neuen Rock, den der Schneider in seiner Abwesenheit für ihn gebracht hatte. Auf diesem Rocke waren gelbe meßingene Knöpfe: Gerhard aber hatte erwartet, daß es weiße metallne seyn würden. Weil er es nun nicht so fand, wie er sich's eingebildet hatte; so wollte er für Verdruß den Rock nicht anziehen, sondern verließ mißmüthig die Stube. Unterdessen setzte sich die Familie zu Tische und weil Gerhard nicht da war; so blieb sein Platz leer. Gerufen ward Niemand: denn, der Hausvater hatte Ein Mal für alle Mal verordnet, daß, wer essen wollte, sich zur bestimmten Zeit einfinden müßte. Nach einiger Zeit kam er und weinte für Unwillen darüber, daß man ihn nicht zum Essen gerufen hatte. Er verlangte also, daß man ihm nachlaufen und bitten sollte wieder zu kommen. Nachdem diese Thränen abgetrocknet waren; fiel es ihm ein, daß er trinken wollte: und, weil er kein Wasser auf dem Tische stehen sahe; so bezeugte er sein großes Mißfallen darüber. Seine Schwester stand auf und brachte Wasser; aber, da er es trinken wollte, war es ihm zu kalt; ein neuer Verdruß für ihn! Sein jüngerer Bruder war von beßerer Laune und konnte sich nicht enthalten über Gerhards lächerliche Grillen zu lachen. Darüber ward dieser so ärgerlich, daß er aussahe, als wollte er zerplatzen. Nachmittage kamen fremde Kinder zum Besuche und sie sollten nun gemeinschaftlich spielen. In solchen Fällen pflegte Gerhard gern den Befehlsha-

ber zu machen und verlangte, daß alle Andere sich nach seinen Einfällen richten sollten. Weil das nun nicht geschahe, so gieng er davon, setzte sich in einen Winkel besonders und schmollte. Endlich kam ihm die Lust an Birnen zu essen. Seine Mutter ließ welche bringen und nun wird er wol vergnügt gewesen seyn? — Mit nichten! Da er sahe, daß sie noch nicht alle mürbe waren; ward er so verdrüßlich darüber, daß er gar keine essen mochte.

Weiter hab' ich es nicht abgewartet. Der Tag war indessen noch nicht zu Ende. Wer weiß, wie viel Mal Gerhard noch unwillig geworden ist. Die wahre Ursache dieses Hanges zur Unzufriedenheit und zur übeln Laune liegt freylich in einer Krankheit des Körpers; doch ist meistentheils auch viel Verwöhnung dabey. Aber, meynt ihr wol, daß es ein Vergnügen seyn mag mit einem solchen Menschen in Einem Hause zu leben! —

XXXI. 31.

Wilhelm, der fleißige und wohlgesittete Sohn eines Tuchwebers in Görlitz war einmal zugegen, als einige Leute sich von einer alten Frau aus dem Kaffee-Schälchen, aus der Karte und aus der Hand wahrsagen liessen. Weil er diese Wahrsagerey für Possenspiel oder für Betrug hielt; so lachte er darüber. Das verdroß die alte Frau und, um sich dafür zu rächen, weissagete sie ihm, daß er noch in demselben Jahre, und zwar auf den siebenten September, sterben würde. So sehr Wilhelm vorher darüber gelacht hatte; so war er doch

über diese Prophezeihung, die ihn selbst angieng, betroffen und erzählte sie seinen Eltern. Diese urtheilten sehr vernünftig über die Sache und sagten: „Lie-„ber Sohn, mache dir darum keine Sorge. Kein „Mensch auf der Welt kann wissen, wenn du sterben „wirst; noch weniger kann's im Kaffee-Schälchen „oder in der Karte geschrieben stehen. Du siehst wol, „daß die alte Wahrsagerinn dir hat einen Possen thun „wollen. Hättest du ihre Kunst nicht verspottet; so „würde sie dir vielleicht Etwas angenehmes gesagt „haben." — Willhelm sahe wol ein, daß seine Eltern Recht hatten; aber, er war doch nicht stark genug, um die Furcht zu überwinden, die diese Wahrsagung bey ihm erregt hatte. Sie nahm vielmehr täglich zu und quälte ihn so sehr, daß er zu gar Nichts mehr nütz war. Ihm schmeckte weder Essen noch Trinken: er konnte viele Nächte vor Furcht nicht schlafen. Alles, was ihm bisher Vergnügen gemacht hatte, war ihm gleichgültig: und arbeiten konnte er auch nicht mehr. Die Aufmerksamkeit fehlte, weil sein ganzes Gemüthe von Furcht eingenommen war.

Je näher der vermeynte Todestag heran rückte, desto größer ward seine Angst und sein Körper verfiel dabey dermassen, daß es schien, als würde er nicht einmal bis zum siebenten September leben. **Was meynt ihr? War dieser Mensch thöricht oder unglücklich zu nennen? Und, was kann man thun, um zu verhüten, daß man nicht auch in ein solches Uebel verfällt?** —

In der Mitte des Augustmonats, also ohngefehr drey Wochen vor dem siebenten September, kam ich in dieses Haus und sahe das Elend, in dem sich die-

ser junge Mensch und die ganze Familie befand. Ich versuchte durch vernünftiges Zureden ihm die Grillen aus dem Kopfe zu bringen; aber, das hatten vor mir schon funfzig Leute versucht und sie hatten so wenig ausgerichtet als ich. Weil ich nun eben im Begrif war eine Reise durch verschiedene Oerter an der Schlesischen und Böhmischen Gränze zu machen; so that ich Willhelmen den Vorschlag mit mir zu reisen, in der Hoffnung, daß vielleicht die Zerstreuung, die freye Luft und die Abwechselung ihm heilsamer seyn würden, als das stille Nachsinnen in der Arbeitsstube. Die Eltern nahmen mein Anerbiethen mit Freuden an; aber der junge Mensch schlug es aus. Am folgenden Tage erzählte ich ihm, was ich wirklich erfahren hatte, daß von allen Weißagungen des alten Weibes bis jetzt keine einzige eingetroffen war; setzte auch hinzu, daß sie zur Strafe für ihren Frevel von der Obrigkeit bereits wäre in Verhaft genommen worden. Dieß schien ihm einigen Muth zu machen, und er entschloß sich mit mir zu reisen. Die ehrlichen Eltern hatten darüber große Freude; auch ich: denn ich wünschte herzlich, daß der gute Jüngling möchte gerettet werden.

Schon die Anstalten zur Reise schienen den Kranken einigermaßen zu beleben, und seine Eltern machten sich gute Hoffnung. Am dritten Tage machten wir uns auf den Weg. Den Kalender ließen wir zu Hause, damit Willhelm die Annäherung des furchtbaren Tages nicht so genau sollte berechnen können. Hat mir Jemand von Herzen glückliche Reise gewünscht; so war es diese bekümmerte Familie. Aber, mein trostloser Reisegefährte machte mir in den ersten drey Tagen das Leben ziemlich sauer und vielleicht

wäre er unterwegens gestorben, wenn nicht ein sonderbarer Zufall seine Genesung befördert hätte. Wollt ihr ihn wissen; so will ich ihn euch morgen erzählen.

XXXII. 32.

Ich ließ meinen Willhelm nicht eine Minute aus den Augen und sprach, so viel ich konnte, mit ihm; nicht von seinem bevorstehenden Tode, sondern von Bergen und Flüssen, über die wir reiseten, erzählte ihm auch alle Schnurren, die mir nur einfallen wollten. Aber, wenn ich glaubte, er hörte mir recht aufmerksam zu, so dachte er an den siebenten September. Nun kamen wir in ein Städtchen, dessen Namen ich vergessen habe, und kehrten da im Gasthofe ein um zu essen. Hier trafen wir einen jungen Menschen an, welcher aussahe, wie Gram und Herzeleid und fast alle Minuten einmal seufzete. Nachdem ich ihn eine Weile stillschweigend betrachtet hatte; fragte ich ihn: Was ihm fehlte? und, ob ich ihm etwa helfen könnte? — Er gab mir keine Antwort, sondern sahe mich einige Augenblicke starr an, schlug alsdenn die Augen nieder, seufzete und gieng aus der Stube.

Als der Wirth herein kam; fragte ich ihn: ob der junge Mensch ihm angehörte? und, was ihm fehlte? Der Wirth antwortete: „Er gehört eigent„lich nicht in mein Haus; sondern kommt täglich für „langer Weile hierher: und weil er unglücklich ist „und Niemanden Etwas in den Weg legt, so lasse ich „es geschehen. Seine Geschichte ist traurig. Er hat „nemlich das Unglück gehabt, aus Unvorsichtigkeit

„seine

„seine Schwester, ein liebes Mädchen von vierzehen „Jahren, zu erschießen. Er nimmt in seiner Eltern „Hause eine Flinte von der Wand, ohne zu wissen, „daß sie geladen ist; zieht den Hahn auf, giebt Feuer „und schießt seiner Schwester eine Kugel in die linke „Seite. Diese litt ohngefehr acht Wochen große „Schmerzen und starb." — Kann man aus dieser Begebenheit Etwas lernen? — Das hat sich nun der junge Mensch so sehr zu Gemüthe gezogen, daß er in beständigem Kummer lebt und sich abzehrt. Er ist nicht eigentlich wahnsinnig; sondern traurig. Die Reue quält ihn. Zur Arbeit ist er schlechterdings untüchtig. Er ißt und trinkt sehr wenig und spricht kein Wort, ausgenommen, daß er zuweilen den Namen seiner getödteten Schwester ausruft. — Ich fragte den Wirth: ob sich Niemand Mühe gegeben hätte, ihn zu beruhigen? Antwort: Sein Vater hat ihn anfänglich hart behandelt und dadurch das Uebel noch ärger gemacht. Noch jetzt begegnen ihm seine Verwandten oft unfreundlich; darum geht er ihnen so viel als möglich aus dem Wege.

Das Schicksal dieses leidenden Jünglings gieng mir sehr zu Herzen. — Mein Willhelm, der von Natur empfindlich und mitleidig war, hatte während der Erzählung des Wirths sich selbst vergessen und seine ganze Aufmerksamkeit auf den Roderich gerichtet: so hieß der Unglückliche. Als wir wieder allein waren, so gab er mir sein Mitleiden zu erkennen und bat mich den Roderich auch mit uns reisen zu lassen. Vielleicht, sagte er, können wir ihn trösten. Diese Theilnehmung Willhelms machte mir große Freude: ich versprach, es dem Roderich vorzutragen. Um zu

versuchen, wie weit ich es bringen könnte, blieb ich denselben Tag da. Nachmittags suchte ich den Roderich unter vier Augen zu sprechen und, durch die freundliche Art, mit der ich ihn anredete, gelang es mir wirklich ihn zur Sprache zu bringen. Ich will nicht das ganze Gespräch, das unter uns vorfiel, erzählen, sondern nur sagen, daß er am Ende versprach mit mir zu reisen. Ich gieng zu seinen Eltern und trug es ihnen vor. Sie ließen sich das sehr gern gefallen. Willhelm schien fast erfreut darüber zu seyn und so reisete ich denn mit Anbruch des folgenden Tages, in Gesellschaft zweyer unglücklichen Jünglinge, weiter.

XXXIII. 33.

Von nun an redete ich weniger mit Willhelmen; aber desto mehr mit dem Roderich. Denn, da Willhelm mit Roderichen viel Mitleiden hatte; so nahm er immer Theil an meinem Zureden und darüber vergaß er seine eigene Krankheit. Das wünschte ich eben. Ja, ich fragte Willhelmen oft um Rath, was ich mit dem Andern vornehmen sollte. Ich that wenigstens so, als ob ich seinem Rathe folgte und, wenn es uns denn gelang, den armen Roderich ein wenig aufzuheitern; so hatte Willhelm eine herzliche Freude darüber.

Da wir fast immer in Berggegenden reiseten; so machte ich meine beiden Gefährten aufmerksam auf die abwechselnden Aussichten. Wenn wir an klare Bäche kamen; so bat ich sie, sich zu baden und blieb bey ihnen, damit sie nicht in Gefahr geriethen. Zu-

wellen gab ich ihnen ein wenig Wein zu trinken und dieses alles zusammen genommen that, besonders bey Wilhelmen, gute Würkung. Ich hoffte, daß er würde hergestellt werden.

Nachdem ich das Ziel meiner Reise erreicht hatte, machte ich den Rückweg auf einer andern Straße, damit meine Begleiter immer alle Tage neue Gegenstände sollten zu sehen bekommen. Sie wußten also selbst nicht; ob wir vorwärts oder rückwärts reiseten; und ich ließ sie gern bey dem Gedanken, daß wir noch weit zu reisen hätten.

Während daß mancherley Auftritte und Vorfälle uns beschäfftiget hatten, war der siebente September glücklich vergangen und mein Willhelm lebte. Ich sagte es ihm; aber, er wollte mir es nicht glauben. Daher ermahnte ich ihn selbst in allen Wirthshäusern nach dem Monatstage zu fragen: und, weil denn nun Alle, die er fragte, auf einerley Rede blieben; so ward er endlich davon überzeugt und seine Furcht war verschwunden.

Mit dem Roderich gieng's nicht so gut. Wenn er auch gleich einmal munter zu seyn schien; so dauerte es doch gar nicht lange und er fiel immer wieder in seine stumme Traurigkeit zurück. Als wir wieder in seine Heimath kamen und er die gewohnten Gegenstände wieder erblickte; da überwältigte ihn vollends die Traurigkeit. Wir verließen ihn mit Thränen und ich habe seitdem nicht erfahren, was aus ihm geworden ist. Aber Willhelmen brachte ich seinen Eltern völlig geheilt wieder nach Hause und sie versicherten mich, daß ihnen in ihrem Leben kein Mensch eine

größere Wohlthat erwiesen hätte als ich. Ob sie dazu wol Ursache hatten?

XXXIV. 34.

Einige Schüler aus einer großen Stadt waren an einem schönen Frühlingstage auf das Land gegangen und kamen in ein Dorf, wo sie auf dem Todtenacker viele Leichensteine und Grabmähler fanden. Sie lasen, was darauf geschrieben stand und betrachteten die Figuren, welche die Bildhauer daran verfertiget hatten. Endlich kamen sie an eine Gruft, welche mit einer eisernen Fallthüre verwahret war. Da man diese nicht sorgfältig genug verschlossen hatte; so hoben sie die jungen Leute auf und, weil sie unter derselben eine Treppe fanden, so kam ihnen die Lust an hinunter in die Gruft zu steigen. Ein Mädchen, die das sahe, kam auf sie zugesprungen und sagte: sie sollten das nicht thun: denn, wer da hinunter stiege, müßte sterben. Die Schüler lachten über die einfältige kindische Warnung und stiegen getrost hinunter. Das Mädchen aber lief geschwind zu ihren Eltern und erzählte ihnen, was sie gesehen und gethan hatte. — Ob sie daran wol recht that?

Die Eltern dieses guten Kindes riefen den Küster und dieser den Todtengräber, welche alle, so schnell sie konnten, an die offene Gruft liefen und die Leute ruften, die hinunter gestiegen waren; aber Niemand antwortete: denn, sie waren schon todt. Mit der größten Behutsamkeit stieg der Todtengräber hinunter, band jedem einen Strick um den Leib und so wurden

sie herauf gezogen und mit großer Mühe wieder zum Leben gebracht. Die Warnung des Mädchens war also gar nicht kindisch gewesen: denn, sie hatte wol gehört, daß es schon mehreren Leuten so gegangen war. Aber, ihr werdet fragen: Woher es kam, daß diese Schüler so schnell todt oder vielmehr betäubt und ohnmächtig wurden? Das könnt ihr erfahren.

Wenn die Ausdünstungen gährender oder faulender Körper lange in einem engen Gemache verschlossen bleiben; so werden sie so giftig, daß Menschen und Thiere, die diese Dünste mit dem Athem in sich ziehen, in kurzer Zeit ersticken müssen. Glaubt ihr wol, daß aus dieser Erzählung Etwas zu lernen ist?

XXXV. 35.

Albert gieng einmal des Morgens aus seiner Eltern Hause in einen Garten. Als er zurück gieng, sahe er ein altes Weib am Wege sitzen, welche bitterlich weinte. Er wußte nicht, wer sie war, gieng aber zu ihr hin und fragte sie: was ihr fehlte? Die Alte sahe den Albert nicht für den Mann an, von dem sie Trost oder Hülfe erwarten konnte, gab ihm also zu erkennen, daß er Nichts darnach zu fragen hätte. Das verdroß den Albert nicht; sondern er redete ihr liebreich zu und erboth sich ihr alle Hülfe zu leisten, die in seinen Kräften stünde, wenn sie ihm nur sagen wollte, was sie brauchte. Aber, das arme betrübte Weib wollte sich mit ihm nicht einlassen: sondern hieß ihn gehen. Als er nach Hause kam, erzählte er die

Erscheinung seinen Eltern, welche ihn darum lobten, daß er menschenfreundlich an dem Leiden der Unbekannten Theil genommen hatte. Weiter erfolgte Nichts! Albert aber ward nicht ruhig. Das arme weinende Weib kam ihm nicht aus den Gedanken: er lief nach einer Stunde wieder an den Ort, wo er sie gesehen hatte; aber, er fand sie nicht mehr, und erfuhr auch nicht, was aus ihr geworden war. **Nennet ihr den Albert vorwitzig wegen dieser Handlung?**

Eben dieser junge Mensch gieng einmal mit Niklas an einem kalten Wintertage über Feld. Sie sahen an der Straße einen unbekannten Menschen im Schnee liegen, welcher schlief. Nun hatte Albert wol einmal gehört, daß Menschen, welche in der strengen Kälte schlafen, in Gefahr sind zu erfrieren. Er blieb also stehen, rufte dem Menschen zu und wollte ihn wecken; aber, dieser erwachte nicht. Albert schüttelte und rieb ihn — vergebens! Dem Niklas währte das Ding zu lange; daher sagte er: Mich friert, Albert, wir wollen weiter gehen. Was geht uns der fremde Kerl an? laß ihn liegen!

Albert: Das dürfen wir nicht: der Mensch möchte erfrieren.

Niklas: Was können wir dafür, wenn er erfriert. Es ist ein besoffener Bettler; das siehst du ja wohl.

Alb. Ob er besoffen, oder ein Bettler ist; das weiß ich nicht; aber, er ist ein Mensch und ein Unglücklicher: darum muß ich thun, was ich kann, um ihn zu retten.

Nikl. Aber, wenn werden wir zurück kommen, wenn wir uns hier so lange aufhalten?

Alb. Ich verlange nicht, daß du darauf warten sollst: geh immer voraus; aber ich — gehe nicht eher von der Stelle, bis ich weiß, was aus diesem Menschen geworden ist.

Da er ihn weder aufwecken noch allein von der Stelle bringen konnte, so sprang er mit der größten Geschwindigkeit in das nächste Dorf und rief Leute heraus, die den Schlafenden in Sicherheit brachten. Alsdenn gieng Albert ganz ruhig weiter, um seinen Gefährten wieder einzuhohlen. **Welcher von Beyden dachte und handelte wol vernünftiger? Albert oder Niklas? Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr an ihrer Stelle gewesen wäret?**

XXXVI. 36.

Renate war ein blutarmes Mädchen. Ihre Mutter konnte wegen Leibesschwäche nicht viel arbeiten und verdiente nur kümmerlich das trockne Brodt. Wollte sie mehr genießen; so mußte sie es von der Wohlthätigkeit guter Menschen erwarten. Da nun Renate größer ward und folglich in Kost und Kleidung mehr zu unterhalten kostete; so konnte ihre Mutter sie nicht länger ernähren, noch weniger den Unterricht in weiblichen Kenntnißen und Geschicklichkeiten bezahlen. Renate sollte also zu andern Leuten in Dienste gehen, um da Brodt zu haben, vielleicht auch nützliche Arbeiten zu lernen.

Ehe es aber dazu kam, fand sich eine wohlhabende Muhme, welche Renaten in ihr Haus nahm und für ihren Unterhalt sowohl als für die nöthige Erziehung zu sorgen versprach. — Hier war Renate nicht sowohl wie Magd, als vielmehr wie Kind vom Hause. Sie mußte zwar arbeiten, wie billig; aber, ihre Pflegmutter gab ihr dafür keinen bestimmten Lohn; sondern versahe sie mit allen Bedürfnissen des anständigen bürgerlichen Lebens. Renate befand sich dabey recht wohl; aber, die alte Frau, bey der sie lebte, hatte, ich weiß nicht, warum? einen Widerwillen gegen ihre (Renatens) Mutter gefaßt. Sie erlaubte daher der Tochter nicht zu ihrer Mutter zu reisen, höchstens jährlich Ein Mal auf Einen Tag zum Besuch; aber länger nicht, bey Verlust aller Wohlthaten. Das kränkte Renaten und ihre Mutter sehr; aber sie mußten es sich gefallen lassen, weil sie glaubten die Wohlthaten der alten Muhme nicht entbehren zu können.

Indessen ward Renatens Mutter so schwach, daß sie gar nicht mehr von der Stelle konnte. Da sie nun arm war und sich für Geld keine Wartung schaffen konnte; so glaubte Renate, daß Niemand mehr verpflichtet sey ihrer Mutter Hülfe zu leisten als sie. Sie bat daher ihre Muhme um Erlaubniß zu ihr zu reisen; aber, es ward abgeschlagen. **War das nicht hart?** — Renate weinte und schwieg. Nach einigen Tagen, da die Nachrichten von ihrer Mutter nicht besser kamen, wiederhohlte sie ihre Bitte; aber mit eben so schlechtem Erfolge.

Endlich konnte Renate der kindlichen Liebe nicht länger widerstehen, sondern entschloß sich lieber Alles

einzubüßen, als ihre Mutter länger hülflos im Elende schmachten zu lassen. Sie verließ also das Haus ihrer Muhme, ohne weiter Etwas mit zu nehmen, als, was sie auf dem Leibe hatte, gieng gerades Weges zu ihrer Mutter und sagte: „Liebe Mutter, „ich will dich mit meinen Händen warten und pfle„gen, so lange du noch lebst: und, wenn wir Nichts „zu essen haben; so will ich zu guten Menschen gehen „und für dich und mich um einen Bissen Brodt bitten.„

Ihre Muhme ward dadurch so erbittert, daß sie Renaten nicht nur Alles wieder nahm, was sie ihr bisher geschenkt hatte; sondern auch seit der Zeit niemahls wieder Etwas von ihr hören wollte.

Indessen lebte Renatens Mutter noch über drey Vierteljahre, während welcher Zeit die Tochter grosses Elend mit ihr ausstand. Doch ward sie niemahls ungeduldig, sondern bat nur immer ihre Mutter mit der wenigen Hülfe die sie ihr leisten könnte, zufrieden zu seyn. Nachdem die Mutter gestorben und begraben war; so vermiethete sich Renate als Dienstmagd: und ob sie schon in diesem Stande nicht so bequem leben konnte, wie bey ihrer Muhme; so bereute sie es doch nie, daß sie ihrer Mutter jenen Wohlstand aufgeopfert hatte. Was meynt ihr nun, Kinder? Seyd ihr mit Renatens Betragen zufrieden oder nicht?

XXXVII. 37.

Als Burghard auf die Schule nach Annaberg kam, lernte er da den Sohn eines reichen Mannes, mit

Namen Adelbert kennen, mit welchem er bisweilen spazieren gieng. Adelbert gieng niemahls allein aus dem Hause; sondern hatte allezeit einen Mann bey sich, den er seinen Hofmeister nannte. Dieser Hofmeister war ein liebreicher Mann, hatte Burgharden gern bey sich und erzählte ihm oft nützliche und angenehme Geschichten. Dem jungen Adelbert aber sagte er immer, was er thun oder nicht thun sollte. Es begegneten ihnen vornehme Leute: „Hier nehmen sie den Hut ab„ sagte ihm der Hofmeister ins Ohr. Wenn ihnen ein Wagen oder ein Pferd in den Weg kam; so rief er dem jungen Adelbert zu: „Springen sie auf die Seite!„ —— Sie kamen an einen breiten Graben, über den ein Steg führte, und Adelbert fragte seinen Hofmeister: Ob er über den Graben springen oder über den Steg gehen sollte? Sie trafen eine Herde Schafe an, bey welcher ein Hund war. Der junge Herr hetzte den Hund auf die Schafe; aber sein Hofmeister verboth es ihm zwey Mal. Es fieng an zu regnen und sie traten in einen Bauerhof. Die gutwilligen Bewohner desselben bothen ihnen Milch zu trinken an, und Adelbert fragte seinen Hofmeister: ob er Milch trinken sollte? Ein Reisender, der in den nemlichen Bauerhof eintrat, erzählte, daß an dem Orte, wo er herkam, vor kurzem ein Mensch zu Stein geworden wäre und ein Pferd sechs Wochen ohne das geringste Futter gelebt hätte. Kaum waren sie wieder auf dem Wege; so fragte Adelbert seinen Hofmeister: ob das wahr wäre, was der Reisende erzählt hatte? Endlich fiel der junge Herr auf die Erde und Burghard erwartete Nichts gewisser, als, daß er seinen Hofmeister fragen wür-

de: ob er wieder aufstehen sollte? denn, in Wahrheit, er hatte sich gewöhnt ihn um Alles zu fragen, was er glauben, sagen oder thun sollte. That Adelbert nicht daran recht?

Burghard dachte da bey sich selbst: Wer erinnert denn mich? Wen kann denn ich fragen, was ich glauben oder thun soll? — Ach es ist doch eine herrliche Sache, wenn man selbst so viel Verstand hat, daß man, wenigstens bey den gewöhnlichsten Vorfällen des Lebens, beurtheilen kann, was recht und gut und anständig ist. Seyd ihr auch der Meynung? oder glaubt ihr, daß es sicherer sey, zu fragen?

XXXVIII. 38.

Als Burghard einmal des Morgens zu dem jungen Adelbert kam, war dessen Hofmeister nicht zu Hause; aber ein Mann in einem weißen Rocke stand bey ihm der ihm die Haare kämmte und wichste und kräuselte und hernach mit Puder bestreute. Als dieser Mann fortgegangen war, sprach Burghard zu Adelberten: Wie oft treibt denn der weiße Mann sein Wesen mit deinen Haaren?

Adelbert: Alle Tage: auch manchen Tag zwey Mal.

Burghard: Thut er das umsonst?

Adelbert: Nein! er bekommt alle Monate einen Thaler dafür.

Burghard: Das Geld kann ich ersparen: denn, ich trage meine Haare, wie sie gewachsen sind

und kämme sie alle Morgen glatt. Das kostet mich weiter Nichts als ein wenig Mühe und etwa alle Jahre einen Kamm für zwey Groschen.

Adelbert: Wenn sich doch nur der Bediente einmal sehen ließe!

Burghard: Was soll denn der Bediente?

Adelbert: Er soll mir die Schuhe putzen und die Kleider ausbürsten und meine Schreibbücher vom Buchbinder hohlen.

Burghard: Wieviel giebst du deinem Bedienten dafür, daß er dir die Schuhe putzt und die Kleider ausbürstet?

Adelbert: Ich gebe ihm Nichts, aber, mein Vater giebt ihm alle Jahre Lohn und alle Tage Brodt.

Burghard: Das kann mein Vater ersparen: denn, ich putze meine Schuhe und bürste meine Kleider selbst. Und, was sagtest du von deinen Schreibbüchern?

Adelbert: Der Buchbinder wird wol meine Schreibbücher fertig gemacht haben: der Bediente soll sie mir hohlen.

Burghard: Warum bezahlst du aber diese Arbeit und machst sie nicht lieber selbst?

Adelbert: Ich kann es nicht.

Burghard: Dazu gehört gar keine Kunst. Ich nehme etliche Bogen Papier, breche sie in die Gestalt, die das Buch haben soll, hefte sie mit einem Zwirnfaden zusammen, und, damit sie nicht schmuzig werden, schlage ich sie in einen schlechten Bogen ein. Alsdenn schneide ich die Bogen auf und schreibe in mein Buch was ich will, ohne daß ich erst nöthig habe den Buchbinder zu bezahlen und auf den

Bedienten zu warten. —— Indessen, wenn du die Bücher brauchst; so will ich sie hohlen. Adelbert nahm diese Gefälligkeit an. Ehe aber Burghard noch weggieng, trat ein junger Mensch in die Stube, der dem Adelbert einige geschnittene Federn brachte und dafür bezahlt ward. Burghard wunderte sich darüber und fragte: Warum schneidest du deine Federn nicht selbst, wie du sie brauchst?

Adelbert: Ich habe es noch nicht gelernt. Dafür gebe ich dem Sohne eines armen Schreibers wöchentlich einen Groschen, daß er mir von Zeit zu Zeit geschnittene Federn bringt.

Burghard: Schon wieder ein Ersparniß, das ich machen kann. Ich gönne dem armen Menschen den Groschen wol, den du ihm alle Wochen giebst; aber, das wirst du mir doch auch zugestehen, daß man viel Zeit und viel Geld ersparen kann, wenn man sich selbst bedient. Hatte Burghard Recht? ——

XXXIX. 39.

Wilibald ein Färber in S .... hatte seiner Tochter Hedwig etliche Groschen gegeben, aber mit der ausdrücklichen Anweisung, ja weder Backwerk noch andere Näschereyen dafür zu kaufen. Was mochte er wol für Ursachen haben, ihr dieses so streng zu verbiethen?

Hedwig wagte es nie, wider den Willen ihrer Eltern zu handeln. Als sie aber einmal in die Nähschule gieng; so ward sie von einer Obsthändlerin angeredet, die in ihrer Eltern Hause sehr bekannt war. Diese Frau machte Hedwigen ein

Geschenk mit etlichen schönen Aepfeln. Sollte sie diese nicht annehmen? Dieß sahe Leonhard, der Sohn ihres Nachbars und, weil er wußte, das Hedwigen das Naschen verbothen war; so gieng er unverzüglich zu ihrem Vater und erzählte ihm: Hedwig hätte bey der Buschinn Aepfel gekauft. War diese Handlung zu loben? Wilibald dankte nicht nur Leonharden für diese Nachricht, sondern gab ihm auch noch dazu eine kleine Belohnung.

Als nun Hedwig aus der Nähschule zurück kam; so begegnete ihr Leonhard und sagte zu ihr: Dein Vater ist sehr unwillig über dich: du wirst gewiß kein freundliches Gesicht finden. Warum denn? fragte Hedwig. Du wirst es am besten wissen, gab Leonhard zur Antwort; oder, wenn du es nicht weißt, so wirst du es schon erfahren, wenn du nach Hause kommst. Aber, Hedwig ließ sich nicht bange werden und sagte: Entweder du belügst mich oder, es hat Jemand meinen Vater belogen. Ich weiß gewiß, daß ich Nichts gethan habe, was seinen Unwillen verdient.

Sobald Hedwig in's Haus trat, fragte sie ihr Vater ziemlich ernsthaft: Hedwig, wie viel Geld hast du heute vernascht?

Hedwig: Keins, lieber Vater: denn, du hast es mir verbothen.

Vater: Die Leute haben ja gesehen, daß du bey der Buschinn Aepfel gekauft hast.

Hedwig: Das habe ich nicht gethan; sondern, die Buschinn hat mich zu sich gerufen und mir etliche Aepfel geschenkt.

Vater: Kind, belüge mich nicht: denn, ich kann den Augenblick hinter die Wahrheit kommen.

Hedwig: Das wünsche ich sehr: denn, ich weiß gewiß, daß ich Nichts unrechtes gethan habe.

Darauf schickte Wilibald zur Buschinn, ließ sich erkundigen und erfuhr die wahre Beschaffenheit der Sache. Von dem Tage an nahm er sich vor, solchen Klätschern, wie Leonhard, nicht wieder blindlings zu glauben, noch vielweniger sie für die Postenträgerey zu belohnen. War dieser Vorsatz zu billigen?

XL. 40.

Margarethe, die ziemlich erwachsene Tochter eines Obsthändlers in Mühlberg, hatte einen Kanarienvogel, der bey ihr in der Stube in einem Bauer wohnte. Er machte ihr nicht nur durch seinen Gesang viel Vergnügen, sondern war auch so kirre, daß er, sobald sie den Bauer öffnete, heraus kam und aus ihrer Hand fraß. Diesen Vogel hatte Margarethe so lieb, daß sie zuweilen sagte: Sie wollte lieber einen Finger als ihren Kanarienvogel einbüßen. War das wol vernünftig?

An einem Wintermorgen war sie ganz allein in der Stube, hatte ihren Vogel aus dem Bauer gelassen und fütterte ihn aus der Hand, ohne zu wissen, daß sie ihn einer großen Gefahr aussetzte. Auf Ein Mal kommt eine Katze unter dem Ofen hervor und bezeigt große Begierde den Vogel zu fressen, welcher Margarethen aus der Hand flog, sobald er seine

Feindinn erblickte. Sie wollte ihn wieder einhaschen; aber, die Katze jagte ihn so hastig in der Stube herum, daß sie seiner nicht habhaft werden konnte. Sie machte die Thüre auf, um die Katze hinaus zu jagen; aber sie mußte befürchten, daß der Vogel zugleich mit hinaus flöge.

Während daß sie in dieser ängstlichen Beschäftigung war, wollte ein altes Weib, mit einem schweren Korbe auf dem Rücken in das Haus treten, glitschte aber auf der Schwelle aus und fiel zur Thüre herein. Sie rief um Hülfe, weil sie unter der Last ihres Korbes lag und nicht vermögend war wieder aufzustehen. Niemand war da, der ihr helfen konnte, als Margarethe. Was sollte diese nun thun? Sollte sie zu der gefallenen Frau gehen und ihren schönen Vogel unterdessen von der Katze fressen lassen? oder, sollte sie die Frau so lange liegen lassen, bis sie den Kanarienvogel in Sicherheit gebracht hatte? —— Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr damahls an Margarethens Stelle gewesen wäret?

XLI. 41.

Hannchen war einmal des Sonntags mit ihren Gespielinnen in den Wald gegangen, nicht heimlich, sondern mit Vorwissen ihrer Eltern. Weil nun die Bewegungen dieser Kinder ein wenig munter gewesen seyn mochten; so hatte Hannchen das Unglück gehabt an einem Strauche hängen zu bleiben und ein nesseltuchnes Halstuch, das sie gerade an diesem Tage zum Ersten Male trug, zu zerreißen. Nun war sie in gros-

großer Noth. Ihre Mutter hatte ihr befohlen, das neue Halstuch ja recht zu schonen, damit sie es eine lange Zeit tragen könnte. Daher fürchtete sie, daß die Mutter sehr unwillig werden würde, wenn sie die Löcher im Halstuche sähe.

Die andern Mädchen hatten Mitleiden mit ihr und wollten ihr gern helfen. Jede gab ihr also einen Rath, so gut, als sie ihn mit ihrem Verstande aufbringen konnte. Eine rieth ihr das Tuch weg zu werfen und ihrer Mutter weiß zu machen, daß es ihr Jemand mit Gewalt geraubt hätte. Eine Andere that den Vorschlag, daß Hannchen mit ihr nach Hause gehen sollte: sie wollte ihre Mutter oder Schwester bitten, den Riß am Halstuche wieder zuzunähen. Eine Dritte erboth sich, ihr ein anderes Halstuch zu leihen, welches sie so lange für das Ihrige ausgeben könnte, bis sie etwa eine gute Gelegenheit fände ihrer Mutter den erlittenen Schaden beyzubringen. Eine Vierte rieth ihr zu erzählen: es wäre ihr ein großer Hund oder eine Katze auf den Hals gesprungen und hätte mit ihren Klauen das Halstuch zerrissen. Die Meisten riethen zu einer Lügen, oder zu einer Art von Betrug. Welchen von diesen Vorschlägen sollte nun wol Hannchen annehmen und befolgen?

Sie hatte Verstand genug um einzusehen, daß sie mit der Wahrheit besser fortkommen würde als mit Lug und Trug. Daher nahm sie sich vor, ihrer Mutter die Sache zu erzählen, wie sie wirklich war, folglich ihren Fehler aufrichtig zu gestehen und sie liebreich um Vergebung zu bitten. Das, dachte sie, wird meiner Mutter doch besser gefallen, als, wenn ich ihr eine Unwahrheit sage. Und, gesetzt auch,

sie wird unwillig; so will ich das doch lieber erdulden, als den Fehler der Unachtsamkeit, den ich schon begangen habe, noch durch das Verbrechen eines entsetzlichen Betrugs vergrößern. Verschiedene von den andern Mädchen nenneten das einfältig: wie nennet ihr es?

XLII. 42.

Gutmann sagte zu seinen Kindern: Wenn ich zu euch spräche: Kommt, Kinder, wir wollen in die Stadt gehen; oder, wir wollen einen Freund besuchen: würdet ihr mir folgen? —— Oder, wenn Vetter Herold herkäme und sich erböthe euch wohin zu führen; würdet ihr mit ihm gehen? und warum würdet ihr in uns kein Mißtrauen setzen?

Als ich neulich in Mitweyde bey einem Schneider war, so fand ich ihn mit seiner ganzen Familie in großer Bestürzung, weil Eine von seinen Töchtern schon seit sechszehen Stunden vermißt ward, ohne daß Jemand wußte, wo sie hin gekommen war. Ich fragte: ob sie noch sehr klein wäre? daß sie leicht aus Unvorsichtigkeit hätte können zu Schaden kommen? —— Ach nein! bekam ich zur Antwort; sie ist über zehen Jahr alt und groß genug, um zu wissen, wie man sich vorsehen muß, wenn man nicht ins Wasser oder in Abgründe fallen, oder von Pferden überlaufen seyn will. Aber, sie ist leichtgläubig und läßt sich von Jedem führen, wohin er will. Neulich brachte sie einen Distelstrauch nach Hause und pflanzte ihn mit großer Freude in den Garten: denn, die

Knaben hatten ihr weiß gemacht: es wäre ein Baum, der überzuckerte Mandeln trüge. **Würdet ihr das geglaubt haben?** Ein ander Mal war sie mit etlichen Soldaten über eine halbe Stunde gelaufen, die sie im Scherze gefragt hatten: ob sie mit ihnen ins Rosinenland reisen wollte? **Würdet ihr auch mit gegangen seyn?**

Während daß die guten Leute mir von der Einfalt ihrer Tochter erzählten, kam eine fremde Frau ins Haus und brachte das verlohrene Kind, aber in einer Gestalt, darin sie fast ihren Eltern unkenntlich war. Durch vieles Fragen brachten sie folgendes aus ihr: Sie war gestern nachmittags in ihren Sonntagskleidern ganz allein hinter die Mauer gegangen. Ein fremder Mensch fragt sie: ob sie mit ihm zur Hochzeit gehen will? Das leichtgläubige Kind spricht: Ja! — **That sie daran recht? und warum nicht?** Darauf führt er sie eine Stunde weit mit sich, wo er ihr die Kleider auszieht, fortgeht und das Mädchen halb nackend an einen Baum bindet, damit sie ihm nicht nachlaufen soll. Hier würde sie umgekommen seyn, wenn nicht noch ganz spät ein Bothe durch den Wald gegangen wäre, der sie winseln hörte und aus Mitleiden in das nächste Dorf brachte. Hier fanden sich gute Leute, die das Kind die Nacht über bey sich behielten, ihr den andern Tag Kleider von Einem ihrer eigenen Kinder anzogen und sie nun ihren Eltern wieder zuführten. **Waren die Eltern diesen Leuten wol Dank schuldig?**

XLIII. 43.

Vielleicht war Dorotheen von ihren leichtfertigen Brüdern oder andern Kindern einmal eine Kleinigkeit genommen worden: das machte sie mißtrauisch. Nun mochte sie irgendwo gehört oder gelesen haben, daß man keinem Menschen in der Welt mehr trauen dürfe. Ob dieser Spruch wol durchaus für wahr anzunehmen ist? —— Seit dem trauete sie auch ihren Blutsfreunden und Hausgenossen nicht mehr. Wenn sie während der Mahlzeit aus der Stube gieng; so schloß sie ihren Teller mit dem, was darauf lag, in einen Schrank und steckte ihr Stückchen Brodt in die Tasche. Kam sie zurück und sahe, daß ihre Brüder heimlich redeten oder lachten; so argwohnte sie gleich, daß es über sie her gienge. So oft sie aus dem Hause gieng, räumte sie zuvor alle ihre Habseligkeiten in eine Kammer, schloß die Thüre zu und steckte den Schlüssel ein. Haltet ihr das für kluge Vorsicht?

Einmal ward sie von ihrer Mutter gerufen. Dorothee antwortete zwar, aber kam nicht. Die Mutter rufte noch Ein oder Zwey Mal, immer mit demselben Erfolge. Als die Tochter endlich sich sehen ließ; fragte die Mutter: Warum sie auf ihren Ruf nicht gekommen wäre? — Ich getraute mir nicht eher von dem Orte weg zu gehen, wo ich war: antwortete Dorothee. Die Mutter hatte nemlich ihre Magd in den Garten geschickt. Das merkte Dorothee und stellte sich sogleich an ein Fenster im obern Stockwerke des Hauses, aus welchem sie den ganzen Garten über-

sehen konnte. Das that sie aber, um zu sehen, ob die Magd etwa eine Birne oder eine Pflaume abpflük-ken würde. Aus Mißtrauen glaubte sie nun dieses Fenster nicht eher verlassen zu dürfen, als bis die Magd wieder aus dem Garten gegangen war.

Zu einer andern Zeit ward ihres Vaters Rohr vermißt und im ganzen Hause gesucht. Weil nun den Tag zuvor eine Bauerfrau im Hause gewesen war, welche Kohlkräuter zum Kauf angebothen hatte; so gab Dorothee geradehin dieser Frau Schuld, daß sie das Rohr gestohlen hätte. Ja, da diese Frau nach etlichen Tagen wieder ins Haus kam, würde sie sie gar darüber zur Rede gestellt haben, wenn ihr nicht ihre Eltern noch zu rechter Zeit gesagt hätten, daß das Rohr wieder gefunden war. Bisweilen trieb sie ihren Argwohn so weit, daß sie die Taschen zuhielt, wenn sie auf der Gasse gieng und Leute, die sie noch nicht kannte, nicht ins Haus lassen wollte.

Bey dieser Familie blieb kein Gesinde lange im Dienste: denn, die Treulosen wurden bald abge-schafft und die Ehrlichen wurden durch das übertrie-bene Mißtrauen zur Treulosigkeit verführt.

XLIV. 44.

Anstatt, daß andere Kinder darauf denken, wie sie sich selbst eine Freude machen wollen, dachte Er-nestine immer darauf, wie sie andern eine Freude machen wollte. Wenn sie Etwas gutes hatte; so genoß sie es nicht selbst; sondern schenkte es weg. „Wenn ich sehe,„ pflegte sie zu sagen, „daß mein

„kleines Geschenk andern angenehm ist; das macht mir „viel mehr Vergnügen als, wenn ich es selbst genieße.„ —— Nun ist's freylich wahr, daß die Kinder eigentlich nicht viel weg zu schenken haben; denn, sie leben selbst noch von den Geschenken ihrer Eltern; aber Geschenke sind auch nicht das Einzige, womit man andern Menschen Vergnügen machen kann. Ihre Eltern erfreute Ernestine durch ihr Wohlverhalten, ihre Geschwister aber und andere Leute durch ihr Bestreben ihnen gefällige Dienste zu leisten. Kurz, sie that, was sie konnte und zeigte doch dadurch, daß sie den ernstlichen guten Willen hatte, ihren Nebenmenschen Freude zu machen.

Wenn ein Armer in dem Städtchen, da ihr Vater wohnte, krank war; so bat sie ihre Mutter um ein Glas Wein oder sonst Etwas, das sie dem Kranken zur Erquickung hintragen konnte. Immer hatte sie ihre Entwürfe im Kopfe, wie sie ihren Eltern oder ihrem Geschwister ein kleines Fest zubereiten wollte. Damit verursachte sie ihren Eltern zuweilen einen Aufwand von etlichen Groschen; aber diese klagten nie darüber. Und, damit Ernestine nicht zu weit gehen möchte, so gaben sie ihr von Zeit zu Zeit einiges Geld, welches sie nach Gefallen zu Ausübung ihrer Wohlthätigkeit anwenden konnte.

Nun wohnte in demselben Städtchen ein armer Taglöhner, Namens Jost, der bey ihren Eltern oft arbeitete. Dieser Mann hatte eine Schuld von funfzig Thalern, welche er bezahlen sollte, aber nicht konnte. Wenn in solchen Fällen der Gläubiger nicht länger Gedult haben will; so nimmt die Obrigkeit dem Schuldner, was er hat, verkauft es und be-

friedigt den Gläubiger. Unser Jost hatte ein kleines Haus, aber nicht viel darinnen. Weil er nun nicht anders Rath zu schaffen wußte; so sollte ihm dieses Haus genommen und verkauft werden. Darüber klagte der arme Mann sehr. Er hatte eine Frau und etliche Kinder und bey seiner dürftigen Lebensart tröstete er sich oft damit, daß er doch seinen eigenen Herd hatte. Den sollte er nun verlassen. Wenn er seinen Jammer deshalb ausließ, so hatte Ernestine schon manche Thräne darüber geweint, daß sie ihm nicht helfen konnte. Indessen, was geschahe?

Ehe noch Josts Haus verkauft ward, bekam Ernestine die unvermuthete Nachricht, daß ein weitläuftiger Verwandter ihrer Eltern gestorben war und ihr 300 Thaler vermacht hatte; wohl zu merken, nicht den Eltern; sondern Ernestinen selbst, weil er dieses Kind besonders geliebt hatte. —— Ihr hättet sehen sollen, wie das gute Mädchen roth im Gesichte ward, da sie das hörte, und —— Ach, nun kann ich dem armen Jost helfen! das war der erste Ausbruch ihrer Freude. Ihre Eltern hatten freylich einige Einwendungen dagegen zu machen, weil sie voraus sahen, daß Jost nie im Stande seyn würde dieses Geld anders, als mit Verlust seines Hauses, wieder zu bezahlen. Aber, Ernestine erklärte, daß sie lieber von dem ganzen übrigen Vermächtnisse Nichts haben möchte, wenn ihr nur erlaubt würde die funfzig Thaler wegzuschenken. Ja, sie ruhete nicht eher, bis die Eltern zugaben, daß sie den armen Jost rufte, dem ihr Vater auf der Stelle die Versicherung geben mußte, daß er für ihn bezahlen wollte, so bald das Vermächtniß ankommen würde. Freudi-

ger war Ernestine in ihrem Leben nicht gewesen, als an diesem Tage. Das übrige Geld ward ausgeliehen und Ernestinens Eltern waren so gütig, daß sie die Zinsen davon, welche jährlich 10 Thaler betrugen, ihrer Tochter überließen, um sie zu Erfreuung anderer Menschen gutmüthig anzuwenden.

Ob man das wol nachahmen kann? — ich meyne nicht, funfzig Thaler weg schenken; denn, dergleichen Vermächtnisse kommen nicht oft: sondern andere Menschen zu erfreuen suchen, so gut als es jedes Mal in unserm Vermögen steht?

XLV. 45.

In Schleusingen habe ich vier Knaben gekannt, welche Leopold, Anton, Marx und Valentin hießen. Weil ihre Eltern in guter Freundschaft mit einander lebten; so kamen auch diese Kinder oft zusammen und man kannte sie als Kinder in der ganzen Stadt unter dem Namen der vier getreuen Spielkameraden. In der Folge giengen sie mit einander in die Schule und man glaubte, sie würden Zeit ihres Lebens unzertrennliche Freunde bleiben. Aber, da sie größer und älter wurden, zeigte es sich, daß sie von verschiedenen Neigungen waren. Und, da sie vermuthlich auch nicht alle gleich gut erzogen wurden; so mußten sie sich nach und nach von einander entfernen.

Zuerst bemerkte man, daß Leopold nicht mehr sehr geachtet ward, daß die Andern seine Gesellschaft mehr vermieden als suchten. Er selbst wußte die Ursache davon nicht und seine Eltern konnten auch nicht

dahinter kommen; aber, ich wußte sie wohl. Leopolds Eltern waren reiche Leute und schenkten ihrem Sohne nicht nur köstliche Kleider, ließen ihm eine Uhr bey sich tragen, sondern gaben ihm auch Geld und mein Leopold hatte das Geldchen so lieb, daß er immer sammelte und selten oder niemahls Etwas ausgab. Seine Eltern hielten ihn daher für einen guten Wirth: (haltet ihr ihn auch dafür?) und gaben ihm getrost immer mehr Geld.

Leopold suchte auch außer den Geschenken seiner Eltern noch Geld zu erhaschen, wo er nur konnte. Oft genug verkaufte er sein Frühstück an Einen seiner Kameraden und steckte das Geld in die Tasche. Auch kaufte er kleine Spielereyen und alte Bücher zusammen, um sie hernach theurer wieder zu verkaufen. Kurz, er that Alles, wobey nur Geld zu gewinnen war: denn, Geld — pflegte er zu sagen, — Geld kann man nie genug haben. Ist das wahr?

Leopold hatte nun wol die Freude viel Geld zu haben; aber, er wandte es zu Nichts an: sondern, er zählte es, trug es bey sich, oder verschloß es: War er darum glücklicher als Andere seines gleichen? Seine Habsucht machte ihn zwar bisweilen lächerlich, doch nicht verhaßt: denn, er beleidigte Niemanden damit. Aber, er hatte auch noch eine andere Eigenschaft, nemlich, er that groß damit, daß er bessere Kleider und mehr Geld hatte, als seine andern Freunde. So oft ihm Einer auf der Gasse begegnete, steckte er die Hand in die Tasche und klimperte mit seinen Sechsern und Groschen. Er bat auch wol seine Freunde ihm nicht so nahe zu kommen, damit sie seine schönen Kleider nicht etwa schmuzig mach-

ten. Gefällt euch dieses Betragen? — Weil nun die Andern sahen, daß Leopold um seines Geldes und seiner Kleider willen glaubte beßer zu seyn als sie; so machten sie sich nicht viel mit ihm zu schaffen, Thaten sie recht daran?

Valentin hatte das Geld wol auch lieb; aber, er begnügte sich mit dem, was seine Eltern ihm gaben, und wollte es nur nicht gern unnöthiger Weise weggeben. Er schrieb daher Alles auf, was er einnahm und ausgab und führte so von Monat zu Monat seine Rechnung, damit er allezeit wissen konnte, ob er reicher oder ärmer geworden wäre. Billigt ihr das? — Daher fehlte es ihm niemahls an Gelde, wenn Etwas nöthiges zu kaufen war; aber er hatte auch niemahls so viel Geld, daß er damit hätte groß thun können.

XLVI. 46.

Dieser Valentin und die beyden andern lebten noch eine Zeit lang recht vergnügt mit einander. Aber unvermuthet ward auch diese Verbindung getrennt. Denn, an einem Sonntage früh war Anton weg und kein Mensch wußte, wohin? Seine Eltern liebten ihn: die Lehrer hatten ihn oft gelobt und alle seine Mitschüler waren ihm gut, daher ward er allgemein bedauert; aber, es war unbegreiflich, was ihn konnte bewogen haben zu entweichen. Nach einigen Tagen kam es heraus und, wenn ihr es gern wissen wollt; so höret einmal an.

Anton war ein herzensguter Junge, beleidigte keinen Menschen und gab her, was er hatte, wenn er Jemanden ein Vergnügen damit machen konnte; aber dem Gelde schien er eigentlich gram zu seyn. Wenigstens konnte er es nicht in der Tasche leiden; sondern, sobald er einen Groschen hatte, ward er gewiß ausgegeben, ehe die Sonne untergieng: Er war kein Näscher, kein Spieler und überhaupt nicht liderlich; aber, er war allzugutwillig. Wenn Einer von seinen Bekannten nur Etwas wünschte; so ruhete er nicht eher, als, bis er dessen Wunsch erfüllet hatte. Wie gefällt euch diese Neigung? Traurige Gesichter konnte er gar nicht sehen: und, wenn er einmal recht vergnügt war; so rufte er seine Schulkameraden zu sich. Dem Einen schenkte er einen Groschen; dem Andern kaufte er eine Semmel; dem Dritten gab er ein Messer, ein Buch Papier, oder so Etwas, das er vor kurzem erst selbst gekauft hatte und das that er oft. Valentin erinnerte ihn wol zuweilen, daß er nicht so viel Geld verschwenden möchte; aber Anton antwortete immer: Das sind ja nur Kleinigkeiten. Freylich! indessen, wenn man sie häuft; so werden endlich doch Summen daraus.

Wenn Antons Beutel leer war, so borgte er, um nur Geschenke austheilen zu können. Haltet ihr das für recht? — Und, da man glaubt, daß kein Geld sich leichter verthut, als das geborgte; so war Anton bald so viel schuldig, daß er ohne Hülfe seiner Eltern unmöglich bezahlen konnte. Der Sonnabend vor seiner Entweichung gieng er vor dem Hause eines Kaufmanns vorbey, von dessen Sohne er etliche Thaler geborgt hatte. Dieser rief ihn an und sagte: Wenn

er das Geld nicht morgendes Tages schaffte; so würde er ihn bey seinen Eltern verklagen. Eine solche Drohung setzte den Anton dermaßen in Furcht, daß er den andern Morgen heimlich davon gieng. War das recht oder unrecht?

Marx, der Vierte von dieser Gesellschaft, war kein Verschwender; aber, er hielt doch Viel darauf, daß man das, was man hat, genießen sollte. Daher sammelte er kein Geld; aber, er schaffte sich dafür solche Sachen an, die ihm auf lange Zeit Nutzen oder Vergnügen gewährten; z. B. Bücher, Gemählde, kleinen niedlichen Hausrath, ein Stück zum Putze, was sich für sein Alter schickte. Ist das zu tadeln?

Auf diese Art blieb er bey Ehren und brachte mit Valentin seine Jugendjahre recht vergnügt zu.

XLVII. 47.

Just und Herrmann wohnten beysammen in Einer Stube. Der Erste war nicht zur Sorgfalt gewöhnt und ließ daher seine Sachen oft da liegen, wo sie ihm zuerst aus der Hand fielen. Da lag ein Hemde unter dem Bette, zwey andere hiengen an der Wand; die Strümpfe lagen auf den Stühlen, die Schnupftücher und Schuhe unter dem Ofen und Geld von ihm war auf allen Fenstern und Tischen zu finden. Er hatte zwar einen Schrank; aber die Thüren desselben standen immer offen und die Schubfächer waren ausgezogen. Billigt ihr diese Weise?

Herrmann hielt das Ding anders. So offt er ein Stück Wäsche ablegte, schloß er es ein. Sein

Geld verwahrte er sorgfältig und, wenn er aus der Stube gehen wollte; und gewahr ward; daß der Schlüssel an seinem Schranke steckte; so gieng er wieder zurück und zog ihn ab. — Was sagt ihr zu dieser Gewohnheit? — Just sahe das lange mit an. Endlich fragte er ihn einmal: Lieber Herrmann, warum versteckst und verschließest du deine Sachen so sorgfältig? Glaubst du etwa, daß ich dir Etwas nehmen werde? — Nein! antwortete Herrmann, das glaube ich nicht! aber, damit mir auch andere Leute Nichts nehmen können, so schließe ich zu und ich rathe dir, es eben so zu machen. Denn, wenn von deinen Sachen Etwas verloren geht, so wirst du nicht wissen, auf wen du den Verdacht werfen sollst. — Ach Possen! versetzte Just. Hier sind lauter ehrliche Leute: es wird mir Niemand Etwas nehmen. —

Indessen, da nach einiger Zeit das leinene Zeug zur Wäsche gegeben werden sollte; vermißte Just drey feine Hemden, zwey Handtücher und ein Paar Strümpfe. Auch erinnerte er sich, Geld auf das Fenster gelegt zu haben und, da er es wieder wegnehmen wollte, war es nicht mehr da. Er klagte den Verlust seinem Stubengesellen und dieser antwortete blos: Mir fehlt weder Wäsche noch Geld noch sonst Etwas. Nach einiger Untersuchung fand sich, daß ein armes Mädchen, welches bisweilen ins Haus kam, um ein Almosen zu hohlen, in Herrmanns Abwesenheit die Stube offen gefunden und genommen hatte, was sie in der Geschwindigkeit weg bringen konnte.

Nun siehe, sagte Herrmann zu seinem Freunde, daß ich recht hatte, als ich dich bat deine Sachen

einzuschließen. Das arme Mädchen hätte Nichts nehmen können, wenn ihr Nichts wäre hergelegt worden. Aber — Gelegenheit macht Diebe. — Meynt ihr wol, daß Herrmann Recht hatte? —

XLVIII. 48.

Ein armer Knabe, Sebald, hatte seinem Brodtherrn einen gläsernen Krug zerbrochen. Weil er nun befürchtete, daß dieser ihm sehr übel begegnen würde, wenn er es erführe; so gieng er in der Angst in etliche Häuser, wo er so viel Almosen zu bekommen hoffte, daß er seinem Herrn einen andern Krug kaufen könnte, ehe er es erführe. Unter andern kam er zu einem gewissen Hilmar, der für Spielereyen und Näschereyen Geld genug weg gab, aber mit den Armen nicht leicht Mitleiden hatte. Dieser bat Sebald auch um eine kleine Beysteuer; aber Hilmar wieß ihn ab und sagte; Er sollte nur ein ander Mal behutsamer seyn, wenn er anderer Leute Sachen in den Händen hätte. Sebald bat einmal über das Andere, ihm nur einen Groschen zu geben: Wer weiß, sagte er, wo ich ihnen wieder einmal helfen und dienen kann. — Nein, Nein! versetzt: Hilmar, du siehst mir eben nicht so aus, als ob du mir in deinem Leben würdest helfen und dienen können: ich werde auch deiner Hülfe und Dienste nicht nöthig haben. Konnte das Hilmar wol so gewiß wissen? — Sebald fiel ihm in der Angst zu Fuße; aber Hilmar ließ ihn liegen und gieng davon.

Nach zwei Jahren reisete Hilmar einmal ganz allein durch einen Wald und verlohr den Weg. Er war schon zwey Stunden in der Irre herum gelaufen und wußte nun gar nicht mehr, was rückwärts oder vorwärts war. Der Abend kam näher: ihm ward schrecklich bange daß er die Nacht im Walde würde zubringen müssen. Er rufte und schrie aus allen Leibeskräften; aber immer vergebens. Endlich erblickte er von fern einen jungen Menschen. Er lief auf ihn zu, erzählte ihm recht kläglich, daß er das Unglück gehabt hätte sich zu verirren und bat ihn inständigst ihn wieder auf den rechten Weg zu führen. Der junge Mensch kannte seinen Mann so gleich und sagte: „Nun, Herr Hilmar, jetzt gäben sie mir wol gern „den Groschen, um den ich ihnen vor zwey Jahren „vergebens zu Fuße fiel." — Jetzt merkte Hilmar, daß das der Sebald war, der den gläsernen Krug zerbrochen hatte. Was sollte er nun thun oder sagen? sollte er sich schämen oder brüsten? — Aber, wie sollte sich Sebald dabey betragen? Hatte er jetzt nicht die schönste Gelegenheit den Hilmar seine ehemalige Härte entgelten zu lassen?

Nun, wollan! fuhr er fort: ich will ihnen den Weg weisen; aber, da sehen sie, daß ich ihnen doch noch in meinem Leben helfen und dienen kann. Ach ja! man weiß nicht, wo man in der Welt hin kommt, da man auch armer Leute Hülfe braucht. Diese Lehre mochte wol dem guten Hilmar ziemlich bitter eingehen; aber, er mußte sie doch mit Dank annehmen: denn, er war jetzt in Sebalds Gewalt. Der Sebald war bald nach jenem Vorfalle von seinem ersten Herrn weg und zu einem Jäger gekommen, der ihn

gerade zu der Zeit in den Wald geschickt hatte, um die Dohnen aufzunehmen.

XLIX. 49.

Wenzel gieng auf eine Schule, wo gewöhnlich alle Jahre zwey Mal öffentliche Prüfung in Gegenwart der Eltern und Obrigkeit gehalten ward. Nun war Wenzel wirklich ein ordentlicher Schüler; er versäumte keine Lehrstunden, war aufmerksam und leistete Alles genau, was der Lehrer aufgab. Er ward daher oft von seinem Lehrer gelobt. Bey der nächsten Prüfung sagte Wenzel nicht nur eine Menge Sprüche und andere Sachen, die er auswendig gelernt hatte, ohne Anstoß her; sondern, er beantwortete auch die Fragen, die ihm vorgelegt wurden, gerade mit den Worten, die der Lehrer verlangte. Darüber wunderten sich alle Anwesende bis zum Erstaunen und der Lehrer versicherte, daß er noch niemahls einen so hoffnungsvollen Knaben in seiner Schule gehabt habe. Darauf bekam Wenzel mit großem Gepränge eine Belohnung von der Obrigkeit, mich dünkt, es war eine silberne Schaumünze.

Ihr könnt selbst urtheilen, ob er sich darüber gefreut haben mag. Als die Prüfung zu Ende war, gieng er nicht mit den übrigen Knaben nach Hause, sondern allein: und als einige Andere ihn aufmunterten mit ihnen zu gehen, so sagte er: „Nein! ihr „möchtet etwa denken, ich wäre eures gleichen, wenn „ich mit euch gienge.“ — Billigt ihr dieses Betragen?

tragen? Merkt ihr etwas von den Wirkungen der öffentlichen Belohnung? —

Von dem Tage an führte er die silberne Schaumünze nicht nur stets bey sich und zeigte sie allen Leuten, die sie etwa noch nicht gesehen hatten; sondern, er verlangte auch von seinen Eltern, daß sie sie sollten henkeln lassen, damit er sie am Halse, oder in den Knopflöchern seines Rocks zur Schau tragen könnte. Riethet ihr wol den Eltern dieses zu thun? —

Seit der Zeit merkte man nun, daß Wenzel nicht mehr so ordentlich und aufmerksam war, wie ehemahls. Gegen seine Mutter, die ihre Verwunderung darüber bezeugte, daß ihr Sohn etliche Mal nicht in die Schule gieng, ließ er sich verlauten: „Nun mögen die Andern erst das lernen, was ich längst gelernt habe: „sie werden mir nicht so leicht nachkommen! So viel „zum Examen nöthig ist, kann ich in den letzten vier „Wochen noch spielend lernen.“ — Auch der Lehrer „machte ihm Vorstellungen über die Abnahme seines „Fleißes. Diesem gab Wenzel zur Antwort:“ Wenn „er (der Lehrer) nicht mit ihm zufrieden wäre; so „würde er bald gar nicht mehr in die Schule kommen.“ Und, als Einer von den andern Schülern ihn alsdenn fragte: ob es sein Ernst wäre, daß er nicht mehr in die Schule kommen würde? so sagte Wenzel: „Der „Schulmeister wird mir schon gute Worte geben müssen: denn, er wird mich gewiß nicht gern weg lassen: ich bin ja der Einzige, der seiner Schule Ehre „macht.“ — Haltet ihr das wol für eine vernünftige Rede? Glaubt ihr, daß sie seinen Mitschülern kann gefallen haben? —

L. 50.

Ursel hatte von Jugend auf, ich weiß nicht, aus welcher Ursache, manche fehlerhafte Neigungen gehabt. Ihre Mutter wollte diese nicht zu übeln Gewohnheiten werden lassen, wendete daher Alles an, was sie konnte, um die übeln Neigungen ihrer Tochter auszurotten. Auch brachte sie es durch treue Mühe dahin, daß diese wenigstens äußerlich die Pflichten der Ordnung und des Wohlstandes beobachtete.

Allein, da Ursel noch nicht vierzehen Jahr alt war, so starb ihre Mutter und nun nahm sie eine Verwandte zu sich: zwar nicht ganz umsonst: denn Ursels Mutter hatte einiges Vermögen hinterlassen; aber, es war doch ein Glück für das Mädchen, weil sie in diesem Hause gute Gelegenheit hatte sich zu bilden. Die Verwandte selbst diente ihr als Muster vieler weiblichen Tugenden, und ihre erwachsene Tochter war auch ein sehr sittsames Mädchen. Allein, hier glaubte Ursel mehr Freyheit zu haben, als bey ihrer Mutter. Sie ließ daher manche fehlerhafte Neigung wieder hervorblicken. Ihre Verwandten unterließen zwar nicht, sie zeitig an jeden Fehler zu erinnern; aber Ursel nahm das übel und meynte: „sie wäre nun groß und alt genug, um selbst zu wissen, was sich schicke, und bedürfte nun keiner solchen Erinnerungen mehr.“ War das vernünftig gedacht? — Kann je ein Mensch vollkommen werden, daß alle Erinnerungen an seine Pflichten überflüßig sind?

Da also Mutter und Tochter sahen, daß sie bey Urseln weder Etwas gutes ausrichteten noch Dank verdienten; so ließen sie sie gehen und bekümmerten sich weniger um sie. Nun verschlimmerten sich Ursels Sitten zusehens. Weil Niemand sie antrieb; so that sie den ganzen Tag wenig Nützliches und überließ sich dem Müßiggange. **Haltet ihr den für ein einträgliches und ehrbares Geschäfft?** Ihre Kleidung war meist unsauber und zerrissen: denn, sie nahm sich nicht die Mühe die Wäsche zu rechter Zeit auszubessern. Es begegnete ihr oft, daß sie wegen ihrer Nachläßigkeit von andern Leuten ausgelacht und verachtet ward. Darüber ward sie zänkisch und bitter. Kurz, alles das Gute, was Ursel bey Lebzeiten ihrer Mutter gelernt hatte, gieng nach und nach wieder verloren. **Ist so eine Person zu tadeln oder zu bedauern?**

LI. 51.

Stephan war der Sohn eines Taglöhners bey Zittau in der Ober-Lausitz, ein gesunder starker Mensch, der in seinem vierzehnten Jahre schon die völlige Länge eines erwachsenen Mannes hatte. Seine beyden ältern Brüder giengen täglich in die Steinbrüche und arbeiteten da. Und, weil Stephan einst auch diese Lebensart ergreifen wollte; so gieng er fleißig mit ihnen. Er konnte auch schon an der Arbeit einigen Antheil nehmen.

Nun hatten diese Leute in Gewohnheit täglich etliche Mal Brandwein zu trinken. Sie bothen dem

jungen Stephan auch ein Glas davon an. Dieser wollte anfänglich nicht kosten. Endlich aber sagte Einer der älteren Mitarbeiter zu ihm: „Junge, wenn „du willst ein Steinbrecher werden: so mußt du Brandwein trinken lernen; sonst taugst du nicht dazu.“ — Zureden hilft. Stephan versuchte: es schmeckte ihm nicht übel und in kurzer Zeit trank Stephan alle Tage so gut seinen Schnaps, wie die andern Kameraden. **Haltet ihr das für gut?**

Weil Stephan sahe, daß die andern Arbeiter auch Taback rauchten; so glaubte er, es gehörte zur Vollkommenheit eines rechten wahren Steinbrechers, daß man Taback rauchte. Er schaffte sich also bald eine Pfeife an. Die Erlernung dieser Kunst machte ihm freylich viele Schwierigkeiten; aber, er ließ nicht nach, bis er sie überwand. Nun hielt sich Stephan im Ernste für einen ganzen Mann: denn, er trank ja Brandwein, rauchte Tabak und machte Alles mit, was die Andern machten.

Aber, nach einiger Zeit schien Stephan nicht mehr recht gesund zu seyn. Seine dicken rothen Backen verfielen: er ward blaß und mager. Seine Munterkeit verlor sich: er war immer träge und verdrossen. Er hatte auch nicht mehr solchen Appetit zum Essen, wie sonst: viele Speisen konnte er nicht mehr verdauen. Bald that ihm der Kopf weh, bald der Magen; bald zitterten ihm Hände und Füße. Kurz Stephan verfiel und Niemand wußte eigentlich die Ursache davon. **Muthmaßet ihr sie etwa?**

Hätte man Stephans ganze Lebensart einem Arzte aufrichtig erzählt; so würde dieser wol auch gemuthmaßt haben und vielleicht wäre ihm zu helfen gewesen.

Aber, das that man nicht; sondern, die Nachbarn riethen den Eltern, daß sie doch dem jungen Menschen zuweilen ein wenig Brandwein geben möchten: das, meynten sie, würde ihn wol wieder stärken. Meynt ihr das auch? Aber, die guten Leute wußten nicht, daß eben das, was sie für Stärkungsmittel hielten, die vornehmste Ursache seiner Schwäche war. Vielleicht hatte auch Stephan nie Etwas davon gehört, daß der Brandwein, als Getränk, keinem Menschen nützlich; aber jungen Leuten durchaus todtschädlich ist.

LII. 52.

Nun, Kinder, sagte Gutmann, nun will ich euch einmal von mir selbst Etwas erzählen. Als Knabe hatte ich einen Vetter in der Vorstadt vor Altenburg. Zu dem reisete ich sehr gern und blieb bisweilen acht, auch wol vierzehen Tage bey ihm. Ich verlor auch Nichts dabey: denn, ich bekam da allerley Menschen zu sehen und mein Vetter trug mir oft kleine Verrichtungen auf, dabey ich lernen konnte. — Er hatte auch einen Hausfreund, der ihn fast täglich auf eine halbe Stunde besuchte.

Dieser Mann nahm sich einmal die Mühe mich einige Kartenspiele zu lehren. Ich weiß eben nicht, ob er daran wohl that; aber, das weiß ich, daß ich immer gern in diese Schule gieng und sehr gelehrig war. Um mir das Ding recht deutlich zu machen, nahm er auch wol klingende Münze dazu. Wir spielten um Geld; ich gewann etliche Pfennige und das machte mir große Lust zu diesem Geschäffte; So oft

also mein Hausfreund zur Thüre herein trat, kam ich ihm auch schon mit der Karte entgegen.

Mein Vetter schüttelte etliche Mal den Kopf: aber, ich wußte nicht, was das bedeuten sollte. Endlich, da er sahe, daß meine Spiellust immer hitziger ward, sagte er einmal zu mir: „Lieber Vetter, du „wirst dir das Spielen dergestalt angewöhnen, daß „du zuletzt nicht einen halben Tag ohne Karte wirst „leben können. Du wirst ein Spieler werden und, „das wird dich unglücklich machen.“ — **Ob der Mann wol Recht hatte?** — Indessen verdroß es mich. Ich legte, ohne ein Wort zu sagen, die Karte weg und war unwillig. **Hatte ich Ursache dazu?** —

Nun spazierte ich in die Küche und weil ich da einen Topf Milch fand, der meinen Appetit reizte; so trank ich ihn halb aus. Eine Magd kam dazu und sagte mir ganz offenherzig, daß diese Milch nicht für mich da gestanden hätte; hieß mich auch, wenn ich mich recht besinne, gar einen Näscher. **War ihr das zu verdenken?** —— Das verdroß mich noch mehr. Ha! dachte ich, heute haben sich wol alle Menschen in diesem Hause beredt mich zu tadeln: es ist Zeit, daß ich fort komme. Ich nahm also mein Bündel und wanderte wieder nach Hause zu meinen Eltern.

In der Folge meines Lebens habe ich von so vielen Menschen erzählen hören, die, durch das böse Spiel ihr Hab und Gut, ihre Ehre, ihre Freunde, ihren ganzen Wohlstand, wol gar ihr Leben verloren haben. Da dachte ich oft an meinen Vetter und wußte ihm Dank dafür, daß er mich gewarnt hatte.

Ich lernte auch bald einsehen, daß die Arbeit ein viel besserer Zeitvertreib ist als das Spiel, und nun ist mir kein Papier in der Welt verächtlicher als die Karte. Auch habe ich mich in meinem Leben nicht wieder von einer Magd über dem Naschen ertappen lassen. Denn, wenn ich nach der Zeit bisweilen Menschen sahe, die sich gewöhnt hatten zu naschen, so oft sie Etwas genießbares stehen sahen; so war mir das abscheulich. Und jetzt ist mir ein Näscher fast eben so verhaßt als ein Dieb. Sehet, so ist es mir in meiner Jugend gegangen. Wenn euch nun auch Jemand tadelt, oder an eure Fehler erinnert: wie werdet ihr das aufnehmen?

LIII. 53.

Als ich noch unverheyrathet war, dachte ich oft bey mir selbst: Wie wird es seyn, wenn ich werde Weib und Kinder haben? Werde ich da auch noch so frey, vergnügt und ruhig leben können, wie jetzt? Was muß ich thun, um einmal der glückselige Vater einer gesunden, frohen und guten Familie zu werden? Auf diese Fragen antwortete ich mir selbst, so gut ich konnte. Ob ich die Kosten der Haushaltung würde bestreiten können, ohne Schulden zu machen; das berechnete ich wol auch; aber, das war gerade das geringste. Denn, dachte ich, was hilft es, daß wir Nahrung und Kleider haben? was hilft es selbst, daß wir reich sind und köstlich leben, wenn die Hausgenossen einander selbst das Leben schwer machen. Nur alsdenn kann ich mich wohl befinden,

wenn Alle im Hause einträchtig, zufrieden und thätig sind; wenn Jeder willig und mit Freuden thut, was ihm zukommt; wenn Alle einander liebreich aufmuntern und unterstützen. —

Ich sprach darüber oft mit meinen Freunden und stellte ihnen vor, was das für ein herrliches Leben seyn würde. Aber, anstatt mich in dieser angenehmen Hoffnung zu bestärken, machten sie mir bange. „Lieber Gutmann," sagten sie, „du stellst dir den „lieben Haus- und Ehestand wie einen Garten vor, „in dem das ganze Jahr hindurch Rosen blühen; aber, „du irrest dich. Diese Rosen tragen Dornen, in die „man sich sticht, daß es weh thut." Da erzählten sie mir eine Menge Unglücksfälle, die einem Hauswirthe begegnen könnten, die ich aber alle schon kannte. Dann nannten sie eben so viel Hinderniße des Vergnügens, welche die Hausgenossen einander selbst in den Weg legen könnten. „Bald," hieß es, „wol„len die Kinder nicht folgen, bald ist das Gesinde „treulos und faul, bald murrt die Frau, bald tobt „der Mann, und so vergeht fast kein Tag, da nicht „ein Theil der Familie mißvergnügt und bekümmert zu „Bette geht."

Aber, dachte ich, es müßte doch nicht gut seyn, wenn diese Uebel nicht zu vermeiden wären. Das sind ja lauter Dinge, die nicht seyn müssen. Indessen gab ich in allen Häusern, wohin ich kam, fleißig Acht auf das, was ich hörte und sahe. Da fand ich denn freylich viel Verdruß und Auftritte, vor denen mir noch heute graut, wenn ich daran zurück denke. Hier einen Vater, der Eins nach dem Andern von seinen Kindern unbarmherzig schlug. Die

Kinder schryen, als ob sie unter den Händen des Henkers wären. Die Mutter wollte die Kinder in Schutz nehmen; aber, der Vater drohete ihr, daß er sie zur Thüre hinaus werfen wollte, wenn sie sich in seine Zucht mischte. Ach Himmel, wie war mir da zu Muthe! Anderswo sprach ich mit dem Manne in der Wohnstube, während daß in der Küche ein greulicher Lärm entstand. Die Frau warf der Magd etliche Töpfe an den Kopf und schimpfte aus Leibeskräften, während daß die Magd schrye und der Frau alle mögliche Schande anthat. An einem dritten Orte sahe ich, daß Herrschaft, Gesinde und Kinder halbe Tage mürrisch beysammen waren. Allen sahe Groll und Verdruß aus den Augen und, wenn Eins den Mund aufthat; so war es, um dem Andern lieblose Vorwürfe zu machen. Doch sahe ich auch in vielen Familien viel Gutes; aber freylich nicht Alles so beysammen, wie ich es in der Meinigen einmal zu sehen wünschte. Von der Besten unter den guten Familien, die ich gefunden habe, will ich euch eine kurze Beschreibung machen, besonders von dem, was die Kinder betrifft. Vielleicht könnt ihr Eins und das Andere daraus lernen.

LIV. 54.

Ich kannte schon lange einen gewissen Frohmuth, einen klugen und rechtschaffenen Mann, der auf dem Lande und in einiger Entfernung von der Mulde wohnte. Ich wußte, daß er eine Frau und einige Kinder hatte, kannte aber seine Familie noch nicht

und war auch noch niemahls in seinem Hause gewesen. Er hatte mich oft gebeten, ihn zu besuchen; und da ich einmal aus der Gegend der Schlesischen und Böhmischen Gränze nach Hause reisete, nahm ich mir vor, bey meinem Freunde Frohmuth einzusprechen und vielleicht etliche Tage bey ihm zu bleiben. Ehe ich aber in Frohmuths Haus komme, muß ich euch einige von den Beobachtungen mittheilen, die ich unterwegens machte.

Ich reisete durch eine kleine Stadt, und gieng in das Gasthaus, um zu trinken. Während daß ich damit beschäftiget war, trat ein kleines Mädchen weinend in die Stube und sagte: Mutter, das Mensch hat mich einen kleinen Nickel geheißen. Die Mutter bezeugte ihren Unwillen darüber und sagte: Gehe hinaus und sage dem Mensche: sie wäre selbst der infamste Nickel in der ganzen Stadt. Sobald das Mädchen diesen Auftrag bekam, verwandelte sich ihr Weinen in ein Lachen: sie gieng freudig hinaus und brachte der Magd nicht nur das Kompliment von ihrer Mutter, sondern setzte auch noch mehr Schimpfreden dazu. Wie gefällt euch diese Art zu sprechen von Mutter und Tochter? Ich eilte, um bald aus diesem Hause zu kommen: denn, mir wird Angst, so oft ich bey unfreundlichen und lieblosen Menschen bin.

Ich gieng zu einem Manne an demselben Orte, mit dem ich gern sprechen wollte. Als ich in dessen Haus trat, sahe ich in der Stube einen sehr alten Mann sitzen und drey oder vier Kinder um ihn her, die ihn unaufhörlich neckten. Bald zupfte ihn Eins am Rocke, bald warf ein Anderes mit einem

Stückchen Holz nach ihm, bald kam ein Drittes und besprützte ihn mit Wasser. Der Alte schalt und schimpfte die Kinder Ein Mal über das Andere: darüber lachten sie von Herzen. Wenn er nun einmal aufstand und drohete, sich an ihnen zu rächen; so liefen sie alle stracks nach der Thüre, kehrten aber auch gleich zurück, so bald sich der Greis wieder setzte. Aus der Anrede hörte ich, daß er der Großvater dieser Kinder war. Was denkt ihr wol von dem Betragen solcher lieben Enkel gegen ihren Großvater?

Indem ich das mit Erstaunen betrachtete, kam die Frau vom Hause und sagte mir, daß ihr Mann nicht zu Hause wäre. Aber, setzte sie hinzu, er wird nicht weit seyn: Wenn ich nur die Menscher zu Hause hätte, so wollte ich ihn rufen lassen. Auf meine Frage: Wer denn die Menscher wären? erfuhr ich, daß sie damit die Mägde meynte und wunderte mich darüber, daß man hier den Dienstmägden diesen verächtlichen Namen gab. In andern Gegenden pflegt man nur lüderliche Weibspersonen schlechthin Menscher zu nennen und dieses Wort gilt so viel als ein Schimpfname. Indessen wünschte ich meinen Mann zu sprechen und fragte die Frau: ob sie nicht ihren Mann durch Eins von den Kindern könnte rufen lassen? Hierauf wandte sie sich an die Kinder, die ihr Spiel mit dem Alten noch immer fort trieben. „Pfuy!„ sagte sie, „laßt den Großvater gehen! „Hänschen, geh, suche den Vater;„ aber Hänschen fletschte die Zähne der Mutter ins Gesicht und sagte: „Mutter, ihr könnt selber gehn!„ Darauf hieß es: „Regine, geh, siehe, daß du den Vater findest.„

Aber Regine hatte eben so wenig Lust. Sie fieng an zu weinen und sagte: „Sie wüßte nicht, wo sie „den Vater suchen sollte.„ Kurz, es gieng Niemand. Der Vater ward nicht gerufen und ich — mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. — Wer handelte hier besser: die Mutter oder die Kinder? — Nun setzte ich meine Reise fort und kam des Abends ganz spät bey meinem Freunde Fromuth an, da seine Familie schon zur Ruhe war.

LV. 55.

Das Erste, was ich am andern Morgen bemerkte, war, daß in allen Theilen dieses Hauses überaus viel Reinlichkeit und Ordnung herrschte. Das gefiel mir: euch auch? —

Als wir eben bey dem Frühstück saßen, trat ein kleines Mädchen in die Stube, das wie lauter Freundlichkeit und Liebe aussahe. Anfangs that sie ein wenig schüchtern, da sie einen unbekannten Mann erblickte. Aber, ihre Mutter führte sie zu mir und sagte ihr, daß ich ein guter Freund ihres Vaters wäre. Sogleich gewann sie mehr Vertrauen zu mir, fragte mich, wo ich her gekommen wäre? und erzählte mir Eins und das Andere von den Vorfällen des gestrigen Tages. Nach und nach erschienen auch die älteren Kinder; alle mit Gesichtern voll Unschuld und Frohsinn. Eins nach dem Andern fiel den Eltern um den Hals und man sahe es Eltern und Kindern an, wie herzlich sie sich freuten, daß Allen wohl war. Es dauerte nicht lange, so waren alle

diese Kinder so bekannt mit mir, als, wenn wir schon ein halbes Jahr beysammen gelebt hätten.

Vater und Mutter konnten nicht immer bey mir bleiben: denn, sie hatten ihre Geschäfte. Sie besorgten daher, daß ich lange Weile haben möchte; aber, mir war dafür nicht bange: denn, ich rechnete darauf, daß die Kinder bey mir bleiben würden. Aber, sie hatten Lehrstunden. Doch, da sie glaubten, mir, als einem Fremden Etwas schuldig zu seyn; so fragten sie ihren Vater: ob es unrecht wäre, wenn sie mir zu Gefallen die Lehrstunden für diesen Tag aussetzten? Der Vater sagte: „Nein! ich halte das nicht für unrecht.„ — Darauf gieng Einer von den Knaben zu dem Lehrer und bat ihn, sich dieses gefallen zu lassen.

Nachdem nun das alles berichtiget war; so machten wir uns auf den Weg. Die Kinder führten mich in den Gärten, auf den Wiesen und Feldern ihres Vaters und in der ganzen Gegend herum. Sie kletterten mit mir über die Berge, durchkrochen die Sträucher, sprangen mit mir über die Gräben und, wo sie nicht fort konnten, da trug ich sie. Und das nicht etwa stillschweigend! Nein! die Kinder nannten mir fast alle Pflanzen derselben Gegend, die in der Wirthschaft zu brauchen sind; erzählten mir mancherley Geschichtchen, die sich theils auf sie selbst, theils auf andere Leute bezogen. Ich fragte sie nach den Armen desselben Orts, nach den Namen der umliegenden Städte und Dörfer, nach der Schule und dergleichen Dingen und, sie wußten mir von Allen ziemlich guten Bescheid zu geben.

Als wir wieder nach Hause gekommen waren, sahen wir durch die Fenster, daß zwey Fremde vorbey ritten, welche den Weg nicht wußten und daher etliche Mal wieder zurück ritten. Ein Haufe Knaben lief ihnen nach, lachte sie aus und schrye immer: „Sie wissen nicht, wo sie hin wollen!„ — Die Fremden fragten nach dem Wege; aber die Knaben gaben ihnen spöttische Antworten und hatten sie zum Besten. Ungeheißen liefen Frohmuths Söhne auf die Straße, traten zu den Fremden und sagten: „Meine Herren, wonach fragen sie denn?„ Die Fremden wollten wissen: Wie weit es noch bis in eine gewisse Stadt wäre? Frohmuths Söhne antworteten: „Wir können ihnen das nicht genau sagen; aber, wir wollen unsern Vater heraus rufen: „der wird sie besser berichten können.„ Als Frohmuth das hörete, gieng er hinaus und gab den Reisenden alle Nachrichten, die sie zu haben wünschten. Einer von seinen Söhnen erboth sich freywillig, die Fremden bis über einen gewissen Scheideweg zu begleiten, damit sie nicht etwa den rechten Weg verfehlen möchten.

LVI. 56.

Am folgenden Tage sagte ich zu Frohmuths Kindern: „Lieben Kinder, gestern habt ihr mir zu Gefallen eure Lehrstunden ausgesetzt. Heute bitte ich „ausdrücklich darum, daß ihr das nicht wieder thut, „weil ich bey eurem Unterrichte gegenwärtig zu seyn „wünsche. Dabey lerne ich nicht nur euren Lehrer

„kennen; sondern sehe auch, womit ihr euch beschäftiget „und wie weit ihr in euren Kenntnissen und Geschick„lichkeiten gekommen seyd.„ — Die Kinder schienen darüber ein Vergnügen zu haben. Das war früh um sieben Uhr.

Nun setzten sie sich an ihren Schreibtisch. Ich fragte sie: Ob jetzt ihr Lehrer schon kommen würde?

Kinder: Nein! aber, wir müssen vorarbeiten.

Ich: Und, wenn ihr nun das nicht thut; was schadet es?

Kinder: Dann ist unser Lehrer mißvergnügt, und das wünschen wir nicht.

Gut! also, um sie nicht zu stöhren, verließ ich sie und bat sie, es mir zu sagen: wenn sie mit ihrer Vorarbeit fertig seyn würden. Das geschabe um neun Uhr. Nun wünschte ich auch zu wissen, worin diese Vorarbeit bestanden hätte? —— Die Kinder machten daraus kein Geheimniß, sondern erzählten mir Alles. Die älteste Tochter hatte den Inhalt der letzten Lehrstunden schriftlich wiederhohlt und eine Art Tagebuch fortgesetzt, worin diejenigen Vorfälle aufgezeichnet waren, die sie etwa merkwürdig fand. Der älteste Sohn hatte verschiedene Fragen, die ihnen der Lehrer vorgelegt hatte, schriftlich beantwortet, auch einige Aufgaben berechnet und, der jüngste Sohn hatte etliche Fragen aufgeschrieben, die dem Lehrer heute sollten vorgelegt werden. Die Kinder zeigten mir auch diese Aufsätze. Es waren keine Meisterstücke: ach nein! es waren Kinderarbeiten; aber, das sahe man gleich beym ersten Anblicke, daß die Kinder von Jugend auf zur Sauberkeit und Genauigkeit gewöhnt waren.

Ich fragte: Was sie nun vornehmen würden? In der gegenwärtigen Stunde, antworteten sie mir, pflegen wir eigentlich zu lesen; allein, unsere Eltern und Lehrer haben uns oft gesagt: Mit einem verständigen Menschen sprechen, wäre wenigstens eben so nützlich als in einem Buche lesen; darum bleiben wir heute bey ihnen.

Gegen zehn Uhr kam der Lehrer und ich erwartete, wie ich es anderwerts gesehen hatte, daß er sich mit den Kindern an einen Tisch setzen, Bücher herzutragen und nun seinen Spruch anheben würde. Aber von dem allen geschahe Nichts; sondern der liebe Mann trat zu uns. Nach kurzer Begrüßung ward das Gespräch fortgesetzt. Die Kinder zeigten ihm ihre Aufsätze. Er sagte ihnen kurz die Fehler, die sie begangen hatten, beantwortete ihre Fragen und legte ihnen wieder etliche Fragen vor. Darauf brachte er zwey Päckchen aus der Tasche. In dem Einen war allerley Samen und in dem Andern viele kleine Stückchen Holz. Beydes legte er den Kindern vor und fragte sie um die Namen der Pflanzen, die aus diesem Samen wachsen, und um die Namen der Bäume, von denen diese Holzarten waren. Was sie nicht wußten, das sagte er ihnen und nun führte er sie und mich an die Oerter, wo jene Pflanzen und und diese Bäume wirklich standen, wobey er zugleich von Jedem erzählte, was den Kindern zu wissen nützlich war. Man sahe wol, daß er diese Gegenstände nicht zum Ersten Male mit den Kindern behandelte: denn, Vieles davon war ihnen schon bekannt. Ich fragte ihn: Ob er glaubte, daß die genaue Holz- und Pflanzenkenntniß den Kindern einigen

nigen Vortheil bringen würde? „Das weiß ich frey„lich nicht,„ antwortete er, „aber, daß es ihnen „nützlich ist, wenn sie ihre Sinne schärfen, wenn sie „unterscheiden und urtheilen lernen; das weiß ich ganz „gewiß.„ Eine Antwort, die mich um ein Großes klüger machte, als ich vorher war. Ich sprach noch allerley mit diesem gescheuten Manne; aber, das verlangt ihr nicht zu wissen. Nur, das muß ich euch noch sagen, daß diese Kinder und ihr Lehrer äußerst höflich und liebreich mit einander umgiengen. Fehler und Richtigkeit wurden von dem Lehrer mit gleicher Gelassenheit angezeigte. Tadel und Lob wurden von den Kindern gleich freundlich und dankbar aufgenommen und beyde Theile schieden so vergnügt aus einander, als sie zusammen gekommen waren. Nachmittags giengen die Kinder in die öffentliche Schule des Orts, wo sie sich im Lesen, Schreiben und Rechnen übten.

LVII. 57.

So lange als ich in Frohmuths Hause war, hatte ich noch kein Gesinde gesehen. Die Erwachsenen bedienten sich selbst. So viel das kleine Mädchen noch Wartung brauchte, leistete ihr die Mutter: und eieinige Geschäfte, welche in andern Häusern den Mägden zukommen, verrichtete die älteste Tochter. Erst am dritten Tage, den ich da zubrachte, kam ein Mädchen zum Vorschein und leistete einige Hülfe. Herrschaft und Kinder bezeugten ihr eine herzliche Freude darüber, daß sie wieder da war: und, als ich fragte, wo sie hergekommen wäre? so ward mir folgendes erzählt.

Das Mädchen hieß Gertrud und war schon einige Jahre in Frohmuths Hause gewesen, um die Reinlichkeit und Bequemlichkeit der Kinder besorgen zu helfen. Vor einem Vierteljahre ohngefehr hatte sie bey ihrer Arbeit einen unglücklichen Fall gethan und den rechten Arm zerbrochen. Nun kamen ihre Eltern und erklärten: sie wollten ihre Tochter zu sich nehmen und sie heilen lassen. — Aber Frohmuth und seine Gattinn sagten: „Nein! ihr guten Leute „müßt euch von eurer Hände Arbeit nähren: ihr könnt „also eure Tochter nicht warten, ohne euern Brodt„erwerb zu versäumen. Das sollt ihr nicht! Eure „Tochter leistet uns und unsern Kindern Hülfe, wenn „sie gesund ist. Nun sie krank ist, wollen wir ihr „Hülfe und Handreichung leisten und ihr könnt euch „darauf verlassen, daß sie treulich abgewartet wer„den soll.„ Also war Gertrud in Frohmuths Hause geheilt worden und heute war sie so weit wieder hergestellt, daß sie einige Dienste verrichten konnte.

Ich hatte noch nie eine Familie gesehen, in welcher Herrschaft, Kinder und Gesinde so liebreich mit einander umgiengen, als hier. Die Kinder verlangten jeden Dienst nicht anders als bittend von Gertruden und machten ihr sowohl als die Eltern kleine Geschenke zur Vergütung der ausgestandenen Schmerzen. Gertruden sahe man's aber auch bey jeder Handlung an, daß sie dieser Familie aus gutem Willen diente. Bald nachher kamen Gertrudens Eltern und dankten dem Frohmuthischen Hause mit Thränen für die Liebe, die sie ihrer Tochter erzeigt hatten; erklärten auch zugleich, daß Gertrud zum Zeichen ihrer Dankbarkeit zwey Jahr ohne Lohn dienen sollte.

Frohmuth und seine Frau nahmen dieses Anerbiethen nicht an, schlugen es aber auch nicht aus; sondern sagten: „Wenn eure Tochter noch ferner in unserem „Hause bleiben will; so wollen wir dafür sorgen, „daß sie vergnügt leben kann.„

Gegen Abend erschien eine andere Magd, welche an demselben Tage in die Stadt geschickt worden war, um Gartenfrüchte zu verkaufen. Jetzt kam sie eben zurück und berechnete ihrer Frau Alles, was sie gelöset hatte, sehr genau, sogar bis auf den Sechser, den sie an ihrer Mittagskost erspart hatte. Das waren nun Alles Sachen, die ich noch nicht oft gesehen hatte und, ich konnte nicht unterlassen, der Frau Frohmuthinn meine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben; unter andern auch darüber, daß ich das Hausgeräthe, das Geschirr in der Küche und das Gefäß ich Hause Alles so wohl behalten, reinlich und in der größten Ordnung fand; da ich hingegen in manchen andern Häusern gesehen hatte, daß Vieles halb zerbrochen, verbogen, unsauber oder sonst verwahrloset war. Ich fragte sie: Woher dieser Unterschied käme?

Frau Frohmuthinn: Ich habe immer sorgfältige, ehrliche und geflissene Mägde.

Ich: Das glaube ich; aber, wie kommt's, daß andere Leute nicht auch dergleichen haben?

Frau Frohmuthinn: Das weiß ich nicht, kann auch über die Einrichtungen in andern Häusern nicht urtheilen; aber, das habe ich immer wahr gefunden: **Wie ich mich gegen das Gesinde verhalte; so verhält es sich wieder gegen mich.**

LVIII. 58.

Nun habe ich euch noch gar Nichts von dem Betragen der Kinder gegen die Eltern in Frohmuths Hause gesagt, außer, daß sie überhaupt sehr liebreich mit einander umgiengen. — Diese ganze Familie kam mir vor, wie eine Maschiene, die immer im Gange bleibt, ohne daß man ein besonderes Kunstwerk sieht, wodurch sie in Bewegung gesetzt wird. Doch glaube ich bemerkt zu haben, daß dieser glückliche Fortgang besonders drey Ursachen hatte.

Die Erste war die Ordnung, die in diesem Hause herrschte. Alle Personen im Hause hatten ihre bestimmten Geschäfte; alle Geschäfte ihre bestimmte Zeit und alle Sachen ihren bestimmten Ort. An diese Ordnung waren sie alle im Hause so gewöhnt, daß der kleinste Fehler dagegen eine Erschütterung im Ganzen verursachte und also gleich gemerkt ward. Auch für die Kinder waren die Stunden des Tages von früh bis auf den Abend ordentlich eingetheilt; daher die Eltern nicht nöthig hatten zu den Kindern zu sagen: Dieses thue und Jenes laß bleiben; sondern die Kinder wußten schon, was sie thun sollten. Nur alsdenn, wenn Etwas vorkam, das sie nöthigte von der Tagesordnung abzuweichen, fragten sie ihre Eltern, worauf diese ihnen eine freundliche Anweisung gaben. Auf diese Art machten die Kinder ihren Eltern wenig Sorge und Mühe. Vielmehr ersparten sie ihnen viele Mühe, indem sie Manches thaten und besorgten, was die Eltern außerdem selbst hätten thun und besorgen müssen.

Zweitens: Eltern und Kinder redeten beständig die Wahrheit mit einander. Niemahls wurden die Kinder mit einem falschen Vorwande abgefertiget und niemahls kamen sie in Versuchung ihre Eltern zu belügen: denn, sie mochten ihren Fehler gestehen oder gute Handlungen von sich erzählen: sie wurden einmal so freundlich angehört wie das andere. Die älteste Tochter ließ aus Versehen ein Glas fallen und es zerbrach. Auf der Stelle gieng sie zu ihrer Mutter und sagte: Liebe Mutter, ich habe ein Glas zerbrochen. So? antwortete die Mutter; du wirst die Scherben an einen Ort bringen, wo sie Niemanden schädlich werden können. Und, weiter erfolgte Nichts, als, daß die Tochter den Vorfall in einem Tagebuche anmerkte, welches zu dem Ende auf einem verdeckten Pulte lag. Am Abende, wenn die Familie beysammen saß, ward gewöhnlich dieses Tagebuch herbey gehohlt und überlesen. Wer nun nicht gern seine Fehler wollte vorlesen hören, der hütete sich sorgfältig Fehler zu begehen.

Drittens: Alle Leute im Hause hatten wahre Liebe für einander, d. i. ein wahres aufrichtiges Verlangen einander das Leben leicht zu machen; daher Niemand Etwas gutes genoß, ohne dem Andern mitzutheilen und Alle die Beschwerlichkeiten gemeinschaftlich übernahmen. — An einem Mittage erzählte die Frohmuthinn, daß sie denselben Tag noch Viel zu thun hätte. Sie ließ das leinene Zeug waschen, und hatte dabey zu schaffen bis gegen Abend. Alsdenn wollte sie noch sechs oder acht Bethe Kohl pflanzen und den ganzen Garten begießen. Gleich nach dem Essen beredeten sich die Kinder in meiner

Gegenwart: „Unsere Mutter wird sehr ermüdet seyn, „wenn sie aus dem Waschhause kommt. Wenn sie „nun alsdenn noch im Garten arbeiten soll, so wird „sie das nicht aushalten. Lieber wollen wir die Gar„tenarbeit machen, damit sie sie gegen Abend fertig „findet.„ — Ich versprach ihnen zu helfen und sie sagten es ihrem Vater, welcher es billigte. — Gleich nach vier Uhr legten wir Hand ans Werk. Wir pflanzten und begossen mit größter Munterkeit und da die Mutter um sechs Uhr von der Wäsche kam, fand sie den Garten schon beschickt. Da hättet ihr sehen sollen, wie sich Mutter und Kinder freuten: die Mutter über den guten Willen ihrer Kinder, und diese darüber, daß sie der Mutter einen Dienst hatten leisten können. Um den Kindern wieder eine Freude zu machen, versprach sie ihnen auf den nächsten Sonntag ein Milchfest, welches darin bestand, daß sie des Abends eine Anzahl armer Kinder zu sich bestellten und sie mit frischer Milch, Brodt und Butter bewirtheten. Findet ihr darin Etwas unrechtes?

LIX. 59.

Aber, ward denn der Hausfriede nicht zuweilen durch die Zänkereyen der Kinder gestöhrt? — So lange als ich in diesem Hause gewesen bin, habe ich Nichts davon gemerkt. Sie liebten einander herzlich und Eins suchte das Andere an Gefälligkeit und Dienstfertigkeit zu übertreffen. Die älteste Tochter durfte nur sagen: Wenn ich doch eine Blume hätte! so liefen gewiß beyde Brüder und suchten sie ihr zu

schaffen. Dagegen war die Schwester jeden Augenblick bereit, den Brüdern mit ihrer Nehnadel oder andern weiblichen Künsten angenehme Dienste zu leisten. Freylich hatten sie nicht beständig in allen Stücken einerley Meynung; sondern, es geschahe zuweilen, daß die Schwester sagte: Blau ist besser als Roth; und der Bruder: Roth ist besser als Blau: aber, wem verschlug das Etwas? Sie ließen einander bey ihrer Weise und blieben gute Freunde. Zum Zanke kam es in dieser Familie nie. Ich sahe vielmehr ein besonderes Beyspiel der brüderlichen Liebe.

Die Großmutter dieser Kinder von mütterlicher Seite lebte in einer Stadt, welche etliche Stunden von Frohmuths Wohnung entfernt war. Dieser pflegte die Frohmuthische Familie von Zeit zu Zeit Etwas von den Früchten ihrer Haushaltung zuzuschicken: und Eins von den Kindern bekam gemeiniglich den Auftrag es zu überbringen. Nichts machte den Kindern im ganzen Jahre mehr Freude als eine solche Reise zur Großmutter: denn, sie wurden da allezeit sehr liebreich aufgenommen. Jetzt eben war es nahe dabey, daß einiges junge Federvieh sollte überschickt werden. Der Vater hatte diese Reise dem jüngern Sohne versprochen und die Mutter dem Aeltern. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall es gekommen war, daß die Eltern sich nicht darüber verstanden hatten. —— Wie es nun zur Entscheidung kam, so entstand wirklich ein Streit unter den beyden Brüdern; nicht, weil Einer dem Andern die Freude mit zu reisen nicht gönnen wollte; sondern, weil Keiner den Andern darum bringen wollte. Keiner gab dem Andern an liebreicher Weigerung nach,

sondern Beyde blieben dabey: „Wenn du vergnügt bist; so ist es mir eben so lieb, als, wenn ich das Vergnügen selbst genösse. „Das heiße ich wahren Brudersinn! Endlich, um sie zu vergleichen, untersuchten die Eltern; welchem die Reise eher war versprochen worden? und da fand sich denn, daß das Versprechen des Vaters älter war. Der Jüngere reisete also mit und Niemand war eifersüchtig darüber. Ja, da der Lehrer an dem Tage seiner Abwesenheit sich anboth die Kinder in einen benachbarten Garten zu führen, wo eine blühende Aloepflanze zu sehen war; so baten ihn die Kinder inständigst, es auf einen andern Tag zu verschieben, damit der jüngere Bruder auch an diesem Vergnügen Theil nehmen könnte. ——

Ich war kurz vorher in einer Familie gewesen, wo ich gesehen hatte, daß überaus viel Neid und Eigennutz unter dem Geschwister Statt fand. Wenn die Kinder Etwas gemeinschaftlich genießen sollten; so mußten die Eltern Jedem genau zutheilen, wieviel es haben sollte: denn, unter den Kindern selbst war an einen friedlichen Vergleich gar nicht zu denken. —— O, wie war das so ganz anders in dem Frohmuthischen Hause! — Hier dachte jedes Kind eher an sein Geschwister als an sich selbst. Sie lebten in einer beständigen Gemeinschaft der Güter. Was Einem zugehörte, das brauchten und genossen Alle. Findet ihr das nicht gut, meine Kinder, und werth nachgeahmt zu werden? ——

LX. 60.

Der nächste Nachbar des Frohmuthischen Hauses war ein ehrwürdiger Greis von siebenzig Jahren, der Viel in seinem Leben erfahren hatte und also Viel zu erzählen wußte. Er kam oft zu Frohmuths und machte sich besonders Viel mit den Kindern zu schaffen. Als er während meiner Anwesenheit zum Ersten Male in die Stube trat, bemerkte ich, daß ihm die Kinder außerordentlich viel Ehrerbiethung bezeugten. Anstatt, daß sie vorher gelacht und gesungen hatten, waren sie nun still und sprachen ernsthaft: denn, der alte Eckart, so hieß der gute Mann, hatte es zwar gern, wenn die Kinder freundlich waren; aber, das Lärmen konnte er nicht vertragen. Sie trugen ihm den Stuhl zu, auf dem er gern zu sitzen pflegte und fragten ihn: ob sie sonst noch Etwas zu seiner Bequemlichkeit beytragen könnten? Er sagte: Kommt her, Kinder, setzt euch zu mir; ich will euch Etwas erzählen. Die Kinder folgten ihm augenblicklich, und er erzählte:

Als ich in Niedersachsen bey einem Kaufmann „war, hatten wir einen Lehrling, der sich alle Tage „mit seinen Träumen quälte. Alle Morgen erzählte „er, was ihm getraumt hatte, und nun wollte er „auch die Auslegung wissen. Wir, seine Kamera„den, lachten ihn aus mit seinen Träumen: er sagte „uns also Nichts mehr davon. Aber, er hatte etwa „ein altes Weib aufgegriffen, die ihm für baare Be„zahlung ihre Fratzen aufheftete.“ Zu der lief er alle Morgen und ließ sich seine Träume auslegen. Der

Lehrherr erfuhr es und verboth dem Lebrecht weiter zur Traumdeuterinn zu gehen. Nun schaffte er sich ein Traumbuch an, in welchem für alle mögliche Träume eine Deutung stand. In diesem Buche suchte Lebrecht Trost, so oft er geträumt hatte und das geschahe alle Nächte. Das Buch machte ihn noch verwirrter als das alte Weib: denn, hatte er bisher nnr die Nacht geträumt; so träumte er nun auch am Tage. Nemlich, wenn er etwa im Traumbuche eine unglückliche Deutung seines Traums gefunden hatte; so machte ihm das bange. Nun gieng er den ganzen Tag in tiefen Gedanken und verlohr alle Aufmerksamkeit auf seine Geschäffte. Ich ward der Träumereyen überdrüßig: ich bat also den Lehrherrn, er möchte den Lebrecht Abends zeitiger essen lassen und möchte ihm anstatt des starken Bieres Wasser zu trinken geben. Das Traumbuch bekam ich in meine Hände und warf es ins Feuer. Was ich verlangt hatte, geschahe. Lebrecht mußte Wasser trinken und nach dem Abendessen noch zwey oder drey Stunden arbeiten. Von dem Tage an träumte er nicht mehr. —

Frohmuths Kinder waren vergnügt über diese Geschichte; aber, der älteste Sohn nahm den alten Eckart bey der Hand und sagte: Ich danke dir, Lieber Alter, daß du mir das erzählt hast! und der Alte schien diesen Dank zu erwarten: denn, er hatte, ohne daß ich es wußte, bey diesem Knaben auch einen kleinen Hang zur Träumerey bemerkt. Die Kinder hatten so viel Achtung für Alles, was der alte Eckart sagte und wünschte, daß diese einzige Erzählung hinreichend war, um den jungen Frohmuth von seiner Traumsucht zu heilen. Ich machte hierbey noch

die Bemerkung, daß das Alter in diesem Hause sehr geehret ward. Haltet ihr das für billig und recht? und, was urtheilt ihr überhaupt von der Frohmuthischen Familie, die ich euch bisher beschrieben habe? — Ach, Kinder, es war mir so wohl unter diesen Leuten, daß ich wünschte mein Leben in ihrer Gesellschaft zubringen zu können. Hier fand ich fast ganz, was ich gesucht hatte, nemlich eine Familie, deren Glieder einander liebten und willig unterstützten. Hier sahe ich, daß es wol möglich ist, vernünftig und vergnügt zu leben, wenn man nur will. Ich war fast drey Wochen in diesem Hause gewesen und hatte diese ganze Zeit über auch nicht ein trübes Auge gesehen. Denn, wenn ja Jemand weinte; so vergoß er Thränen der Freude. Ihr könnt wol glauben, daß mir die Trennung von dieser guten Familie sauer geworden ist. Da ich indessen doch nicht immer hier bleiben konnte; so bezeugte ich an einem Abende dem ehrlichen Frohmuth und seiner guten Hausmutter meinen Dank, ersparte den Kindern die Leiden des Abschiedes und früh, ehe die Sonne aufgieng, verließ ich das Haus.

LXI. 61.

Elias ward von seinen Eltern in die nächste Stadt geschickt, wo er Briefe auf die Post tragen sollte. Unterwegs traf er Theobalden an, welchen er bat, ihn zu begleiten, damit ihm die Zeit nicht lang würde. Theobald that es ihm zu Gefallen und so giengen sie Beyde mit einander. Wenn Elias solche kleine Rei-

sen machte, so war er immer dafür besorgt, daß er auf dem Wege nicht verschmachten möchte. Er hatte also auch dieses Mal nicht nur ein gutes Stück Kuchen bey sich, sondern, seine Taschen waren auch voll Birnen und Pflaumen, welche er im Gehen verzehrte.

Als sie ohngefehr den halben Weg zurückgelegt hatten, bedauerte Theobald, daß er Nichts zu trinken hätte und bat den Elias recht freundlich um ein Paar Pflaumen, damit er seinen Durst löschen könnte. Elias gab ihm zur Antwort: „Ich kann dir keine Pflaumen geben; denn, ich brauche sie selbst.“ Er fuhr also fort zu essen, so lange noch Etwas in seiner Tasche war und ließ den armen Theobald Durst leiden. Als sie etwa noch eine Viertelstunde gegangen waren, ward dem Elias übel. Er mußte sich brechen und erkannte nun, daß er zuviel Kuchen und Obst gegessen hatte. Aber glaubt ihr wol, daß das der einzige Fehler war, den er begangen hatte? —

LXII. 62.

Eine liebreiche Hausmutter mußte eine Tagreise thun. Sie gab daher ihrer Magd Flachs, welchen sie spinnen sollte: und ihre Tochter Christine ermahnte sie zu Hause zu bleiben und Acht zu haben, daß kein Schade geschähe. Sie trug der Tochter nicht die Aufsicht über die Dienstmagd auf: Denn diese war vier und zwanzig Jahr alt und die Tochter nur vierzehen. Die Magd war immer arbeitsam und that ihre Geschäffte die Frau mochte zugegen seyn oder nicht. Sie spann also auch an diesem Tage recht fleißig. Weil sie aber

sahe, daß ein altes Weib gegen über Scheite von der Gasse ins Haus trug, und daß ihr einige zu schwer wurden; so verließ sie ihren Spinnrocken, gieng und half der Alten die schweren Scheite an Ort und Stelle bringen. Als das geschehen war; blieb sie einige Augenblicke an der Thüre stehen. Ein Fremder kam und fragte nach einem Hause. Sie beschrieb ihm nicht nur das Haus, sondern gieng auch funfzig Schritte mit ihm, weil sie ihn gern so anweisen wollte, daß er nicht weiter irren konnte. Als sie von da zurück kam, setzte sie sich wieder an ihre Arbeit. Eine halbe Stunde nachher kam eine fremde Magd ins Haus, welche einen Auftrag von ihrer Herrschaft auszurichten hatte. Diese beyden Mägde erzählten einander nach ihrer Art einige Neuigkeiten, jedoch, ohne daß die Einheimische darüber ihre Arbeit versäumte. —

Als nun die Hausmutter wieder nach Hause kam, glaubte Christine sich recht beliebt bey ihr zu machen, wenn sie ihr von Allem, was während ihrer Abwesenheit vorgegangen war, Nachricht gäbe. Sie erzählte ihr also, daß die Magd nicht gesponnen, sondern der alten Bürgerinn hätte Holz tragen helfen; daß sie hernach mit einem fremden Menschen auf der Gasse herum gelaufen wäre; daß sie eine lange Zeit mit der fremden Magd geschwatzt hätte. Darüber ward die gute Hausmutter ungehalten und war schon im Begrif ihrer Magd den Müßiggang zu verweisen. Weil aber diese ihr Gespinst herzu brachte und dadurch bewies, daß sie mehr gearbeitet hatte, als die Frau erwartete; so erkannte die Hausmutter, daß die Magd treu und fleißig, ihre Christine aber eine Verleum-

derinn war. Wer handelte wol hier recht: die Magd, oder die Tochter vom Hause? —

LXIII. 63.

In Lommatzsch lebte ein Kaufmann, welcher jährlich viel Geld erwarb; aber auch viel aufgehen ließ. Er bat oft Gäste, machte Reisen zu seinem Vergnügen, schaffte schönen Hausrath an, unterhielt einen Lustgarten, u. s. w. — Als er starb, hinterließ er eine einzige Tochter, welche bey ihres Vaters Lebzeiten köstliche Kleider getragen und sich die Zeit durch Tanzen, Musik und allerley artige Spiele vertrieben hatte: aber Arbeiten war nie ihre Sache gewesen. Daher ihr auch alle weibliche Geschicklichkeiten fehlten. Sie konnte weder nähen noch spinnen, noch stricken, noch kochen: sie konnte nur essen, trinken und spielen. Glaubt ihr, daß das genug sey, zu einem vernünftigen Leben? — Nun hatte ihr Vater nicht nur kein Vermögen hinterlassen; sondern, er war auch vielen Leuten schuldig, welche nun, nach seinem Tode kamen, Garten und Hausrath und Kleider sich zueigneten und sich davon bezahlt machten. Dabey kam Katharine in große Noth. Ihres Vaters ehemalige Freunde fragten nicht nach ihr und ihre Armuth war sehr groß. Sie hatte zwar noch eine wohlhabende Verwandte, die an einen Seifensieder verheyrathet war. So lange Katharinens Vater lebte, war diese Frau nicht sehr geachtet worden; aber, sie war gutmüthig und würde sich des Mädchens gern angenommen haben, wenn diese nur zu ihr gekommen

wäre. Alle Nachbarn riethen Katharinen, ihrer Muhme ein gutes Wort zu geben; aber, sie antwortete immer: „Mein Vater war ein Kaufmann, und ein „Kaufmann ist doch viel vornehmer als ein Seifen„sieder: wahrhaftig, ich schäme mich, diese Leute „um Wohlthaten anzusprechen" — Würdet ihr auch so gesagt haben, wenn ihr an Katharinens Stelle gewesen wäret?

Nun waren nicht mehr als zwey Wege übrig: Entweder, sie mußte sich als Dienstmagd vermiethen; aber, das konnte sie nicht: denn, sie hatte weder Kräfte noch Geschicklichkeit zu arbeiten: Oder, sie mußte betteln. Das that sie. Könnet ihr wol glauben? Das Mädchen, welches sich schämte eine wohlwollende Verwandte zu bitten, schämte sich nicht, täglich auf die Dörfer zu gehen und ihr nothdürftiges Brodt zusammen zu betteln. War das vernünftig?

LXIV. 64.

Vor ohngefehr drey Jahren kamen ein Paar Kinder vor meine Thüre und baten um eine Gabe. Sie waren zwölf bis dreyzehen Jahr alt, beyde stark und gesund und ich wunderte mich darüber, daß diese Kinder nicht auf andere Weise ihr Brodt gewinnen konnten. Ich fragte sie also: Wem sie angehörten? und: Ob ihre Eltern ihnen kein Brodt geben könnten? Ich bekam zur Antwort: der Vater wäre gestorben und die Mutter gienge selbst nach Brodte.

Ich: Desto schlimmer! aber, könnt ihr nicht arbeiten?

Kinder: Wir haben keine Zeit.

Ich: Was habt ihr denn zu thun?

Kinder: Wir müssen nach Brodte gehen.

Ich: Wenn man arbeitet, so verdient man Brodt. Ich brauche Leute, welche Steine auf dem Acker zusammen lesen. Wollt ihr das thun?

Kinder: Ja! wenn wir zu essen bekommen.

Ich: Ihr arbeitet morgen von sieben Uhr an bis zu Mittage; alsdenn wieder von zwey bis Abends um sieben Uhr. Dafür bekommt ihr ein Frühstück, des Mittags eine Mahlzeit und, wer fleißig gewesen ist, des Abends drey Groschen. Nun gab ich Jedem ein Stück Brodt, ließ sie gehen und erwartete gewiß, daß sie den andern Tag zur Arbeit kommen würden. Aber, wer nicht kam, das waren meine Steinleser. Billigt ihr das?

Drey Tage darauf kam ich nach Altenburg und sahe die nemlichen Kinder auf der Gasse gehen. Sie sahen mit unverwandten Augen auf die Erde, als ob sie Etwas suchten.

Ich: Was sucht ihr denn da, Kinder?

Kinder: Wir suchen Geld!

Ich: Auf der Gasse werdet ihr das Geld nicht finden.

Kinder: Ach ja! wir haben gestern auch einen Groschen gefunden.

Sie wollten also lieber Geld finden als Geld verdienen. Haltet ihr das für vernünftig? — Ich sagte zu ihnen: Ihr einfältigen Menschen! Wenn ihr Geld haben wolltet; so hättet ihr bey mir Steine lesen können! Da würdet ihr einen Tag zu essen gehabt

habt und des Abends sechs Groschen mit nach Hause gebracht haben. Aber, ihr wollt nicht arbeiten, sondern lieber müßig herum schlendern. Nun gaben sie vor, die Mutter hätte sie nicht wollen gehen lassen. Ich erkundigte mich nach diesen Kindern und erfuhr, daß ihr Vater in großer Armuth gestorben und ihre Mutter keine ordentliche Frau wäre. Also, dachte ich, sind die Kinder mehr zu bedauern als zu schelten und gab mir Mühe sie unterzubringen. Es glückte mir auch: denn, ich fand einen Nagelschmidt, der den Knaben in die Lehre — und einen Bauer, der das Mädchen in Dienste nehmen wollte, um seine Gänse zu hüten. Nun hoffte ich wirklich ein Paar Menschen gerettet und auf den Weg der Ordnung gebracht zu haben. Allein, meine Hoffnung währte nicht lange. Ich erfuhr gar bald, daß der Knabe seinem Meister entlaufen und das Mädchen fortgejagt worden war, weil sie diebische Streiche gemacht hatte. — Es giebt also wirklich Menschen, welche lieber müßig gehen, stehlen und betteln, als arbeiten und ordentlich leben wollen! **Was mag die Ursache hiervon seyn? Liegt das in der Natur dieser Kinder? oder in ihrer Verwöhnung?**

LXV. 65.

Karoline, ein Mädchen von vierzehen Jahren, lebte in Neustadt an der Orla bey ihrer verwittweten Mutter. Weil diese arm war, so konnte sie keine Magd halten; sondern mußte nebst ihrer Tochter manche Arbeit selbst über sich nehmen, welche reichere

Leute sonst vom Gesinde thun lassen. Karoline war ein vernünftiges Mädchen und wußte sich darein recht gut zu finden. Sie wusch das Gefäße, kehrte das Haus aus, besorgte die Küche, scheuerte die Stube und hackte auch wol Holz, wenn es nöthig war. — **That sie daran recht?**

An einem Montage gegen Abend kam Julie, ihre Freundinn aus der Stadt zu ihr und traf sie an, da sie eben frisches Stroh in die Betten trug. Ach, fieng Julie an, was machst du da? Karoline! Pfui, schäme dich! wer wird solche Dinge selbst thun! Das ist ja Mägde-Arbeit. **Wie gefällt euch dieses Urtheil?** Karoline bat ihre Freundinn in die Stube zu gehen und sich so lange mit ihrer Mutter zu unterhalten, bis sie (Karoline) mit ihrer Arbeit fertig seyn würde.

Nachdem sie nun ihre Betten in Ordnung gebracht hatte; säuberte sie sich von den Strohhalmen, die etwa an ihr hängen geblieben waren, nahm eine bessere Schürze vor sich und gieng in die Stube.,, Bin ich etwa nun schlechter als vorhin," — sagte sie zu Julien, „nachdem ich Mägdearbeit gethan habe? „oder, siehst du einen Schandfleck an mir?"— **Was würdet ihr wol geantwortet haben, wenn Karolinchen euch so gefragt hätte?** — „Aber," fuhr sie fort, „wenn einmal vom Schämen die Rede „seyn soll; so muß ich dir sagen, Julie, ich würde „mich schämen, in so schmuzigen und zerrißenen „Strümpfen, wie die deinigen sind, über die Gasse „zu gehen. Müssen nicht alle Leute, die das sehen, „dich für nachläßig und unreinlich halten?" Julie entschuldigte sich zwar damit, daß ihre Magd die

Strümpfe bey der Wäsche nicht ordentlich ausgebessert hätte; aber, Karoline antwortete ihr: „Nun „siehe, so ist's mit der Mägde-Arbeit! Eben, weil „mir keine Magd Stroh in's Bette getragen hatte; so trug ich's selbst hinein. Folge du meinem Beyspie„le, und deine Strümpfe werden rein und ganz seyn!" Das war also ein kleiner freundschaftlicher Streit: wessen Parthey nehmt ihr?

LXVI. 66.

Der Kaufmann Meinhard hatte einen Lehrburschen, welcher glaubte, daß man sich mit seinen Geschäfften nicht eben an die Uhr zu binden brauchte. Von drey Verrichtungen, dir ihm sein Herr auftrug, vergaß er gewöhnlich zwey. Drey Mal ließ er sich an jedes Geschäfft erinnern, ehe er es that, und, wo er um acht Uhr seyn sollte; dahin kam er erst halb zehen Uhr, in der Meynung, daß es da auch noch Zeit wäre. Wenn ihn sein Herr wohin geschickt hatte, und auf Antwort wartete, so trat der Lehrling an die Ecke eines Hauses und schwatzte etwa mit einem Bekannten: und zu einer Zeit, wenn im Hause die nöthigste Arbeit war, gieng er vor den Thoren spazieren. Glaubt ihr wol, daß ein so verwöhnter Mensch zu Etwas zu gebrauchen ist?

Meinhard schickte ihn wieder nach Hause und bekam dafür den Siegfried, der von seinen Eltern gewöhnt war, Alles pünktlich und, zu rechter Zeit zu thun. Es zeigte sich gleich in den ersten acht Tagen, daß das ein ganz anderer Kopf war. Sein Lehrherr

hatte ihm Ein für alle Mal gesagt, daß er täglich früh um sechs Uhr völlig angekleidet im Laden seyn müßte; aber, er vermuthete, daß einige Zeit hingehen würde, ehe der junge Mensch sich an diese Genauigkeit gewöhnte. Darin irrete sich der Herr. Vom Ersten Tage an, wenn die Uhr Sechs schlug, hörte man auch die Klingel an der Ladenthüre, die Siegfried aufmachte. Wenn ihn Meinhard weg schickte und mehrere Aufträge zugleich gab; so merkte sich Siegfried Jeden mit einem besonderen Zeichen in seiner Schreibtafel an, und nun konnte der Herr zuverläßig darauf rechnen, daß Nichts vergessen ward und daß auch Siegfried mit der Minute wieder ins Haus trat, da sein Herr ihn erwartete. Einmal wollte ihn Meinhard recht auf die Probe stellen. Er gieng in den Nachmittagsstunden weg und trug seinem Siegfried auf, sechs Briefe zu schreiben, welche aber mit dem Schlag der siebenten Stunde fertig seyn sollten. Meinhard glaubte selbst nicht, daß der Lehrling das Geschäfft in der bestimmten kurzen Zeit vollenden würde. Allein, da er um sieben Uhr in seine Schreibstube trat; siehe da! so lagen alle sechs Briefe, fertig und sauber geschrieben, auf dem Tische, so, daß sie nur durften zugesiegelt werden. Wie gefällt euch diese Pünktlichkeit? Sollte es wol möglich seyn sie nachzuahmen?

LXVII. 67.

Weil der Kaufmann Deutsch nicht Zeit hatte seinen Sohn Theodor selbst zu erziehen; so übergab er ihn

einem geschickten Schullehrer in Annaberg. Hier konnte Theodor ein ganz vergnügtes Leben führen. Er hatte Gesellschaft: denn, es waren noch mehr junge Leute da. Er konnte spielen: denn, es war Platz da, wo die jungen Menschen um die Wette laufen, nach dem Ziele werfen, den Ball schlagen, Kegel schieben und dergleichen Dinge treiben konnten. Er hatte aber auch Gelegenheit, viel Gutes zu lernen. Nur verlangte der Lehrer, daß Theodor auch ein ordentliches Leben führen sollte: denn, die Unordnung bringt keinem vernünftigen Menschen Vergnügen. Er sollte niemahls ohne des Lehrers Vorwissen aus dem Hause gehen; sollte allemal zu bestimmter Zeit in die Lehrstunden und zu seinen übrigen Geschäfften kommen; sollte von allem Gelde, das er bekam, wöchentlich Rechnung ablegen; sollte seine Kleider, Bücher und übrigen Geräthschaften einschließen und beysammen halten. Das waren die Gesetze, die der Lehrer seinem Zöglinge vorschrieb. War das etwa zuviel verlangt?

Aber, solche Vorschriften gefielen meinem Theodor gar nicht: er kehrte sich auch wenig daran. Wenn sein Lehrer nach ihm fragte; so war er im ganzen Hause nirgends zu finden und kein Mensch wußte, wo er hingegangen war. Wo Theodor um acht Uhr seyn sollte; dahin kam er gewöhnlich erst drey Viertheil auf neun Uhr. Wenn der Lehrer glaubte, er säße bey seiner Arbeit; so stand der muthwillige Mensch etwa auf einem Baume und durchsuchte die Vogelnester. An Berechnung des Geldes war vollends nicht zu denken. Leer war der Beutel oft genug; aber, selten wußte Theodor, wofür er das Geld aus-

gegeben hatte: und, wenn er es auch wußte; so getraute er sich nicht, es zu sagen. Was haltet ihr von einer solchen Lebensordnung?

Der Lehrer war ein rechtschaffener Mann und gab sich alle Mühe den Theodor zu bessern. Da er aber sahe, daß dieser durchaus lüderlich seyn wollte; so schickte er ihn seinen Eltern wieder nach Hause. Was kann man sich wol von einem Menschen versprechen, der so frühzeitig anfängt, die Gesetze der Ordnung zu verachten?

LXVIII. 68.

Wenn ich an einen fremden Ort komme, Dorf oder Stadt — sagte Gutmann, — und nur Zeit dazu habe; so besuche ich gemeiniglich die öffentlichen Schulen: denn, Erstlich erfahre ich da, wie die Leute an jedem Orte ihre Kinder erziehen: und daraus kann man die Gesinnungen der Menschen am allerbesten kennen lernen; kann sehen, ob sie leichtsinnig oder gewissenhaft, vernünftig oder thöricht sind. Zweytens habe ich auch da Manches gesehen und gehört, was mir jetzt, da ich selbst Kinder zu erziehen habe, recht nützlich ist. Nun kam ich auch in eine Schule, da der Lehrer gerade mit einem Schüler sprach, der ihm ankündigte, daß er zum letzten Male in der Schule gewesen wäre. Hört einmal, wie das klang.

Lehrer: Ich wundre mich darüber. Du bist erst seit drey Jahren in die Schule gegangen, hast beynahe in jeder Woche drey Tage versäumt. Wenn ich Alles zusammen rechne, so hast du kaum ein völ-

liges Jahr Unterricht genossen und willst schon aufhören?

Schüler: Mein Vater sagte: er wäre auch mit dem vierzehenten Jahre aus der Schule geblieben: er könnte mir nun nicht länger Brodt geben und Schulgeld für mich bezahlen: er müßte mich auf's Handwerk thun.

Lehrer: Was bist du denn auf dem Handwerk nütz? Du kannst ja noch nicht einmal recht Deutsch lesen, geschweige denn schreiben oder rechnen: wo willst du denn nun das lernen?

Schüler: Mein Vater sagte: ich könnte lange genug! Er hätte auch nicht mehr gekonnt, da er aus der Schule geblieben wäre.

Der Lehrer machte noch verschiedene Einwendungen; aber vergebens. Ob der Vater das alles wirklich gesagt hatte, was ihn der Sohn sagen ließ; das weiß ich nicht: genug der Knabe nahm seinen Abschied; das heißt: er gieng fort, ohne einmal dem Lehrer für seine bisherige Mühe Dank zu sagen. **Findet ihr das löblich?**

Ich konnte nicht umhin, dem Lehrer meine Verwunderung über das, was ich gehört hatte, merken zu lassen. „Ach, Freund, sagte er,“ das bin ich gewohnt! Dieser meldete es doch, daß er nicht mehr „in die Schule kommen würde: das war noch eine „außerordentliche Höflichkeit. Die Meisten bleiben „weg, ohne ein Wort zu sagen. Hier gehen die Kinder in die Schule, nicht, um die Kenntnisse und „Geschicklichkeiten zu erlangen, die einem vernünftigen „Menschen nöthig sind; sondern, um die Jahre hinzubringen, bis sie zur wirthschaftlichen Arbeit oder

„zur Werkstatt reif sind. Uebrigens scheint den Eltern auch sehr Viel daran zu liegen, daß ihre Kinder nicht etwa klüger werden, als sie selbst sind.“ — Ich bedauerte den guten Lehrer und dachte: ob's denn an vielen Orten so ist?

LXIX. 69.

Diese Schulbesuche, fuhr Gutmann fort, haben mir in Wahrheit manches Vergnügen gebracht. Ich weiß nicht, wie das Dorf hieß, da ich einmal in die Schule trat, als gerade der Unterricht seinen Anfang nehmen sollte. Der Lehrer war ein Mann, der sein Geschäfft verstand. Er fragte die Kinder, die zu ihm in die Schule kamen: Was sie bey ihm wollten? Viele stutzten bey dieser Frage so sehr, daß sie gar nicht darauf antworteten. Andere, die ein wenig verständiger und dreister waren, sagten: sie wollten bey ihm l e r n e n. Was würdet ihr geantwortet haben, wenn er euch so gefragt hätte?

Wenn nun der Lehrer weiter fragte: Wie sie das machen wollten? so erfolgte freylich immer ein Stillschweigen. Das gab ihm Gelegenheit, das Geschäfft, welches in der Schule getrieben wird, zu erklären. Er sagte zu den Kindern: Wenn der Mensch auf die Welt kommt, so weiß er gar Nichts. Nach und nach, wenn er seine Sinne und seinen Verstand brauchen lernt, erfährt und erkennet er das, was er bisher nicht wußte. Das heißt: Er lernet die Dinge kennen. Dadurch entsteht nun aber ein großer Unterschied unter den Menschen. Einige lernen viele

Dinge kennen: man nennet sie gelehrt, verständig, klug. Diejenigen aber, die noch Nichts, oder sehr wenig gelernt haben, heißen unwissend, unverständig, dumm. Weil ihr nun, als junge und kleine Menschen noch unwissend seyd, oder wenig wisset; so kommt ihr zu mir, damit ihr durch meinen Unterricht sollt kennen lernen, was euch zu wissen nöthig und nützlich ist. Ihr müsset aber recht aufmerksam seyn, damit ihr allezeit wisset, was ich mit euch rede und nicht, anstatt die Wahrheit zu erkennen, euch Irrthümer in den Kopf setzt.

Ein kleiner munterer Knabe, der vorzüglich aufmerksam zu seyn schien, fragte: Was er mit den Irrthümern meynte?

Der Lehrer antwortete: Wenn man sich die Sachen so vorstellt, wie sie sind; so hat man die Wahrheit erkannt: wenn man sich aber die Dinge anders vorstellt, als sie wirklich sind; so ist man im Irrthume. Wenn ihr wißt, daß dieses Papier weiß und diese Tinte schwarz ist; so wißt ihr die Wahrheit, denn, so ist es wirklich. Wenn ihr aber glaubt, daß in manchen Gegenden der Erde Menschen leben, die zwey Köpfe haben, so seyd ihr in einem Irrthume: denn, dergleichen Menschen giebt es nirgends. Weil nun manche Leute nicht recht sehen und nicht recht hören, nicht recht verstehen, was andere Leute ihnen sagen, oder, was sie lesen, folglich nicht recht denken; so machen sie sich von manchen Dingen falsche Vorstellungen. Dergleichen falsche Vorstellungen nennt man Irrthümer.

Unwissenheit und Irrthum bringen oft den Menschen großen Schaden. Um das zu zeigen,

will ich euch ein Paar Beyspiele erzählen. Sabine hatte wol von Jugend auf bey ihren Eltern oft Petersilje und andere Kräuter gegessen; aber, sie hatte sich niemahls Mühe gegeben, die eßbaren Kräuter von den ungenießbaren und schädlichen unterscheiden zu lernen. Als sie hernach andern Leuten diente und von ihrer Brodtherrschaft Auftrag bekam, Petersilje zu pflücken; mengte sie das Giftkraut Schierling darunter und es ward also zugleich mit der Petersilje gegessen, welches die Folge hatte, daß verschiedene Personen davon krank wurden. Einmal hatte sie es so grob gemacht, daß ihr Brodtherr beynahe davon gestorben wäre. Also kam Sabine blos durch ihre Unwissenheit in Gefahr, einen Menschen um's Leben zu bringen.

Martin hatte sich irgend einmal weiß machen lassen, daß die Spreu, oder das, was abgeht, wenn das Getraide rein gemacht wird, zu Nichts weiter zu brauchen sey. So oft er also Getraide rein gemacht hatte, schüttete er die Spreu in den Dünger. Durch diesen Irrthum büßte er viele Jahre lang den Vortheil ein, den er hätte haben können, wenn er mit dieser Spreu sein Vieh gefüttert hätte.

Daß ihr jetzt noch unwissend seyd, macht euch keine Schande: denn, ihr seyd noch jung und klein. Aber, je älter und größer ihr werdet; desto schändlicher ist es, wenn ihr Dinge nicht wisset, die ihr längst hättet lernen können. Wer also nicht sein ganzes Leben hindurch dumm heißen will; der gebe Acht auf Alles, was um ihn her vorgeht: der höre, was andere Leute ihm sagen, frage fleißig nach den Ursachen dessen, was er sieht und hört, damit er klug

werde und brauche alle Gelegenheit, die er hat, Etwas neues kennen zu lernen.

LXX. 70.

Magdalene ward als ein kleines Kind von einer alten Muhme gewartet, welche nicht gut mit Kindern umzugehen wußte. Wenn das Kind schrye; so glaubte die Alte, es nicht besser beruhigen zu können, als durch Furcht. Sie drohete ihm, daß ein schwarzer Mann kommen und das Kind in den Sack stecken würde. Glaubt ihr denn, daß es solche schwarze Männer giebt, welche die Kinder in den Sack stecken? Indessen hatte es die Folge, daß Magdalene sich vor Dingen fürchtete, die in der ganzen weiten Welt nirgends zu finden sind. —

Magdalene ward größer und hörte, wie alle Kinder, gern erzählen. Weil nun ihre alte Muhme Nichts kluges zu erzählen wußte; so erzählte sie ihr von todten Menschen, die sich hatten sehen lassen, von Hexen und Feen, die andern Menschen Schaden zugefügt hätten, vom Nixe, vom Kobolte und dergleichen Gespenstern. Dadurch verleitete sie Magdalenen zum Aberglauben, das heißt: sie machte, daß Magdalene Dinge für wahr hielt, die noch nie ein Mensch weder gesehen, noch gehört, noch sonst empfunden hat. Auch, da sie größer ward, glaubte sie das alberne Zeug, und machte sich dadurch lächerlich.

Als sie einmal mit ihrem Bruder allein zu Hause war, kam gegen Abend der Nachbar Kranz und

wollte bey ihren Eltern ein Paar Backkörbe borgen. Magdalene sagte: „Sie wollte sie ihm gern hohlen; aber die Backkörbe lägen auf dem Schuttboden, wohin sie bey Abende nicht gehen könnte.„ Und, warum nicht? fragte Kranz. „Weil es oben spukt,„ war die Antwort. „Es ist seit einiger Zeit ein Gespenst auf unserem Boden, welches alle Menschen „neckt, die des Abends hinauf kommen.„ Der Nachbar erboth sich mit ihr zu gehen, im Dunkeln, oder mit der Laterne, wie es ihr gefiele; aber, da sie auch das nicht wollte, so nahm er ihren zehenjährigen Bruder, gieng mit ihm auf den Boden und hohlte die Backkörbe, ohne, daß ein Gespenst sich hätte merken lassen.

Einige Zeit darauf gieng Magdalene über Feld. Der Prediger begegnete ihr und fragte sie: Wo sie hin wollte? Da erzählte sie ihm, daß sie schon lange einen Schaden am Fuße hätte, der nicht heilen wollte. Die Leute hätten ihr gesagt, sie wäre behext; darum wollte sie nach Mügeln gehen und den klugen Mann bitten, ihr die Hexe zu nennen, die ihr diesen Schaden zugefügt hätte. Der Prediger antwortete ihr: „Meine Tochter, ich rathe dir, wieder „umzukehren und die Leute zu fragen: Woher sie es „wissen, daß du behext bist? — Gieb Acht, es wird „dir kein Mensch eine Antwort darauf geben können: „und daraus wirst du sehen, daß die Leute Nichts „wissen und daß du betrogen bist.„

Zu einer andern Zeit hatte sie gehört, daß man Geld fände, wenn man drey Freytage nach einander auf den Todtenacker gienge und sich, mit Aussprechung gewisser Worte, auf die drey neusten Gräber setzte.

Weil sie nun Geld zu finden wünschte; so wollte sie den Versuch machen. Ihr Vater vermißte sie den ersten und zweyten Freytag und erkundigte sich doch nach der Ursache dieser Wanderungen. Da nun Magdalene ihm ihre Absicht erklärte; so lachte er über ihre Einfalt und fragte sie: Ob sie gewiß wüßte, daß schon Jemand auf diese Art Geld gefunden hätte? — Magdalene sagte: Nein! „Nun, so wirst du „auch sicherlich Keines finden, antwortete der Vater. „Lieber bleib zu Hause und arbeite Etwas nützliches: „so wirst du das Geld zwar nicht finden, aber ehrlich „erwerben lernen.„ Hatte der Mann Recht? —

LXXI. 71.

Till war der Sohn eines Bauers auf einem Dorfe bey Meißen und hatte von Jugend auf großes Verlangen von allen Dingen die Ursachen zu wissen. Er gieng in die Schule und der Schullehrer des Orts war ein guter, fleißiger Mann, der alle Tage fünf bis sechs Stunden Unterricht gab. Hier lernte Till nun wol lesen und schreiben und ein wenig rechnen; aber, er wollte auch gern wissen: warum die Tage im Sommer länger sind als im Winter? Warum der Mond bald ab und bald zunimmt? Was es eigentlich mit den Gewittern für eine Bewandniß hat? und viele solche Dinge mehr.

Weil er nun in der Schule wenig oder Nichts davon hörte; so gieng er zum Pfarr oder Prediger und bat diesen um Erklärung. Findet ihr das löblich? — Dem Prediger gefiel das und, weil er

glaubte, daß die Erklärungen, die er dem Till gab, auch mehreren jungen Leuten nützlich seyn würden; so erboth er sich, den Knaben und Mädchen, die alle Wochen ein Paar Stunden zu ihm kommen wollten, Unterricht von der Natur zu geben, d. i. vom Weltgebäude, von den Planeten, von der Oberfläche der Erde, von den sogenannten Elementen, und von Allem, was in und auf der Erde wächst, auch zu zeigen, wozu es dem Menschen hilft, wenn er von diesen Dingen Etwas weiß. Wie gefällt euch dieses Anerbiethen des Predigers? Würdet ihr es angenommen haben, wenn ihr in demselben Dorfe gewohnt hättet?

Einige Eltern dankten dem Prediger für diese Güte und schickten ihre Kinder zu ihm: aber Viele wollten Nichts davon hören. Einer sagte: „Wer „sollte denn die Schweine hüten, wenn ich die Jun„gen zum Pfarr schickte?„ Ein Anderer: „Das Mäd„chen hat nicht Zeit; sie muß die kleinen Kinder war„ten. Die Meisten aber meynten: „Unser Einer „braucht das Zeug nicht zu wissen. Wenn unsere „Jungen Pferde füttern und Mist laden können; so „können sie genug: ob sie von den Sternen und Ele„menten schwatzen oder nicht! Damit werden sie in „ihrem Leben keinen Kreuzer verdienen.„ Seyd ihr auch der Meynung, wie diese Bauern?

Till war Einer der aufmerksamsten und fleißigsten. Er hatte auch noch einen ältern Bruder, Veit, welcher von Himmel und Erde gar Nichts weiter wußte, als daß Jener hoch ist und, daß diese Kartoffeln und Pilze trägt. Was ihm aber sein jüngerer Bruder davon erzählte, das machte ihm Lust, sich auch

einige Kenntniß davon anzuschaffen. Er trug also seinen Eltern vor, daß er auch zum Prediger gehen würde. Der Vater war wol damit zufrieden; aber, die Mutter antwortete: „Du bist ja ein großer Mensch: Pfui, schäme dich! Die Leute werden dich auslachen, wenn du mit den kleinen Jungen in die Schule gehst.„ Hatten die Leute Ursache ihn darüber auszulachen?

Veit antwortete: „Mögen sie lachen! Sie wer„den ja wol wieder aufhören.„ Kurz, er kehrte sich daran nicht: und weil ihm zu Gefallen der Prediger eine Lehrstunde auf den Sonntag verlegte, da Veit am ersten von der Arbeit abkommen konnte; so gieng er fleißig zu ihm. That er recht daran? Ob er doch der Einzige unter den Erwachsenen in seinem Dorfe gewesen seyn mag, welcher begierig war, das, was er noch nicht wußte, zu lernen?

LXXII. 72.

Als ich in meiner Jugend einmal von Dresden nach Wittenberg reisete; blieb ich in Großenhayn einige Tage bey einem bekannten meines Vaters. Der Mann hatte einen muntern Knaben, mit dem ich mir viel zu schaffen machte: er hieß Julius. Weil gerade Jahrmarkt in der Stadt war, so kaufte ich dem Kleinen etliche Bogen bemahltes Papier, auf welchem Reuter, Soldaten und allerley andere Figuren standen. Das nannte der Junge schöne Bilder und hatte eine unglaubliche Freude darüber. — Auf der nemlichen Reise gieng ich in Begleitung eines Jägers

durch ein Wäldchen, in welchem die Vögel dermassen durch einander zwitscherten, sangen und schryen, daß ich durchaus nicht Einen vom Andern unterscheiden konnte. Aber, mein Begleiter, der Jäger, kannte alle die verschiedenen Arten der Vögel an ihrem Gesange und nannte mir sie; ja, er getraute sich sogar zu sagen, wie viel von jeder Art sich hören liessen. **Woher kam's wol, daß der Jäger das unterscheiden konnte und ich nicht?**

Als wir nach Jessen kamen, giengen wir in ein Gasthaus und ließen uns zu essen und auch Wein zu trinken geben. Mein Begleiter wollte den Wein nicht trinken: denn, er war ihm zu schlecht. Ey! sagte ich: Wein ist Wein! und trank ihn mit gutem Appetite.

Als ich funfzehen Jahr nachher wieder dieselbe Reise machte; erinnerte ich mich alles dessen, was mir das erste Mal begegnet war. In Großenhayn fragte ich doch nach meinem kleinen muntern Julius. Er war unterdessen ein Kaufmann geworden und wohnte in einem recht ansehnlichen Hause. Als ich ihn besuchte, fand ich ihn in einer Stube, welche ganz mit Gemählden aufgeputzt war. Ich fragte nach den schönen Bildern, mit denen ich ihm vor funfzehen Jahren so viel Freude gemacht hatte. — Ich weiß fürwahr nicht, antwortete er mir, wo die Sudeleyen hingekommen sind. **Wie kam's nun, daß er das jetzt Sudeleyen nennete, was er als Knabe für schöne Bilder hielt?** Sein Vater, der auch noch lebte, hatte das Unglück gehabt, sein Gesicht zu verlieren; aber, er hatte die Augen in den Fingerspitzen. Ihr fragt: Wie das gemeynt sey? Er unterschied Vieles von dem, was er nicht sehen konnte, durch

das

das Gefühl. Wenn er Geld in die Hände bekam; so wußte er genau, was Gold, Silber, oder Kupfer war; was ein Groschen, ein Viergroschenstück, oder ein halber Gulden war. Wenn er ein Stück Tuch anfühlte, so wußte er, von welcher Farbe es war; auch die Holzarten wußte er durch das Gefühl zu unscheiden. Wie gieng das zu? — Als ich von da nach Jessen kam, gieng ich in das nemliche Gasthaus, in welchem ich vor funfzehen Jahren gewesen war und ließ mir Wein geben. Vermuthlich war es dasselbe Gewächs und dieselbe Art Wein, die mir damahls so gut geschmeckt hatte. Aber, ich sagte jetzt nicht mehr: Wein ist Wein! Ich fand ihn herzlich schlecht, und ließ ihn stehen. Wie kam es doch, daß mein Geschmack sich so verändert hatte?

LXXIII. 73.

Ernst, der Sohn eines Predigers nicht weit von Leipzig, war, wie alle Kinder, wißbegierig. Aber, es war ihm nicht genug, daß er das, was geschehen war, erzählen hörte: er wollte Alles selbst sehen, hören und erfahren. Daher wanderte er fleißig auf den Feldern und Wiesen und im Walde herum, um die verschiedenen Pflanzen, die in derselben Gegend wuchsen, durch eigene Ansicht kennen zu lernen. Wenn er ein Samenkorn von ausländischen Gewächsen bekommen konnte; so steckte er es in die Erde, um zu versuchen, ob es aufgehen würde, und wenigstens die Blätter desselben kennen zu lernen, wenn er es

auch weiter nicht bringen konnte. Steine und Erdarten, Raupen, Schmetterlinge und andere Insekten trug er in Menge zusammen und hob sie wenigstens so lange auf, bis sein Vetter, der ein Gelehrter in Leipzig war, seinen Vater besuchte. Von diesem ließ er sich die Benennung sagen, damit er sich nun die mancherley Arten besser merken konnte. Zu diesem Manne reisete er auch fast alle Messen, um die fremden Thiere und andere Seltenheiten zu sehen, die dahin zur Schau, oder auch zum Verkauf gebracht werden. Auch die Gaukeleyen, die da gemacht werden, sahe er einmal mit an, um sich davon zu überzeugen, daß es Gaukeleyen waren. Wo er gieng und stand, da war er aufmerksam auf Alles, was um ihn her vorgieng: daher er fast alle Waaren zu nennen wußte, die auf der Leipziger Messe feil gebothen wurden. Und, wenn weiter Nichts seltenes in Leipzig zu sehen war; so gieng er in die Werkstätte der Handwerksleute und Künstler und sahe ihnen zu, wie sie arbeiteten; arbeitete auch wol, wo er konnte, selbst mit. Haltet ihr das für nützlich?

Nicht nur die gewöhnlichen Naturerscheinungen hatte er oft mit Aufmerksamkeit betrachtet; sondern auch, so oft er von einer ungewöhnlichen hörete, war er begierig sie zu sehen: und, wenn er sich getraute den Ort mit seinen zwey gesunden Füßen zu erreichen; so gieng er hin. Einst erzählten die Leute, daß eine Frau in der Vorstadt von Leipzig, anstatt eines Kindes, eine Mißgeburt zur Welt gebracht hätte, welche anstatt der Finger Krallen hätte. Ernst ruhete nicht eher, bis er Gelegenheit fand, das Kind zu sehen. Alsdenn konnte er mit Gewißheit erzählen,

daß es ein Kind wie andere Kinder war. Auch hatte er gehört, daß sich auf dem Todtenacker in der Mitternachtstunde die verstorbenen Menschen sehen ließen. Deswegen blieb Ernst mehr als Ein Mal bis zur Mitternacht auf dem Todtenacker und versicherte hernach, daß er weder einen Toden noch einen Lebendigen gesehen hätte.

Er nahm sich vor so weit zu reisen, als er könnte; so bald er erwachsen seyn würde. „Da," sagte er, „da werde ich das Meer sehen und die großen „Schiffe auf dem Meere, und feuerspeyende Berge „und Wasserfälle und tausend andere Dinge, die man hier nicht zu sehen bekommt." Dabey freuete er sich so herzlich, als, ob er alle diese Dinge schon vor den Augen hätte.

Seine Schwester, Klementine, tadelte ihn bisweilen darüber und meynte: Er brauchte ja nicht nach Allem selbst zu gehen: er könnte sich ja die Dinge, die er gern wissen wollte, beschreiben lassen, oder in Büchern davon lesen. Aber Ernst war nicht ihrer Meynung, denn, „sagte er, ich kann in drey Tagen kaum so viel beschreiben hören, als ich in Einer „Stunde sehe." Wer hatte hier wol mehr Recht, der Bruder oder die Schwester?

LXXIV. 74.

Diese Klementine hatte eine große Begierde Alles zu wissen, was andere Leute dachten, sagten oder thaten. Sie horchte daher gern an den Thüren, um zu erfahren, was die Leute in der Stube sprachen.

Wenn einige Menschen beysammen standen und mit einander redeten, so steckte sie gern ihr Köpfchen dazwischen, um auch Etwas von ihrem Gespräche zu hören, welches freylich nicht allemal gut aufgenommen ward. Sie durchsuchte gern alle Gemächer, alle Schränke und Kasten, die nicht verschlossen waren. Nun wußte sie doch, was darinnen lag. Wenn ihr Bruder etwa einen Brief schrieb, so suchte sie allerley Vorwand, um ihn auf einige Augenblicke aus der Stube zu bringen, damit sie nur in seiner Abwesenheit lesen konnte, was er geschrieben hatte. Auch, wenn sie zu fremden Leuten kam und auf einem Tische irgend ein beschriebenes Papier liegen sahe; so trat sie gern hin und las es. **Haltet ihr das wol für anständig und erlaubt?**

So oft ihre Mutter Etwas gekauft hatte ohne es ihr zu zeigen, oder in der Küche Etwas zubereitete, ohne ihre Tochter dazu zu nehmen; so ward diese so sehr dadurch beunruhiget, daß sie des Nachts nicht schlafen konnte. Ihr Bruder der Ernst lachte oft darüber und sagte: „Sie würde noch an der Neu„gierde sterben.“ Klementine nahm das übel und warf ihm vor, daß er ja selbst neugierig wäre, indem er Alles sehen und hören wollte. „Nein!“ erwiederte Ernst, „du hast kein Recht, mir diesen Vorwurf „zu machen: denn, Dinge, die mich Nichts ange„hen, verlange ich nicht zu wissen. Wenn mir gleich „die Mutter nicht Alles zu kosten giebt, was sie kocht „und bäckt, das beunruhigt mich nicht. Unsere Nach„baren mögen laut oder heimlich mit einander reden: „ich frage nicht darnach: und du, liebe Schwester, „magst Neuigkeiten und Heimlichkeiten in's Haus tra-

„zen, so viel du willst; ich werde dich niemahls bit„ten mir Eine zu erzählen. Aber, was in der Na„tur vorgeht; oder, was die Menschen durch ihre „Kunst und Geschicklichkeit hervorbringen; das geht „mich an: das sind auch keine Heimlichkeiten: dar„um wünsche ich davon soviel zu sehen und zu hören, „als möglich ist.“ **Werdet ihr euch nun den Unterschied zwischen Neugierde und Wißbegierde wol vorstellen können?**

LXXV. 75.

Ernst hatte auch noch einen Bruder, welcher Oswald hieß. Dieser zeigte nicht viel Lust in der Welt herum zu laufen; aber, er war ein unersättlicher Leser. Alle Bücher seines Vaters, die ihm verständlich waren, hatte er mehr als Ein Mal gelesen. Wenn nun der Vetter aus Leipzig kam; so zeigte ihm Ernst, was er bisher gesammelt hatte und Oswald bat ihn um Bücher, welche dieser ihm auch in Menge schickte. Besonders las Oswald gern Reisebeschreibungen, worin die Reisenden erzählten, was sie in fremden Ländern gesehen und gehört hatten, und, wie es ihnen auf ihrer Reise gegangen war: Nachrichten von künstlichen Erfindungen der Menschen: Geschichtbücher, worin erzählt wird, was in vorigen Zeiten in der Welt vorgegangen ist. Dadurch lernte er allerdings eine Menge Sachen kennen.

Wenn nun der Lehrer dieser Knaben bey dem mündlichen Unterrichte auf gewisse Dinge zu reden kam; so geschahe es oft, daß beyde Brüder schon Etwas da-

von wußten. Ernst sagte: „Das habe ich gesehen, „gehört, erfahren.“ Oswald sagte: „Davon habe „ich gelesen.“ Auch entstand wol bisweilen ein kleiner Streit unter ihnen, weil jeder die Sachen, von denen die Rede war, besser wissen und genauer kennen wollte, als der Andere. Ernst pflegte denn wol zu sagen: „Ich werde doch wissen, was ich mit meinen Augen gesehen — und mit meinen Ohren gehört habe:“ und Oswald versetzte dagegen: „In den „Büchern, die ich gelesen habe, werden doch keine „Unwahrheiten stehen!“ Wenn sie nun verlangten, daß der Lehrer entscheiden sollte, wer Recht hätte; so sagte dieser gemeiniglich: Sie hätten gar nicht nöthig mit einander zu streiten; sondern, wenn Oswald Ernsten mittheilte, was er gelesen — hingegen Ernst Oswalden beschriebe, was er gesehen und gehört hätte; so würden sie auf diese Art Beyde eine vollständigere Kenntniß erlangen; und Jeder könnte denn davon so viel für wahr halten, als er wollte, das verschlüge den Andern Nichts! Haltet ihr diesen Rath des Lehrers für gut und nützlich? —

LXXVI. 76.

Mariane war die Tochter eines Gärtners in Sorau, und bezeigte von Jugend auf einen Trieb alle weibliche Geschicklichkeiten zu erlangen. Von ihrer Mutter lernte sie nähen, stricken, spinnen, waschen und die gewöhnlichen Verrichtungen, welche zur Ordnung und Reinlichkeit in einer kleinen Haushaltung erfordert werden. Ihrem Vater half sie oft im Garten arbei-

ten. Dadurch gewann sie eine Fertigkeit im Säen und Pflanzen, im Beschneiden, Ziehen, Pfropfen und Oculiren der Bäume. Sie sahe Mistbethe anlegen und behandeln und bekam dabey viele Kenntnisse von der Küchen- und Obstgärtnerey. Glaubt ihr, daß sie davon Schaden zu besorgen hatte?

Nachdem sie größer gewachsen war; so begab sie sich mit Bewilligung ihrer Eltern zu einer Muhme, die eine größere Hauswirthschaft führte. Dieser leistete sie alle Dienste, die in ihren Kräften standen, umsonst. Dafür lernte sie hier Vieh mästen, Butter und Käse machen, Fleisch einböckeln und räuchern, Seife kochen, Eßig brauen, Färben, Brandwein brennen, alle Geschäffte, die zum Flachsbau gehören, auch den Wein und das Bier abwarten. Sie sahe nicht blos zu, wenn diese Geschäffte betrieben wurden; sondern, sie grif die Arbeit selbst mit an. Daher kam es, daß sie nach drey Jahren viel geschickter wieder weg zog, als sie hin gekommen war. —

Nicht lange darauf gieng sie in Dienste bey einer vornehmen Herrschaft, wo sie den Auftrag bekam, Kommoden und Schränke zu bohnen, das Silberzeug zu putzen, die Betten und Vorhänge in Ordnung zu erhalten, Alles zu besorgen, was zur Reinlichkeit der Stuben erfordert wird. Auch hatte diese Herrschaft einen Koch, dem sie im Vorbeygehen fast alle seine Künste ablernte. Als sie von dieser Herrschaft wieder weg zog, konnte sie viele Speisen zurichten, davon sie vorher nicht einmal die Namen gewußt hatte; Fische sieden, Früchte einmachen, und allerley Backwerk verfertigen. Wie man einen Tisch

decken und die Speisen aufsetzen muß; das bekam sie hier ebenfalls zu sehen.

Nun wollte sie nur noch gern Spitzen klöppeln, weiblichen Putz machen, Frauenkleider zuschneiden, sticken und zeichnen lernen. Glücklicher Weise hatten ein Paar alte Leute sich an den Ort begeben, wo ihre Eltern wohnten. Diese hatten eine einzige Tochter, welche alle diese Geschicklichkeiten besaß und sie freundlich darin unterrichtete. Dagegen konnte Mariane ihr manche andre Dinge zeigen, davon Jene noch Nichts wußte. **Glaubt ihr wol, daß Mariane auf diese Art die Jahre ihrer Jugend nützlich angewandt hat?** Nur Eine Kunst hatte sie, ich weiß nicht, ob vergessen, oder keine Gelegenheit gehabt zu lernen: das Tanzen! **Ob sie wol dadurch unglücklich geworden ist?** —

LXXVII. 77.

Urban und Matthias, welche mit einander aufgewachsen waren, kamen beyde zu gleicher Zeit und in der nemlichen Stadt in die Lehre. Der Eine ward ein Uhrmacher und der Andere ein Büchsenschäffter. Ihre Väter aber hatten sich ausgebeten, daß die beiderseitigen Lehrherren ihnen erlauben möchten, täglich eine Stunde im Schreiben und Rechnen Unterricht zu nehmen. Sie giengen beyde zu Einem Lehrmeister, welcher sie nicht nur in der Lehrstunde treulich unterwies, sondern ihnen auch fast alle Tage Etwas aufgab, damit sie zu Hause sich üben könnten. **Haltet ihr das für nützlich?**

Urban unterließ diese Uebung niemahls, arbeitete, was der Lehrer aufgegeben hatte und brachte es in die Lehrstunde mit. Matthias that das selten und entschuldigte sich damit, daß er beständig für seinen Lehrherrn arbeiten müßte und also zum Rechnen nicht Zeit hätte. Aber, sagte der Lehrmeister, Urban hat ja auch einen Lehrherrn, für den er arbeiten muß, und doch übt er sich im Schreiben und Rechnen: ich sehe also, daß es wohl möglich ist, wenn man nur will. Matthias hatte Nichts zu antworten; aber, er übte sich dennoch nicht. Welcher von diesen beyden jungen Menschen war wol der Fleißigste?

Weil nun Matthias offenbar zurückblieb; so fragte er endlich einmal seinen Kameraden; wie er es in aller Welt anfienge, daß er seinem Lehrherrn genug thäte und doch auch alle Tage noch Nebengeschäfte triebe? — Das will ich dir wol erklären, antwortete Urban. Die Arbeit für den Lehrherrn geht nicht eher an als früh um sieben Uhr und dauert nicht länger als bis Abends um acht Uhr. Wenn ich nun früh um fünf Uhr aufstehe und Abends vor zehen oder elf Uhr nicht zu Bette gehe und die Stunde nachmittags, von Ein bis Zwey Uhr, die mir auch frey gelassen ist, dazu nehme; so habe ich alle Tage fünf bis sechs Stunden, die ich anwenden kann, wozu ich will. Besonders lieb sind mir die Morgenstunden. Da bin ich munter und muthig und Alles wird mir leicht. Auch merkt es der Lehrherr gemeiniglich, daß mir die Arbeit vortrefflich von Statten geht, wenn ich mir den Kopf schon ein Paar Stunden durch's Rechnen aufgeräumt habe. Ich rathe dir, es auch so zu machen. Findet ihr wol diesen Rath vernünftig? —

LXXVIII. 78.

Lorenz und Eberhard versäumten sehr oft die Lehrstunden. Der Lehrer war darüber mißvergnügt und fragte die Eltern, ob es mit ihrem Wissen und Willen geschähe! Die Eltern sagten: Ja! denn, weil wir unsere Kinder oft zu Hause bey unserer Handthierung brauchen; so können wir sie nicht regelmäßig in die Schule schicken. Der Lehrer antwortete: „Niemand kann zweyen Herren dienen! Ich rathe euch „eure Söhne lieber ganz zu Hause zu behalten: denn, „auch in denen Lehrstunden, die sie besuchen, sitzen „sie vergebens da, weil sie von dem Nichts wissen, „was in ihrer Abwesenheit ist vorgetragen worden. „Jede Lücke ist schädlich, wenn der Unterricht vernünftig und zusammenhängend ist." — Die Eltern versprachen zwar, ihre Söhne so selten als möglich versäumen zu lassen! aber, es blieb bey dem Alten. Eberhard und Lorenz lernten Nichts.

Allein, dieses war nicht die einzige üble Folge. Da Eberhard und Lorenz sahen, daß es ihre Eltern nicht für unrecht hielten, sie die Lehrstunden versäumen zu lassen; so bildeten sie sich bald ein, daß es überhaupt mit dem Versäumniß nicht Viel möchte zu bedeuten haben. Sie blieben also oft weg, wenn sie auch von ihren Eltern nicht abgehalten würden. Der Lehrer glaubte immer, daß es mit Wissen und Willen ihrer Eltern geschähe und fragte weiter nicht darnach; sondern betrachtete diese beyden als verwahrlosete Menschen.

Wo blieben aber die Knaben während der Stunden, da sie die Schule nicht besuchten und doch auch nicht zu Hause bleiben durften? Da giengen sie an Oerter, wo sie Spielgesellschaft fanden. Umsonst wollte Niemand mit ihnen spielen und oft wollten sie auch Etwas zu zehren dabey haben: folglich brauchten sie Geld. Wo nahmen sie das her? — Eine Zeit lang betrogen sie ihre Eltern darum. Alsdenn borgten sie bey ihren Bekannten: und da weder das Eine noch das Andere länger gehen wollte; so legten sie sich auf das Stehlen. **Wundert ihr euch darüber?**

Nun ward die bürgerliche Obrigkeit aufmerksam auf dieses unordentliche Leben: und, um dieser nicht in die Hände zu fallen, liefen beyde Knaben in Einer Nacht davon. Nun hatten sie sich also der Aufsicht und Versorgung ihrer Eltern entzogen: arbeiten wollten sie nicht, hatten auch Nichts gelernt; gleichwol wollten sie alle Tage essen und trinken. An Orten, wo bürgerliche Ordnung Statt findet, waren sie, als herumschweifende Taugenichtse keinen Tag sicher. Folglich kamen sie in Noth. **Was würdet ihr ihnen hier gerathen haben?**

Sie erhielten sich noch eine kurze Zeit durch heimliche Diebstähle, wurden auch einmal gefangen, kamen aber nach einer kurzen Strafe wieder los. Endlich giengen sie unter eine Diebsbande und wurden schädliche Menschen. Ob sie am Ende noch gebessert oder gehenkt worden sind; das weiß ich nicht: aber, das weiß ich, daß ihr aus diesem Beyspiele sehen könnt: wie immer Eine Unordnung der Andern die Hand biethet.

LXXIX. 79.

Laurette besuchte eine öffentliche Mädchenschule. Sie ward von ihren Eltern reinlich gekleidet und ihr Betragen war größtentheils anständig und sittsam. Man hätte meynen sollen, daß sie bey Lehrern und Mitschülerinnen würde beliebt gewesen seyn; aber das war sie nicht. **Woher mochte das wol kommen?** Vermuthlich hatte sie zu sehr merken lassen, daß sie sich selbst für ein wenig besser hielt, als ihre Mitschülerinnen. Man kann wirklich besser seyn als andere Menschen: das beleidigt Niemanden: aber, wenn man sich selbst für besser hält; das nehmen sie übel. Daher waren alle diejenigen, die gern Muthwillen trieben, Lauretten gehäßig und suchten sie bey aller Gelegenheit zu schabernacken. Dem Lehrer hatten sie beygebracht, daß Laurette gewöhnlich über ihn lachte und spottete, so oft er ihr den Rücken zukehrte. Andere Mädchen brachten bisweilen Spielereyen mit in die Schule und steckten sie während des Unterrichts einander zu. Wenn denn nun Stöhrung daraus entstand und der Lehrer nach den Urhebern fragte; so beschuldigten sie Lauretten, daß sie die Spielsachen mitgebracht hätte. Diese behauptete freylich ihre Unschuld; allein, sie fand keinen Glauben.

Endlich klagte sie einmal ihren Eltern, daß sie in dieser Schule sehr gemißhandelt würde; daß sie weder daß Zutrauen des Lehrers noch die Liebe ihrer Mitschülerinnen gewinnen könnte, bat auch zugleich, sie lieber anderswo unterrichten zu lassen. Weil aber an demselben Orte nur diese einzige Mädchenschule war,

und Laurettens Eltern sich nicht anders zu helfen wußten; so verwiesen sie sie zur Gedult und vermahnten sie nur darnach zu streben, daß sie ein gutes Gewissen behielte.

Ihre ältere Schwester, die ein wenig starrköpfig war, gab ihr den Rath: sie sollte entweder ihren Mitschülerinnen Gleiches mit Gleichem vergelten und sie auch bey dem Lehrer anklagen; oder, sie sollte durchaus nicht mehr in diese Schule gehen: ihre Eltern möchten sagen, was sie wollten. **Haltet ihr diesen Rath für vernünftig?** Aber, dazu hatte Laurette keine Lust: denn, das Eine, sagte sie, würde Rache seyn und das Andere Ungehorsam gegen die Eltern. Beydes ist Unrecht. Lieber will ich leiden, was möglich ist, als Etwas thun, was ich selbst für Unrecht erkenne, Vielleicht sieht es der Lehrer bald ein, daß mir Unrecht geschieht. **Habt ihr Ursache Lauretten hierüber zu tadeln? oder, wißt ihr einen bessern Rath zu geben?**

LXXX. 80.

„Ach, wenn mir doch die Zeit nicht so lang würde!“ sagte Rahel zu Willhelminen, da sie ihr einmal auf der Gasse begegnete; „Weißt du mir denn gar keinen „Rath zu geben: Liebes Willhelminchen?“ —

Willhelmine: Ja! den weiß ich. Meine Mutter hat mir befohlen] in unsern Garten zu gehen und das Unkraut auszugäten. Wenn du nun lange Weile hast, meine Rahel; so komm und hilf mir gäten.

Rahel: Das scheint mir eben kein angenehmer Zeitvertreib zu seyn.

Willh. Dafür geb ich's auch nicht aus; aber, es ist doch nützliche Arbeit.

Rahel: Ey nun! wenn ich arbeiten wollte; so wäre ich zu Hause geblieben. Darum bin ich ausgegangen, daß ich Jemanden zu finden gedachte, der mit mir spielte oder spazieren gienge. Ist euer Garten weit? —

Willh. Eine halbe Stunde.

Rahel: Nun, so will ich mit dir schlendern. Wir können wenigstens unterwegens mit einander plaudern. Eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde her! Mit der Manier vergeht mir doch eine Stunde. Wenn du nun gegäten hast, Willhelmine, was wirst du alsdenn thun?

Willh. Alsdenn gehe ich nach Hause und helfe meiner Mutter Kohlgewächse auslesen, die sie morgen zum Verkauf schicken wird.

Rahel: Das sind ja ewige Geschäffte. Aber, sagt mir nur in aller Welt, ihr Leute, da ihr so von einer Arbeit zur Andern lauft: wenn geht ihr denn da spazieren?

Willh. Spazieren? wie meynst du das?

Rahel: Je nun, man kann doch nicht immer krumm sitzen, sondern muß sich zuweilen Bewegung machen, damit man nicht zusammen wächst.

Willh. Ja, dafür ist auch gesorgt. Bald schickt mich meine Mutter in den Garten, bald auf das Feld, bald auf die Bleiche, bald zu den Handwerksleuten, wo Etwas zu hohlen oder zu bestellen ist: und so giebt es denn immer Etwas zu laufen.

Wenn aber ja Nichts ist, so sind im Hause mancherley Dinge, die ich verrichten kann. Da ist Etwas zu waschen; da ist junges Vieh zu füttern; da ist eine Stube oder Kammer aufzuräumen und dergl. Lauter Arbeiten, bey denen ich nicht krumm sitze. Folglich habe ich Bewegung genug und brauche nicht erst spazieren zu gehen.

Rahel: Das geht wol jetzt an, im Sommer; aber in den langen Winterabenden kannst du doch nicht auf die Bleiche oder in den Garten gehen: ich dächte, da müßte euch die lange Weile zum Sterben plagen.

Willh. Ich weiß in Wahrheit Nichts von langer Weile. Wir haben im Sommer so viel Zeit als im Winter und im Winter so viel Arbeit als im Sommer: nur mit dem Unterschiede, daß wir im Sommer mehr bey Sonnenlichte und im Winter mehr bey Talglichte arbeiten.

Rahel: Was macht ihr aber im Winter?

Willh. Eine strickt, die Andere spinnt. Wenn meine Mutter nicht für die Haushaltung zu thun hat; so näht sie.

Rahel: Aber, ich dächte, dir müßte doch bisweilen die Lust zu spielen ankommen, wenn du deine Brüder spielen siehst.

Willh. Meine Brüder sehe ich fast niemahls spielen: denn, sie haben auch ihre Arbeit. Heute rechnen sie, morgen schreiben sie: und wenn sie Nichts nöthigeres zu thun haben; so üben sie sich in der Musik, oder lesen uns Etwas aus einem Buche vor: das hören wir Mädchen auch gern. Bey uns hat Alles schon seine bestimmten Stunden und, wenn diese vorbey sind, so gehen wir zu Bette, stehen am

folgenden Morgen früh auf und fangen da wieder an, wo wir gestern aufgehört haben. So vergehen uns die Tage, wir wissen nicht, wo sie hinkommen.

Rahel: Aber, bey dieser unaufhörlichen Arbeit werdet ihr ja eures Lebens nicht froh.

Wilh. Gewiß mehr als du: oder, nennst du das froh seyn, wenn dich der Müßiggang plagt und du für langer Weile nicht weißt, wie du dir rathen und helfen sollst?

Rahel: Nun guten Tag, Willhelminchen! Wenn ich keine Spielgesellschaft finde; so werde ich dich vielleicht in einer Stunde aus deinem Garten wieder abhohlen.

Nun, sagt mir, Kinder: **Welche von diesen beyden Mädchen hat euch am besten gefallen? An welcher Stelle wünschet ihr wol am ersten zu seyn?**

LXXXI. 81.

Albertine hatte sich ein Beutelchen voll Kupferpfennige gesammelt, die sie nach und nach von ihren Eltern und andern Freunden hatte geschenkt bekommen. Bey Even, ihrer Gespielinn sahe sie einmal neue Zahlpfennige, welche ihr so schön wie Gold in die Augen glänzten. Sie that also Even den Vorschlag, daß sie mit ihren Pfennigen tauschen wollten. Eve war damit zufrieden und Albertine gab ihr so viel Kupferpfennige, als sie von ihr Zahlpfennige erhielt. **Würdet ihr das auch gethan haben, wenn ihr an Evens Stelle gewesen wäret?**

Da Albertinens Eltern diesen Tausch erfuhren, erklärten sie ihr, daß sie sich sehr betrogen hätte; daß sie für die Kupferpfennige hätte können Stecknadeln, oder Zwieback, oder Obst kaufen; daß sie aber für diese goldenen Pfennige nicht einen Pilz bekäme. Indessen war Albertine ein Kind, dem ein solcher Irrthum leicht zu vergeben war. Wer aber am herzlichsten über diesen einfältigen Streich lachte, das war ihr klügerer Bruder Ewald. Er hatte Kupferstiche, davon Einige schön, und von Werth waren. Als er nun bey Einem seiner Mitschüler bunte Bilder sahe, wie sie gewöhnlich auf den Jahrmärkten, das Stück für sechs Pfennige, verkauft werden; so gefielen ihm diese weit besser als seine Kupferstiche. Er glaubte also einen ansehnlichen Gewinn zu machen, wenn er die Kupferstiche gegen diese Bilder vertauschte. Nachdem dieser Handel zu Stande gekommen und Ewalds Eltern bekannt geworden war; so versicherten ihn diese, daß er Albertinens einfältigen Streich vollkommen nachgeahmt hätte. Für die Kupferstiche würde ihm jeder Liebhaber und Kenner einen Dukaten gegeben haben; aber, die Bilder, die er dafür genommen hätte, wären nicht einen Groschen werth.

In einem benachbarten Städtchen war Jahrmarkt, wo sich gewöhnlich Seiltänzer, Taschenspieler und ein herumziehender Arzt mit seinem Hanswurst einfanden. Diese Sachen wollte Ewald gern sehen und deswegen den Jahrmarkt besuchen. Seine Eltern wollten ihm das nicht wehren; aber, sie erwarteten, daß an dem nemlichen Tage eine vornehme Verwandte, die aus dem Lauchstädter Bade zurück kam, durchreisen und bey ihnen einsprechen würde.

Daher riethen sie dem Ewald lieber zu Hause zu bleiben und diese Frau zu begrüßen. Allein Ewald blieb bey seinem Wunsche den Jahrmarkt zu besuchen und seine Eltern ließen ihn gehen.

Die erwartete Verwandte kam unterdessen wirklich und hatte viel Freude über Albertinen und ihr Geschwister. Sie machte auch, daß diese Kinder eine Freude über ihren Besuch hatten, indem sie Jedem ein angenehmes Geschenk gab. Weil aber Ewald nicht zugegen war, so ward auch an ihn nicht gedacht. Auf dem Jahrmarkte hatte er einstweilen weder Seiltänzer noch Taschenspieler noch Hanswurst gesehen, weil alle diese Leute gerade anderswo ihr Wesen getrieben hatten. Als er nun des Abends nach Hause kam und erzählen hörte, was während seiner Abwesenheit vorgegangen war; so — was glaubt ihr wol, daß er mag empfunden haben?

Wenn ihr werdet weiter in der Welt kommen; so gebt nur auf die Menschen Achtung. Die Meisten handeln eben so, wie Ewald und Albertine. Was recht gleißt und schimmert, das ist ihnen lieber, als, was wahren Werth hat. Sie laufen nach einem Possenspiele und verlieren darüber wahre Vortheile. Glaubt ihr, daß es darum vernünftig ist, weil es die Meisten so machen? Werdet ihr es nachahmen?

LXXXII. 82.

Christian war ein gesunder Knabe, aber, er scheute sich vor der Anstrengung seiner Kräfte und vor jeder

unangenehmen Empfindung auf eine unglaubliche Weise. Er hatte oft heftige Begierden; aber, sollte ihn die Befriedigung derselben nur die geringste Mühe oder den kleinsten Schmerz kosten; so gab er sie lieber auf. Wenn er aus der Stube gieng, so machte er nicht leicht die Thüre wieder zu: denn, das war ihm viel zu beschwerlich: und, wenn er seine Kleider auszog; so ließ er sie auf die Erde fallen. Wer sie nicht wollte da liegen sehen, der mochte sie weg tragen. Er gieng zwar in die Schule und hätte gern gesehen, wenn er da wäre gelobt und andern Mitschülern vorgezogen worden: denn, er war ehrgeizig. Aber, die Lehrer lobten nur immer den, der Lob verdiente und zogen nur immer den Bessern dem Schlechtern vor. Daher sagten sie bisweilen zu dem Christian: Wenn du willst vorgezogen seyn; so mußt du dich bemühen besser zu seyn als Andere! Dich bemühen? — Welch eine Zumuthung für einen Menschen, wie Christian. Da hätte er ja müssen arbeiten, fleißig seyn, seine Kräfte anstrengen? Nein! lieber that er Verzicht auf Lob und Vorzug. Doch nahm er es übel, wenn er getadelt ward, oder wenn andere ihm vorgezogen wurden. **Hatte er Ursache, das übel zu nehmen?**

Einmal ward spät am Abend seine Schwester krank. Die Mutter war allein zu Hause: sie wollte also ihren Christian nach der Magd schicken, die aus dem Hause gegangen war. Aber Christian entschuldigte sich, daß er nicht gehen könnte, weil er sehr schläfrig wäre. **Konnte ihn das wol hier entschuldigen?** — Weder der Befehl seiner Mutter noch das Leiden seiner Schwester konnte ihn bewegen seine Schläfrigkeit zu

überwinden. — Wenn er selbst krank war; so wollte er durchaus keine Arzneymittel brauchen. Warum nicht? weil sie ihm nicht gut schmeckten. Man mochte ihm zu baldiger Genesung Hoffnung, oder vor dem Tode bange machen; das war alles vergebens: Christian nahm keine Arzney: denn, sie schmeckte ihm nicht gut.

Als sein Vater einmal mit ihm spazieren gieng, kamen sie an einen Rosenstock und mein Christian wollte sehr gern Rosen davon haben. Er bat also seinen Vater ihm Einige abzupflücken.

Vater: Warum pflückst du nicht selbst?

Christ: Ich möchte mich stechen: denn, ich sehe, daß Dornen an den Stielen stehen.

Vater: Ja! das ist's eben auch, wovor ich mich fürchte. Du wirst es aber schon wagen müssen, wenn du willst Rosen haben.

Christian ließ lieber die Rosen am Stocke stehen, als, daß er seine Finger einem kleinen Schmerze ausgesetzt hätte.

Ein ander Mal reisete sein Vater mit ihm zu einem Vetter, bey welchem er ein kleines Pferd sahe. Das gefiel dem Christian so über die Maßen, daß er dem Vetter unabläßig gute Worte gab, ihm das kleine Pferd zu schenken. Dieser Mann war wohlhabend und konnte das wohl thun; aber er kannte seinen Vetter Christian und glaubte: Wenn er ihn durch die Hoffnung dieses Vergnügens zu einiger Anstrengung seiner Kräffte reizen könnte; so würde es besser seyn, als wenn er ihm so ganz unverdienter Weise ein Geschenk machte. Er sagte also zu ihm: „Lieber Vetter, wenn du mit eigener Hand einen Brief

„an mich schreibst, welcher ordentlich, sauber und „ohne Schreibfehler ist; so sollst du das kleine Pferd „haben,“ So viel Geschicklichkeit im Schreiben besaß Christian noch nicht. Aber, er konnte sie leicht erlangen, wenn er sich nur einige Mühe geben wollte. Aber dazu wollte er sich nicht entschließen; er bekam also auch das Pferd nicht. **Wie nennet ihr das Leben eines Menschen, der seine Kräfte nicht gebrauchen will und sich vor der geringsten Beschwerlichkeit fürchtet?**

LXXXIII. 83.

Zacharias, ein Knabe von guter Gesinnung, wollte gern rechnen lernen. Aber, weil der Unterricht im Rechnen dem Schullehrer besonders bezahlt werden mußte; so sagte der Vormund, bey dem Zacharias lebte: Es kostete zu viel und gienge nicht an. Also sollte Zacharias ein Mensch werden, der nicht rechnen kann? Das war seine Meynung nicht; sondern, er dachte darauf, wie er Rath schaffen könnte. Nun hatte er einen Vetter, der ein ganz wohlhabender Mann und dem kleinen Zacharias gewogen war. Zu diesem gieng er, gab ihm seine Lernbegierde zu erkennen und bat ihn, die Rechenstunden für ihn zu bezahlen. Der Vetter that es und nun lernte Zacharias rechnen. Aber, was sagte der Vormund dazu? Es verdroß ihn und, ob er gleich nicht dafür zu bezahlen brauchte; so verboth er seinem Mündel dennoch, die Rechenstunden weiter zu besuchen, unter dem Vorwande, daß er zuviel an der häuslichen Ar-

heit versäumte. Was sollte Zacharias nun thun? Folgen mußte er freylich dem Verbothe seines Vormundes. Er gieng also zum Lehrer und bat, ihm doch des Abends und Sonntags einige Anweisung im Rechnen zu geben. Der gutwillige Mann war damit zufrieden. Wenn also Zacharias in der Woche Feyerabend hatte; so gieng er in die Rechenschule, desgleichen auch Sonntags. Seine Freunde und Spielkameraden tadelten und verspotteten ihn zwar fleißig darüber, daß er des Sonntags, anstatt sich lustig zu machen, sich die Zeit mit den Zifern vertriebe. Aber, dadurch ließ sich Zacharias gar nicht irre machen: denn, er dachte: ich kann ihnen freylich das Spotten nicht wehren; aber, sie können mir doch auch nicht wehren vernünftig zu handeln: überdieses ist der Nutzen, den mir das Rechnen bringt, weit größer als der Schade, den mir jene Spöttereyen thun können. War das vernünftig gedacht?

Da dieses eine Zeit lang so fortgegangen war; so veränderte der Mann, der den Zacharias bisher rechnen gelehrt hatte, seinen Wohnplatz und zog an einen andern Ort. Ein neues Hinderniß für den Zacharias: denn, er zweifelte, wieder einen so gutwilligen Mann zu finden, der sich die Mühe nähme, ihn des Abends und Sonntags zu unterrichten. Indessen konnte auch dieses seinen Muth nicht niederschlagen. Er bat seinen wohlthätigen Vetter, ihm das Geld für die Rechenstunde noch auf einige Monate zu geben. Dafür kaufte er sich ein Buch, in welchem Anweisung zum Rechnen gegeben ward. Zudem hatte er einen Mitschüler, der in der Kunst zu rechnen schon weiter gekommen war als er: diesen

fragte er um Rath, wenn er etwa nicht fort konnte. Auf diese Art übte sich Zacharias im Rechnen und brachte es bald so weit, daß er, ohne andere Hülfe, sich aus seinem Buche ganz allein unterrichten konnte. Da sehet ihr also: Wenn der Mensch nur Muth hat und thätig ist; so kann er viele Hindernisse überwinden.

LXXXIV. 84.

Es ist doch eine sonderbare Sache, daß manche Menschen sich schämen, wenn sie Etwas thun sollen, das gut und recht ist, und dann sich rühmen, oder groß damit thun, wenn sie Etwas schlechtes oder unedles gethan haben.

Joachim, der Sohn eines Predigers, rühmte sich oft damit, daß er vier bis fünf Schock Pflaumen auf Ein Mal gegessen — oder daß er den und jenen Jungen, die ihm nicht die gebührende Achtung erweisen wollte, tüchtig abgetrumpft hatte. Haltet ihr das für rühmliche Handlungen?

Gleichwol hatte dieser Mensch einige gute Anlagen. Seine Stimme war überaus beugsam und er wußte im Lesen jedem Worte seinen rechten Ton und Nachdruck so gut zu geben, daß man ihm gern zuhörte. Als sein Vater einmal Besuch von guten Freunden hatte, so lobte er seinen Sohn wegen der jetzt erwähnten Geschicklichkeit. Nun sollte Joachim ein Stück aus einem Buche vorlesen, um den Gästen seines Vaters dadurch ein Vergnügen zu machen. Könnet ihr wol glauben, daß er sich schämte dieses zu thun? — Er stand immer von der Seite und es sahe

aus, als wenn er Gelegenheit suchte zur Thüre hinaus zu kommen. Nachdem sein Vater ihm lange zugeredet und endlich mit allem Ernste befohlen hatte zu lesen, that er es; aber er murmelte die Worte in den Bart, sprach immer in Einem Tone und las mit solchem Uebelstande, daß die Fremden auf die Gedanken kommen mußten, der Vater hätte sie mit Unwahrheit berichtet. Also der Mensch, welcher glaubte, daß es ihm Ehre machte, wenn er vier Schock Pflaumen verschlänge, hielt es für Schande, daß er eine sehr anständige Geschicklichkeit zeigen sollte.

Zu einer andern Zeit hatte der nemliche Joachim ein armes Mädchen muthwillig geschlagen und ward dieserwegen bey seinem Vater angeklagt. Nachdem dieser die Sache untersucht und wahr befunden hatte, ließ er das Mädchen nebst ihren Eltern zu sich kommen und verlangte von seinem Sohne, daß er in Gegenwart dieser Leute sein Unrecht gestehen und das Kind bitten sollte, ihm die zugefügte Beleidigung zu vergeben. **Haltet ihr diese Zumuthung für ungerecht oder hart?** — Aber der Mensch, der sich nicht gescheut hatte eine Uebelthat zu begehen, schämte sich doch zu sagen, daß es Uebelthat sey. **War das klug oder albern? Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr an dieses Joachims Stelle gewesen wäret?**

LXXXV. 85.

Bernhard war der Sohn eines angesehenen Bürgers und ein Knabe von guten Sitten, von dem An-

verwandte, Lehrer und Alle, die ihn kannten, eine gute Meynung hatten. Als Schüler machte er Bekanntschaft mit einem jungen Edelmann, Namens Hans, welcher mehr Geld als Verstand und gute Sitten hatte, und immer Zeitvertreib suchte. Dieser Hans schien dem Bernhard vorzüglich gewogen zu seyn. Er besuchte ihn fleißig, gieng mit ihm spazieren und machte ihn auch seinen Eltern bekannt. Das schien nun wol dem Bernhard ganz wohl zu gefallen; allein, er gewöhnte sich in dieser vornehmen Gesellschaft gar sehr an den Müßiggang. Hans unterrichtete ihn in allen Künsten der Thorheit und verleitete ihn auch zu lüderlichen Streichen.

Einige Freunde, die das sahen, warnten Bernhards Eltern und riethen ihnen, ihren Sohn von der Gesellschaft seines adelichen Freundes abzuziehen, weil er sonst ohne Zweifel verderben würde. Allein, Bernhards Mutter war anderer Meynung. Sie sagte: Es wäre ihrem Sohne doch eine besondere Ehre, daß der Sohn eines so vornehmen Mannes mit ihm umgienge und ihn seiner Freundschaft würdigte. Es würde so gefährlich nicht seyn, als es die Leute machten. Freylich, junge Herren suchten ihr Vergnügen und ihr Sohn lernte doch dabey Manches, wozu er sonst keine Gelegenheit haben würde. — Was meynt ihr nun dazu? Glaubt ihr, daß es dem Sohne eines Bürgers wirklich Ehre macht, wenn er mit dem lüderlichen Sohne eines vornehmen Mannes umgeht?

Indessen brachte Hans der Mutter seines Freundes oft einen schönen Gruß von seiner gnädigen Mama, und nun dachte die gute Frau: die gnädige Mama

wäre ihre beste Freundinn und ermahnte ihren Sohn, sich ja recht gefällig gegen den Junker Hans zu bezeigen, damit er die Ehre seiner Freundschaft nicht etwa einbüßte.

Gleichwol dauerte die Ehre dieser Freundschaft nicht lange. Hans hatte böse Streiche gemacht und mußte eilen, daß er aus der Stadt kam, wenn er nicht den Gerichtsdienern in die Hände fallen wollte. Bernhard hatte nun keinen Freund mehr: denn, seine ehemaligen Freunde hatte er verlassen: seine Gönner, Wohlthäter und Lehrer hatten nun nicht mehr die gute Meynung von ihm, wie vorhin; sondern, sie glaubten mit Recht, daß Bernhard von den schlechten Sitten des Junker Hans möchte angesteckt worden seyn. **Was dünkt euch nun? Mag Bernhard durch Hansens Umgang Ehre erlangt oder Ehre verloren haben?**

LXXXVI. 86.

Ich war in Borna bey Herrn Richard, einem Advokaten, mit dem ich ein kleines Geschäfft hatte. Indem ich nun so bey ihm in der Stube saß, so trat sein Sohn, ein Knabe von zehen Jahren, hinein und sagte; Vater, es ist ein Mensch draußen, der mit ihnen sprechen will. Der Vater fragte den Sohn: ob er den Menschen nicht kennete? Nein! sagte der Knabe, es ist ein schlechter Kerl: ich glaube gar, er ist ein Bettler. Soll ich ihn fortjagen? **Gefällt euch diese Rede des Knaben?**

Der Vater hieß ihn bleiben, gieng hinaus, fertigte den Menschen ab und als er zurück kam, brachte er ein Paar Bauersleute mit und unterredete sich wol eine halbe Stunde mit ihnen. Als sie wieder fortgegangen waren; kam seine Tochter in die Stube, welche wol bald zwölf Jahr alt seyn mochte, brachte eine kleine Kohlenpfanne und Räucherpulver mit, um in der Stube zu räuchern und sagte: Lieber Vater, lassen sie doch das garstige Volk nicht in die Stube kommen. Es stinkt allezeit abscheulich, wenn solche Leute da gewesen sind. **Haltet ihr diese Rede wol für vernünftig und anständig?**

Ich wunderte mich und war begierig zu sehen, ob der Vater die Urtheile seiner Kinder würde gelten lassen? Aber, das that er nicht, sondern, er rief den Sohn auch zurück und sprach auf folgende Art mit ihnen:

Herr Richard: Warum nenntest du den Menschen, den du anmeldetest, einen schlechten Kerl:

Der Sohn: Weil er einen schmuzigen Rock trug und, weil seine Stiefeln, wo ich nicht irre, gar zerrissen waren. —

Glaubt ihr, daß dieß Ursache genug sey, um Jemanden einen schlechten Kerl zu heißen? —

Herr Richard: Wenn ich dich also jetzt gleich einen schmutzigen Rock und zerrissene Stiefeln anziehen ließe; würdest du dadurch zum schlechten Kerl werden?

Der Sohn: Ich würde doch aussehen, wie ein schlechter Kerl;

Herr Richard: Du irrest dich sehr, mein Sohn; Kein Mensch auf der Welt ist an sich ein

schlechter Kerl. Schlechte Eigenschaften können manche Menschen wol haben; aber, diese kann man ihnen nicht an den Kleidern ansehen. Warum nenntest du ihn aber einen Bettler?

Der Sohn: Weil ich glaubte, er würde Etwas von ihnen haben wollen.

Herr Richard: Gesetzt auch, daß er um eine Gabe gebeten hätte, so verdiente er darum doch nicht geschimpft zu werden. Bettler ist ein Schimpfwort, welches beleidigt: und beleidigen muß man Niemanden. Man kann mit eben der Mühe sagen: ein Armer, als: ein Bettler. — Und du, meine Tochter, sprachst von garstigem Volke. Wen nenntest du so?

Die Tochter: Die Bauersleute, welche hier in der Stube waren.

Herr Richard: Warum das?

Die Tochter: Ich habe es ja schon gesagt, Lieber Vater (sie schämte sich doch es zu wiederhohlen.)

Herr Richard: Die Leute waren wirklich nicht garstiger als du bist. Daß der Geruch ihrer Kleider dir unangenehm ist, dafür können sie nicht. Sie haben mit dem Viehe und in den Ställen zu thun, müssen auch in ihren Stuben mancherley Sachen haben, deren Ausdünstung unsern Nasen nicht behagt. Gesetzt nun auch, du wolltest den Geruch ihrer Kleider garstig nennen; so mußt du doch einen Unterschied zwischen den Kleidern und den Menschen machen. —

Hatte Herr Richard hierin Recht oder Unrecht? Wie kam's doch, daß ein so vernünftiger Vater so unbesonnene Kinder hatte?

LXXXVII. 87.

Sibylle war die einzige Tochter eines Böttichers in einer kleinen Stadt an der Elbe. Weil sie gesund, gut gebildet und wohl gewachsen war; so sagten ihr die Leute manchmal: sie wäre hübsch. — Man kann alle Kinder hübsch nennen, so lange sie nicht ungezogen sind. — Als sie größer geworden war, und einst mit andern Mädchen aus der Nähschule nach Hause gieng, begegneten sie einigen fremden Herren. Einer davon wies auf sie und sagte zu seinen Begleitern:" Die Große da ist ein hübsches Mädchen!" — Das hörte Sibylle und dieses Lob fuhr ihr dergestalt in den Kopf, daß sie fast verrückt ward. Von Stund an strebte sie nach Nichts eifriger, als von allen Menschen für hübsch gehalten zu werden. Ist das erlaubt? und, wie muß man es anfangen, um für hübsch gehalten zu werden?

Ich will euch erzählen, was Sibylle that: und ihr mögt dann urtheilen, ob sie den rechten Weg erwählet hatte?

Sie besahe sich unaufhörlich im Spiegel und ärgerte sich, so oft sich ein kleiner Ausschlag oder einige Sommersprossen in ihrem Gesichte zeigten, beschmierte sich auch wol die Backen mit rother Farbe, die man Schminke nennt. Weil sie sich einbildete, daß geputzte Leute hübscher aussähen, als schlecht gekleidete; so wollte sie immer neue und immer kostbarere Kleider haben, behieng sich auch mit Bändern und Schleifen und Ringeln und Perlen oder Steinchen, so viel sie ihrer nur zusammen bringen konnte:

Wenn Jahrmarkt am Orte war, so gieng sie den ganzen Tag auf der Gasse herum und zeigte sich den Leuten und da geschahe es denn wol zuweilen, daß ein Handwerksbursche stehen blieb und sie angaffte. Nachdem sie etliche Mal vornehme Leute hatte reden hören; so wollte sie nun auch nicht mehr so sprechen, wie Vater und Mutter; sondern, sie wollte die Worte immer so aussprechen und setzen, wie sie es von den vornehmen Leuten gehöret hatte. Weil sie aber nicht von Jugend auf daran gewöhnt war; so mißlang es ihr gemeiniglich. Sie ward daher oft ausgelacht und wegen ihrer Einbildung von ihres gleichen sehr verachtet.

Ihre getreuste Freundinn war Erdmuthe, welche mit ihr von gleichem Alter, aber nicht ganz von gleicher Gesinnung war. Diese fragte einmal ihre Mutter im Vertrauen: „Wie kommt's doch, das Sibylle „so wenigen Leuten gefällt?" Die Mutter antwortete: „Sie gefällt darum nicht, weil sie durchaus gefallen will." **Findet ihr wol Etwas wahres in diesem Urtheile?**

LXXXVIII. 88.

Als ich sechs und dreyßig Jahre alt war, hielt ich mich einige Tage bey einem guten Freunde auf dem Lande, nicht weit von Dresden auf. Dessen Kinder stritten etliche Mal darüber: ob sie reich oder arm wären? Leonore behauptete: sie wären reich: denn, sie hätten ein Hauß und Feld und Vieh und Garten, und ihr Vater hätte auch einen Geldschrank. Ger-

hard meynte, sie wären arm: denn, sie giengen nicht so geputzt, wie die Herren in der Stadt. Ich hörte das eine Weile mit an und sagte: „Kinder laßt „das gut seyn! Es ist heute ein schöner Tag: wir „wollen in die Stadt Dresden gehen: ich habe da „Etwas zu verrichten.“ Die Kinder nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an und so giengen wir denn in die Stadt Dresden.

Hier machte ich sie mit Fleiß aufmerksam auf die großen Häuser und auf die Herren und Frauen, welche schöne Kleider und Gold und Silber und Edelsteine an sich trugen, und auf die prächtigen Kutschen, in denen die Herrschaften fuhren, damit wir Etwas zu reden haben möchten, wenn wir wieder nach Hause giengen.

Auf dem Rückwege fragte ich die Kinder; ob sie wol glaubten, daß die geputzten Herren und Frauen, die sie gesehen hätten, und die Leute, denen die großen Häuser und die prächtigen Kutschen gehörten, reich wären? — Sie meynten: Ja!

Ich: Wol reicher als ihr und eure Eltern?

Beyde Kinder: Ja! gewiß viel reicher.

Ich: Aber glaubt ihr wol, daß die kostbaren Kleider bequemer oder wärmer sind, als eure wolfeilen?

Leonore: Nein! das glaube ich nicht. Die Mädchen, die so steif giengen, können gewiß nicht so schnell laufen und so im Grase herum springen, wie ich.

Ich: Und ob die Leute in ihren großen Häusern wol in mehrern Stuben zugleich seyn können?

Kinder: Nein! das können sie nicht. Sie sind nur in Einer auf Ein Mal.

Ich: Und ihr seyd auch in Einer. — Glaubt ihr wol, daß die reichen Leute mehr essen, oder, daß es ihnen besser schmeckt, als euch, wenn ihr hungerig seyd?

Gerhard: Ach, ich glaube, daß es in der ganzen Welt keinem Menschen besser schmeckt, als mir.

Ich: Seyd ihr denn nun nicht vergnügt darüber, daß ihr warme und bequeme Kleider, eine reine, helle Stube und Speisen habt, die euch gut schmecken?

Kinder: Ja, ja! wir sind sehr vergnügt darüber. Hatten sie Ursache vergnügt zu seyn? —

Ich: Nun, wenn das ist; so ist's wahrhaftig nicht der Mühe werth, darüber zu streiten; ob ihr reich oder arm heißet. Ich glaube, daß der größte Reichthum darin besteht, daß man mit dem, was man hat, zufrieden ist. Um das Leben zu erhalten braucht der Mensch nicht viel. Das Uebrige ist blos zum Ansehen.

LXXXIX. 89.

Markus, ein Leinweber, hatte zwey Söhne. Der Aeltere hieß Balthasar und der Jüngere Jakob. Sie giengen beyde mit einander in die Schule und als der Aelteste vierzehen Jahr alt war; sollte er zu einem Handwerksmanne in die Lehre gebracht werden. Weil aber mein Balthasar sahe, daß die Schulburschen alle Tage viele Stunden spazieren gehen konnten, während daß die Handwerksburschen in der Werkstatt sitzen und arbeiten mußten; daß auch die Schüler in ihren

ihren Mänteln sich für vornehmer hielten, als die Jungen, die mit dem Schurzfelle giengen; so wollte ihm das Handwerk gar nicht in den Kopf. Er redete seinen Eltern immer davon vor, daß er gern studieren wollte; daß ja doch Nichts rechtes aus ihm werden könnte, wenn er ein Handwerk lernte, und was dergleichen Albernheiten mehr waren. — Indessen bildete sich seine Mutter gleichwol ein, daß es ihr eine Ehre seyn würde, wenn sie einen gelehrten Sohn hätte. — Seyd ihr auch der Meynung? — Und es kam dahin, daß Balthasar kein Handwerk lernte, sondern fortfuhr in die Schule zu gehen. Sein Vater mußte ihn also noch vier Jahr auf der Schule und eben so lange auf der Universität ernähren, worauf er beynahe sein ganzes Hab und Gut verwandte.

Aber das Studieren gieng meinem Balthasar nicht recht von Statten: denn, er kam wieder nach Hause, both hier und da seine Dienste an; aber Niemand konnte sie brauchen. Er hatte also acht Jahr studiert und nicht so viel gelernt, daß er das liebe trockene Brodt verdienen konnte. Meynt ihr nun, daß Etwas rechtes aus ihm geworden war? — Nun bereuete es der Vater gar sehr, daß er sich nicht ernstlicher bemüht hatte seinen Sohn von dem sogenannten gelehrten Stande abzuhalten.

Der jüngere Bruder machte es klüger. Er lernte seines Vaters Handwerk, war fleißig und ehrlich und ward ein guter Arbeiter. Wie er ausgelernt hatte, gieng er etliche Jahre auf die Wanderschaft, kam wieder zurück, ward Meister und verdiente so viel Geld, daß er noch seinen alten schwachen Vater ernähren konnte, worüber er sehr vergnügt war. Sei-

nen älteren ungeschickten Bruder mußte er, leider! auch mit füttern. Hatte er wol Ursache darüber eben so vergnügt zu seyn?

XC. 90.

Susanne hatte das Unglück, im zehenten Jahre ihres Lebens beyde Eltern zu verlieren. Sie begab sich darauf, zu ihrer Mutter Schwester, welche nur einen einzigen Sohn, Rupert, und allenfalls Vermögen genug hatte, um zwey Kinder zu ernähren. Susanne war sonst ein gutes Kind, das ihrer Pflegmutter das Leben nicht schwer machte. Doch war sie einmal in schlechte Gesellschaft gerathen und hatte sich verleiten lassen, ihrer Muhme verschiedene Sachen aus dem Hause zu tragen und sie gewissen Trödelweibern in die Hände zu spielen, deren sauberes Gewerbe darin bestand, daß sie entwendete Sachen in Verwahrung nahmen und ins Geld setzten.

Eine von diesen Weibern, welche so eigentlich nicht wußte, wo jedes Stück her war, kam unglücklicher Weise zu Susannes Muhme und both ihr die nemlichen Sachen zu kaufen an, die Susanne verschleppt hatte. Diese Frau erkannte sogleich ihr Eigenthum und entdeckte auf diese Art, daß ihre Pflegetochter treulos an ihr gehandelt hatte. Das erfuhr Rupert und nun machte er sich es ordentlich zum Geschäffte, Susannens Uebelthat bekannt zu machen. Allen seinen Kameraden und allen Leuten, die er nur zu sehen bekam, erzählte er ungefragt: „Susanne hat meiner Mutter Hemden und Tischtücher gestoh-

len." — Billiget ihr daß? Würdet ihr das auch gethan haben? — So brachte er das unglückliche Mädchen bald in ein übeles Geschrey? denn, nun wiesen die Leute mit Fingern auf sie und Niemand sahe sie gern zu sich ins Haus kommen, nicht anders, als ob sie schon in allen Diebsstreichen geübt wäre.

Ruperts Mutter war mit der Klatscherey ihres Sohnes sehr übel zufrieden. Nun kam eine Nachbarinn nach der Andern zu ihr und fragte sehr neugierig: „Ist's denn wahr, daß eure Susanne gestohlen hat?" — Diesen gab sie insgemein solche Antworten, daß die Nachbarinnen nicht wußten, woran sie waren. Uebrigens aber gab sie sich alle Mühe Susannen zu der Erkenntniß zu bringen, daß sie übel gethan hätte.

XCI. 91.

In einem Dorfe, nicht weit von Eisleben wohnte ein Schenkwirth, Namens Schubart, der viel Kinder hatte und sie zur Ordnung und zur Arbeit anhielt. Die Frau Räthin O. kehrte einmal bey ihm ein: und, weil ihr die Munterkeit der ältesten Tochter, Anne, gefiel; so erboth sie sich, sie zu sich in ihr Haus zu nehmen und für sie zu sorgen. Das Mädchen hatte Lust dazu und den Eltern war es auch nicht entgegen: denn, es ward ihnen beschwerlich genug, so viele Kinder zu ernähren und zu erziehen. Ueber dieses hielten sie die Frau Räthinn für eine gute Frau und hofften, daß ihr Kind in diesem Hause wohl aufgehoben seyn würde.

Nach Verlauf einer Stunde nahm Anne von ihren Eltern Abschied und die Reise gieng fort. Hier führte nun Anne eine ganz andere Lebensart als in ihrer Eltern Hause. Sie durfte nicht so früh aufstehen als dort, aß, trank und spielte mit den Töchtern der Frau Räthinn und ihre ganze Arbeit bestand darin, daß sie bisweilen einen Strumpf strickte. Alles, was sie brauchte, ward ihr gegeben und es fehlte ihr fast an keiner Bequemlichkeit des Lebens. Wenn sich ihre Eltern nach ihr erkundigten, so ließ sie ihnen sagen: sie befände sich recht wohl und hätte es viel besser als zu Hause. Das hörten nun wol die Eltern ganz gern; allein, die Mutter besorgte doch, daß ihre Tochter in diesem Hause das Arbeiten verlernen und sich an das vornehme Leben gewöhnen möchte. **Hatte sie wol Ursache dieses zu besorgen?** und — **wäre das ein Unglück gewesen?**

Davor war ihr bange. Sie gieng also zur Frau Räthinn O. und bat sich ihre Tochter wieder aus, weil sie ihr jetzt in der Haushaltung nützliche Dienste leisten könnte. Die Frau Räthinn wunderte sich wol darüber; doch konnte sie Nichts dagegen einwenden. Anne reisete also mit ihrer Mutter wieder zurück.

Als sie bald nach Hause waren, begegnete ihnen eine Bekannte und fragte die Schenkwirthinn: Wo sie her käme? Diese erzählte ihr, daß sie so eben ihre Tochter von der Frau Räthinn O. wieder gehohlt hätte. „Ey!“ versetzte Jene: „Warum habt ihr denn „das gethan? Ihr habt ja wol Kinder genug im Hause. „Das Mädchen hätte es doch noch bey der Frau Rä„thinn aushalten können: sie hatte ja gute Tage!“ — **Hatte die Frau hierin nicht völlig Recht?**

Ja! antwortete die Schubartinn, eben, weil sie gute Tage hatte; darum wollte ich sie nicht dort lassen. Meine Tochter ist zur Arbeit bestimmt; aber dort schlenderte sie von früh bis auf den Abend. Wenn die Frau Räthinn stirbt, oder das Mädchen nicht länger bey sich behalten will; alsdenn kommt das Töchterchen zurück und will bey ihren Eltern auch so leben, wie sie in dem vornehmen Hause gelebt hat. — Das geht nicht an! — Ob jene Frau nun anderer Meynung ward; das weiß ich nicht. Aber, was meynt ihr dazu?

XCII. 92.

Eine Wittwe lebte in einem Städtchen mit ihren beyden Töchtern, Narcisse und Flore, welche sie von Jugend auf zur Arbeit gewöhnte. Sie machte die Einrichtung, daß ihre Töchter nicht nur nähen und stricken, sondern auch, so viel ihre Kräfte zuließen, in der Haushaltung Hülfe leisten und damit wochenweis abwechseln sollten. Dieses gieng auch lange Zeit in guter Ordnung fort. An einem Sonntage früh, da Narcisse ihre Woche antreten sollte, bat sie ihre Schwester, die häusliche Hülfe in dieser Woche für sie zu übernehmen, weil sie mit einigen andern Geschäfften gern fertig werden wollte. Sie versprach dagegen in einer andern Woche diesen Dienst wieder für Floren zu übernehmen. Da diese darein willigte; so schlossen auf diese Art beyde Schwestern einen Vertrag mit einander, nach welchem Jede von ihnen für dieses Mal zwey Wochen hinter

einander die Hausarbeit thun wollte, anstatt, daß sonst in der Regel jede Woche eine Andere dazu kam. Die Mutter wußte, was die beyden Schwestern verabredet hatten und, weil sie gar Nichts unrechtes darin fand, so hatte sie auch Nichts dagegen zu sagen.

Als diese Woche geendiget war, trat Narcisse den Dienst an und Flore erwartete, daß sie ihn auch vierzehen Tage fortsetzen würde. Allein, da der Sonntag kam, wollte sie Nichts weiter thun und berief sich darauf, daß alle Wochen umgewechselt würde. Flore erinnerte sie zwar an ihren Vertrag; aber Narcisse wollte davon Nichts wissen. Billigt ihr das? Glaubt ihr, daß Narcisse recht handelte?

Konstantin, ein Verwandter dieser beyden Schwestern kam bisweilen zu ihnen. Er sahe bey Narcissen ein kleines Schreibzeug, das ihm ausnehmend gefiel und bat sie oft, halb im Scherze und halb im Ernste, ihm dieses Schreibzeug zu schenken. Lange hatte sie sich geweigert. Endlich, als die Zeit heran kam, da die Pflaumen reif werden, sagte Narcisse zu Konstantin: „Deine Eltern haben Pflau„men im Ueberflusse und unsere Mutter hat Keine. „Wenn du mir, so lange reife Pflaumen sind, alle „Tage ein Mandel frische Pflaumen zum Frühstücke „bringst; so will ich dir das Schreibzeug dafür ge„ben.“ Konstantin, welcher gewiß wußte, daß seine Eltern ihm diese Kleinigkeit nicht versagen würden, gieng diesen Vertrag mit Narcissen ein und hielt acht Tage lang sein Wort richtig. Am neunten Tage war Konstantin krank und vergaß darüber die Pflaumen. Gleich schrye Narcisse, daß Konstantin den Vertrag gebrochen hätte und wollte ihm nun auch das Schreib-

zeug nicht geben. Was denkt ihr von diesem Mädchen? Sie selbst hält den Vertrag nicht und mißbilligt es doch, daß Andere ihn nicht halten.

XCIII. 93.

Kunigunde war die Tochter eines ehrlichen Mannes in Ronneburg, ein recht gutes Kind, hatte aber die Schwachheit, daß sie unglaublich furchtsam war. Sie blieb selbst am hellen Tage nicht einen Augenblick allein und noch viel ängstlicher war sie in der Finsterniß. Der geringste ungewöhnliche Anblick oder Schall brachte sie aus der Faßung und, da sie einmal des Abends durch einen Wald gehen mußte; so zitterte und bebte sie auf dem ganzen Wege, obgleich ihre Mutter bey ihr war. Sie mochte irgend einmal von Gespenstern, Koboldon, Todtenerscheinungen und dergleichen abergläubischen Unwesen Etwas haben erzählen hören. Ihre Eltern und andere Freunde gaben sich alle Mühe, sie durch Vorstellungen zu überzeugen, daß sie sich vor Nichts zu fürchten habe; aber Alles war vergebens. Haltet ihr das für gut? und was kann man wol thun, um sich von dieser Krankheit zu befreyen? —

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Furchtsamkeit dem armen Kinde manche Spötterey zuzog. Ihre Brüder und andere leichtfertige Menschen machten sich oft die Freude, sie in Bangigkeit zu setzen. Thaten sie daran recht? — Einmal sollte sie des Abends die Treppe hinauf gehen, um von oben Etwas zu hohlen. — Man muthete ihr zwar zu ohne

Licht zu gehen; aber, das war vergebens. Ja, auch mit Lichte gieng sie nicht eher aus der Stube, bis ihr Bruder Gotthelf sich erboth sie zu begleiten. Aber, der ältere Bruder Lucius gab dem Gotthelf durch Winke zu verstehen, daß dieser, wenn sie zurück giengen, das Licht ausblasen sollte. Unterdessen gieng Lucius hinaus, setzte einen runden Hut auf, nahm einen weißen Mantel um und eine Kette in die Hand, womit er ein leises Gerassel machte! und so stellete er sich unten an der Treppe in das halb dunkele Vorhaus.

Als Gotthelf mit seiner Schwester auf dem Rückwege war, putzte er, wie es schien, aus Versehen, das Licht aus und, um sie darüber zu beruhigen, erboth er sich sie an der Hand zu führen. So stiegen sie denn ganz getrost mit einander die Treppe hinab. Als aber Kunigunde die weiße Gestalt unten an der Treppe erblickte, schrye sie und fiel ohnmächtig um. Gotthelf, der über das Geschrey seiner Schwester selbst erschrocken war, ließ ihre Hand fahren und sie stürzte die Treppe hinunter. Als man ihr zu Hülfe gekommen war, ward sie zwar bald wieder zum Leben gebracht; aber, sie war so erschrocken, daß sie in ein hitziges Fieber verfiel, welches ihr beynahe das Leben gekostet hätte. **Wie nennet ihr nun die Handlung der beyden Brüder?**

In der Folge wendete man andere Mittel an, Kunigunden von ihrer unglücklichen Furchtsamkeit zu befreyen.

XCIV. 94.

Ludwig fand in seiner Jugend großes Vergnügen am Zeichnen und Mahlen. Seine Eltern schafften ihm die dazu erforderlichen Materialien und Werkzeuge und er hatte seinen eigenen Tisch in der Stube, wo er seine Papiere und Farben nach Gefallen auskramen konnte. Er war einmal nur auf kurze Zeit aus der Stube gegangen und als er zurück kam, fand er, daß seine Zeichenpapiere mit Wasser besprützt und auch sonst verunreiniget waren. Darüber ward er schrecklich ungehalten und, weil Niemand weiter in der Stube war, als seine Schwester Henriette; so fuhr er diese hitzig an und sagte:

Was habt ihr mir nun wieder für verwünschte Sudeley auf meinem Tische gemacht? — Das ist wahr, Henriette, wo du bist, da hat die Reinlichkeit und Ordnung ein Ende.

Henriette: Du thust mir Unrecht, Bruder: ich habe deine Papiere nicht angerührt, auch nicht gesehen, daß sonst Jemand ihnen zu nahe gekommen wäre.

Ludwig: Wer soll's denn gewesen seyn? Lügenmaul! Leugnen hast du vortrefflich gelernt. Aber, ich weiß schon, daß jede Gelegenheit mir Verdruß zu machen dir willkommen ist.

Henr. Besinne dich nur, lieber Ludwig: ich habe dir oft gerathen deine Zeichnungen zu verdecken oder einzuschließen, wenn du weggehest. Hättest du meinem Rathe gefolgt; so wäre kein Schade geschehen.

Ludw. Was das für eine Zumuthung ist! Soll ich denn Alles verschließen und verriegeln, als, wenn ich unter Dieben und unvernünftigen Menschen lebte? Du warest ja hier: ich werde nicht denken, daß tolle Streiche vorgehen, sobald ich den Rücken wende.

Henr. Wenn du mir aufgetragen hättest auf deinen Tisch Achtung zu geben; so würde ich es gethan haben. Da du aber das nicht gethan hast; so wirst du mir es vergeben, lieber Bruder, daß ich nicht gesehen habe, ob Etwas dort liegt oder nicht.

Ludw. Das weiß ich dir schlechten Dank! Wenn du ein ander Mal willst mit Unrathe um dich herum werfen; so wähle dir einen andern Ort dazu, als meinen Zeichentisch.

Henr. Nun will ich dir sagen, wer an deinem Aergerniße Schuld ist. Du selbst hast deinen Tisch gerade unter den Vogelbauer gesetzt. Der Vogel hat sein Wasser verplatschert und hat sich im Sande gebadet: und da ist Etwas auf deine Papiere gefallen. Wer kann nun dafür?

Dieses sagte sie so liebreich und freundlich, daß Ludwig beschämt ward und ihr Nichts weiter zu antworten wußte; er hätte ihr denn das Unrecht abbitten müssen, das er ihr gethan hatte. Welche Sprache gefällt euch nun besser: Ludwigs Heftigkeit, oder Henriettens Sanftmuth? —

XCV. 95.

Ich wollte einmal meinen guten Freund, den Schullehrer Friedel in Eisenberg besuchen. Unterwegens

sahe ich eine Gesellschaft Kinder, welche so unvorsichtig an dem hohen Ufer eines Flusses spielten, daß es mir vorkam, als hätten sie ganz eigentlich die Absicht einander ins Wasser zu stoßen. Ich warnte sie ganz freundlich: „sie möchten sich in Acht nehmen, „daß nicht Eins in das Wasser fiele: es schiene hier „ziemlich tief zu seyn: es könnte also leicht ein Unglück geschehen!“— Ich glaubte wirklich, die Menschenliebe verbände mich, unerfahrnen Kindern diese Erinnerung zu machen: aber, sie gaben mir zur Antwort: „Was geht's euch an! ihr habt uns Nichts „zu befehlen.“ — Wie gefällt euch diese Rede? Würdet ihr einem freundlichen Reisenden auch so geantwortet haben? —

Eine halbe Stunde weiter kam ich auf dem Wege mit einer kleinen Heerde Schaafe zusammen, welche mir schneller aus dem Wege giengen, als ich es verlangte. Aber, der Knabe, der sie trieb, schwenkte seine Peitsche so gewaltig, daß er mir im Vorbeygehen einen Hieb damit ins Gesicht versetzte. Es that mir recht weh und ich sagte ihm: „Er könnte sich wol „ein wenig in Acht nehmen, wenn Leute vorbey giengen.“— Aber, diese meine Ermahnung nahm er so übel auf, daß er mir nicht nur mit ziemlicher Hitze sagte: „Ihr müßt aus dem Wege gehen, wenn ihr „nicht wollt gehauen seyn!“ sondern auch, wie ich weiter gieng, seinen Hund auf mich hetzte. Ich dachte, der heutige Tag wäre so unglücklich für mich, daß ich mit lauter groben Menschen sollte zusammen kommen: und das verderbte mir ein wenig die Laune. Denn, ich leugne es nicht: Die Grobheit ist mir so verhaßt, daß ich lieber den ärgsten Gestank

um mich her leiden will, als einen groben Menschen.

Als ich näher an das Städtchen kam, mußte ich über einen Anger gehen, auf welchem eine Menge Kinder waren, die mit dem Balle spielten. Ob sie mich gleich nicht kannten; so grüßten sie mich dennoch freundlich, räumten auch einige Stangen, die sie quer über den Weg geworfen hatten, augenblicklich weg, damit ich, ungehindert gehen konnte. Ja, sie setzten ihr Spiel so lange aus, bis ich vorbey gegangen war. **Haltet ihr das Betragen dieser Kinder für anständig?**

Da ich nun in Herrn Friedels Haus trat; kamen mir alle seine Kinder freundlich entgegen und Jedes wollte mir eine Höflichkeit erzeigen. Eins lief nach Vater und Mutter, um sie herbey zu rufen. Ein Anderes brachte mir einen Stuhl: ein Drittes nahm meinen Hut und Stock, um sie bey Seite zu legen. Dem zweyten Sohne, Philipp, hatte ich vor einiger Zeit Klaviernoten geliehen. Als ich nun wieder abreisen wollte; brachte er diese Noten, dankte mir dafür und gab sie mir also zurück. Aber, sagte der ältere Bruder zu ihm, willst du denn dem Herrn Gutmann zumuthen, daß er sich die Noten, wieder nach Hause tragen soll? Nachdem er die Gefälligkeit gehabt hat, sie dir zu leihen, ist es wol deine Schuldigkeit, sie ihm wieder ins Haus zu bringen oder zu schicken. Mich dünkt, dieser Knabe war viel höflicher als Jener, der die Schafe trieb. **An wessen Stelle möchtet ihr wol gewesen seyn?**

XCVI. 96.

Eure Mutter gieng einmal mit der kleinen Regine über Land. Weit war nun wol die Reise nicht; aber, sie mußte doch durch ein Paar Dörfer gehen. Im ersten Dorfe gieng der Weg durch ein enges Gäßchen und war da überaus kothig. Mutter und Tochter hatten Schuhe und Strümpfe an, die sie nicht gern sehr schmutzig machen wollten. Die Mutter kam nun wol mit genauer Noth durch; aber, nun wußte sie nicht, wie sie das Kind fort bringen sollte. In der Nachbarschaft, war ein Mädchen, welches die Kühe hütete. So bald diese unsere beyden Reisenden gewahr ward, kam sie herzu gelaufen, nahm Reginen auf den Arm und trug sie bis dahin, da der Weg wieder trocken war. Meynt ihr nicht, daß dieser Dienst eines freundlichen Dankes werth war? Dem dienstfertigen Mädchen kostete er freylich nicht Viel: denn, sie war barfuß und konnte sich leicht wieder abwaschen; aber, für eure Mutter war es gerade die Hülfe, die sie jetzt am aller nothwendigsten brauchte.

Als sie an das zweyte Dorf kam, fieng es heftig an zu regnen, wodurch sie genöthigt ward in ein Bauerhaus einzutreten. Hier fand sie eine zahlreiche muntere Familie. Die Kinder drängten sich gleich um Reginen, und wollten ihr gern eine Höflichkeit erzeigen. Eins brachte ein Tuch und wollte ihr die Regentropfen von den Kleidern wischen. Ein Anderes brachte ihr ein Paar reife Kirschen und grüne Erbsen: ein Drittes both sich an mit ihr zu spielen.

Kurz, Jedes gab her, was es hatte und that, was es konnte, um sich der kleinen Fremden gefällig zu bezeigen. **Würdet ihr das wol nachahmen, wenn ein Fremder in unser Haus träte?**

Der älteste Sohn sprach mit eurer Mutter und da er hörte, wer sie war; hatte er eine große Freude: denn, er kannte mich ein wenig. Nun that es ihm und seinen Eltern leid, daß sie ihr nicht, nach ihrer Art zu reden, eine Ehre anthun konnten. Da aber eure Mutter wieder fortgieng und diese Leute mit ihr von dem Wege redeten, den sie nehmen wollte; so zeigte es sich, daß sie nicht den rechten Weg wußte. Der älteste Sohn erboth sich, sie einen andern Weg zu führen, auf dem sie trockener gehen und näher kommen würde. Er gieng auch wirklich mit ihr bis an den Ort, wo sie hin wollte. **Lobt ihr ihn wegen dieser Dienstwilligkeit?**

Ihr sehet also: Wenn man nur guten Willen hat, so findet man immer Etwas, womit man andern Menschen dienen kann. Durch diese Begleitung erwies er eurer Mutter eine größere Gefälligkeit, als, wenn er ihr noch so viel zu essen und zu trinken vorgesetzt hätte.

XCVII. 97.

Herr Günther, ein Maler in Frankenberg, wollte seine Wohnung verändern und zog in das Haus eines Seidenwebers, welcher zwey gute Kinder hatte. Diese freuten sich ungemein darüber, daß sie künftig an Franciscken, des Mahlers Tochter, eine angeneh-

me Gespielinn haben würden. An dem Tage, da der Hausrath sollte fortgeräumt werden, giengen sie in Herrn Günthers bisherige Wohnung, trugen Franciskens kleine Habseligkeiten sorgfältig in ihres Vaters Haus. Wenn Franciskens Eltern Eins von ihnen um einen kleinen Dienst ersuchten; so wollten sie ihn immer beyde verrichten und waren so geschäfftig dabey, wie manche andere Kinder kaum sind, wenn sie Aepfel und Birnen zu lesen haben.

Nachdem nun die neuen Hausgenossen bey ihren Eltern völlig eingezogen waren; so kamen diese Kinder noch oft zu ihnen und fragten: ob sie Etwas helfen könnten? Am Abende desselben Tages besann Franciske sich darauf, daß sie ihre Kräuter vergessen hatte. Damit hatte es nemlich folgende Bewandniß. Franciske war nicht recht gesund und mußte damals auf Verordnung des Arztes im Monat May alle Morgen den Saft junger Kräuter trinken, die sie täglich auf den Wiesen und Feldern selbst sammelte. Weil sie nun denselben ganzen Tag mit dem Ausräumen beschäfftiget gewesen war; so hatte sie darüber versäumt ihre Kräuter zu hohlen und nun that es ihr recht Leid, daß sie den andern Morgen Nichts zu trinken hatte. Die Kinder des Hauswirths hörten das und erkundigten sich sorgfältig, was das für Kräuter wären? ohne sich weiter Etwas merken zu lassen. Am andern Morgen, da Franciske kaum aus dem Bette war, kamen die Kinder und brachten ihr die gewünschten Kräuter. Sie waren in aller Frühe auf das Feld gegangen und hatten zusammen getragen, was sie hatten finden können. Nun war Franciske wenigstens für denselben Tag versorgt. Haltet ihr diese

zuvorkommende Gefälligkeit für lobenswerth? — Das heißt in Wahrheit seinen Freunden zu Gefallen thun, was man ihnen an den Augen absehen kann.

Ihr fragt: ob Franciske nicht auch wieder gefällig gegen diese Kinder war? Allerdings! Sie aß fast nicht einen Bissen, ohne ihnen davon Etwas mitzutheilen. Aber, was sagt ihr davon? Franciske hatte die schlimme Gewohnheit, daß sie oft mit den Zähnen knirschte. Dieses war der ältesten Tochter ihres Wirths so zuwider, daß sie davon lief, wenn sie es hörte. Als Franciske das merkte; so gewöhnte sie sich diesen Fehler in kurzer Zeit ab. So weit hatten es der Tadel und das Verboth ihrer Eltern bisher nicht bringen können. Ist das auch recht, daß man seinen Freunden zu Liebe Fehler ablegt?

XCVIII. 98.

Seybold war krank und mußte nicht nur die Stube, sondern auch das Bette hüten. Er hatte Schmerzen; aber noch mehr als diese plagte ihn die lange Weile. Arbeiten und spatzieren gehen konnte er nicht. Freunde, mit denen er sich hätte unterhalten können, besuchten ihn nicht. In dieser traurigen Lage blieb ihm Nichts übrig als das Lesen: und auch darin hatte ihm der Arzt die Mäßigung sehr ernstlich empfohlen. Es war ihm also eine sehr angenehme Erscheinung, als er seinen Freund Hubert bey sich eintreten sahe. Dieser Hubert war ein junger Mensch, der ziemlich viel Worte in seiner Gewalt hatte. Er sagte dem

Sey-

Seybold in gesunden Tagen oft, daß er ihn herzlich liebte; daß er ihm gern alle mögliche Gefälligkeiten erzeigen wollte. —

Jetzt fragte er den Kranken recht freundlich: ob er ihm etwa einige Hülfe oder Dienste leisten könnte? — Ach, sagte dieser, keinen größern Dienst kannst du mir erweisen, als, wenn du einige Stunden bey mir bleibst. Ich finde eine merkliche Erleichterung, wenn ich nur mit Menschen reden kann; und, wenn wir Nichts mehr zu reden wissen; so kannst du mir Etwas vorlesen. Lieber Hubert, ich bitte dich! — Ja, fiel ihm dieser in die Rede, das würde ich herzlich gern thun, wenn's nur nicht heute wäre. Ich habe versprochen in Lindners Haus zu kommen: da sind mehrere junge Leute; sie wollen ein wenig spielen: und ich möchte so gern dabey seyn. Zu einer andern Zeit will ich gern bey dir bleiben. Was sind das für Leute, die ihrem kranken Freunde zu Gefallen nicht einmal eine Stunde Spiel versäumen wollen?

Nun, versetzte Seybold, so wirst du doch die Gefälligkeit haben, mir ein Buch zu hohlen. Mein Lehrer, Lambert, hat versprochen es mir zu leihen. Nun ja, sagte Hubert, das kann ich wol thun. Er gieng auch wirklich fort; aber in der Thüre kehrte er wieder um und sagte: Aber es ist heute sehr heiß. Herr Lambert wohnt vor dem Thore: Ich soll da hin und her laufen und alsdenn noch einmal drey Treppen zu dir herauf steigen. Ehe ich denn wieder zu Lindners käme, würde ich durch und durch schwitzen. In Wahrheit, lieber Seybold; das kannst du mir nicht zumuthen. Ja, wenn es nicht so warm

und der Weg nicht so weit wäre; so wollte ich es gern thun.

Seybold konnte nun freylich nicht anders, als dem Hubert wünschen, daß er bey seinem Spiele recht viel Vergnügen finden möchte. Aber, was haltet ihr von einem Freunde, der immer einen Vorwand in Bereitschaft hat um sich zu entschuldigen, wenn er uns einen Dienst leisten soll? —

XCIX. 99.

Otto war ein Knabe von guten Eigenschaften und konnte sich vorzüglich bey Menschen, die seines gleichen waren, sehr leicht beliebt machen. Seine Eltern sahen es auch gern, wenn er mit andern Kindern umgieng, wenn nur die Gesellschaft nicht etwa sittenlos war. Daher kamen die Kinder aus der Stadt fleißig zu dem Otto und wurden da immer gut bewirthet. Otto's Eltern stelleten immer Etwas an, das den kleinen Menschen Vergnügen machte. Bald ward nach einer Scheibe geschossen, bald getanzt, bald gespielt, bald um die Wette gelaufen. Wenn die Kinder in andern Familien ein Vergnügen hatten; so war Otto immer auch dabey und er that sich bisweilen Etwas darauf zu gute, daß er recht viel gute Freunde hatte. Allein, Otto's Eltern wurden nach und nach ärmer; daher sie für das Vergnügen der Kinder immer weniger und weniger Aufwand machen konnten. Folglich mußten die Kaffeegesellschaften und die Tänzchen und die Spiele, welche Geld

kosteten, weg fallen. Man sollte freylich meynen, daß das Nichts zu bedeuten hätte: denn, man kann sehr vergnügt seyn, auch ohne Kaffee, Tanz und Spiel und überhaupt ohne Geldaufwand. Aber, es war doch sonderbar, daß von der Zeit an der Freunde, die den Otto besuchten, immer weniger wurden. Die sonst alle Wochen einmal gekommen waren, fragten jetzt kaum in einem Vierteljahre einmal nach ihm und endlich thaten sie gar, als wenn sie ihn nicht mehr kenneten. Wenn Otto seine alten Freunde besuchen wollte; so giengen sie ihm aus dem Wege: und wenn er sie bat, ihn zu besuchen; so antworteten sie: „Ach, was sollen wir bey dir? wir finden ja Nichts „als lange Weile." **Wie gefallen euch solche Freunde, die nur so lange uns schätzen, als wir ihnen zu essen und zu trinken geben können?** — Ja, da Otto's Eltern endlich in Noth geriethen; sahen sie sich von allen Freunden verlassen und ihr Sohn auch.

Der einzige Moriz blieb ihm getreu, besuchte ihn auch noch in der Armuth so oft, wie vorhin; und, wenn er Etwas hatte, womit er den Otto erfreuen konnte; so that er es gewiß allezeit, ob es Otto gleich nicht erwiedern konnte. **Wie viel wirklich gute und getreue Freunde glaubt ihr nun wol, daß Otto zur Zeit seines Wohlstandes gehabt habe?** —

C. 100.

Emmerich spielte in seiner Eltern Stube mit dem Balle. Seine Schwester, Mathilde, war allein bey ihm und sagte ihm voraus, daß er Schaden damit anrichten würde; aber, er kehrte sich daran nicht, sondern fuhr fort zu spielen. Endlich flog der Ball ins Fenster und zerbrach eine Scheibe. Nun befürchtete Emmerich den Unwillen seiner Eltern und bat Mathilden ihn ja nicht zu verrathen. **Was sollte Mathilde thun? Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr an ihrer Stelle gewesen wäret?**

Sie antwortete: Wenn ich nicht gefragt werde; so will ich dich auch nicht verrathen. „Wenn aber die „Eltern von mir wissen wollen, wer die Scheibe zerbro„chen hat? so muß ich die Wahrheit sagen.“ Das letzte„re erfolgte wirklich. Nun ward Emmerich im höchsten Grade unwillig über seine Schwester. **Hatte er Ursache dazu?** — Es gieng so weit, daß er alle Gelegenheit aufsuchte ihr Schaden zu thun oder Verdruß zu machen. Wo sie gieng und stand, da lauerte er ihr auf und so oft er glaubte, daß sie einen Fehler begangen hätte, verklagte er sie darüber bey den Eltern. Aber, das war ihm noch nicht genug; sondern, er wünschte ihr einen Schaden zuzufügen, der ihr recht weh thäte. Nun hatte Mathilde einige Gypsfiguren gesammelt, an denen sie großes Vergnügen hatte. Sie standen auf einem Tische an der Wand. Neben dem Tische stand ein Schrank und auf dem Schranke einige große Bücher. Diese Bücher warf Emmerich muthwilliger Weise herunter.

Sie fielen auf den Tisch und zertrümmerten natürlicher Weise Mathildens Gypsfiguren dergestalt, daß auch nicht Eine ganz blieb. — **Wie gefällt euch dieser Streich?** Freylich war es nur eine Spielerey, die Mathilde verlohr: aber, was war das für eine Gesinnung, die Emmerichen antrieb sie zu zernichten? —

Als Mathilde sahe, was geschehen war, entsetzte sie sich darüber. Sie wußte gewiß, daß ihr lieber Bruder Emmerich ihr diesen Possen gespielt hatte. Aber, was sollte sie thun? Verklagte sie ihn bey den Eltern; so sahe sie voraus, daß er die That leugnen würde: und womit sollte sie ihn nun überführen? Zudem reizte sie seine Rachbegierde noch mehr! **Was würdet ihr dem guten Mädchen in dieser Verlegenheit gerathen haben?**

Indem sie diese traurigen Betrachtungen machte, kam ein Freund vom Lande, der ihre Eltern besuchte. Er hatte eine Schachtel bey sich und in derselben sechs Stück schöne Pfirschen, nach welchen Emmerich, da er sie zu sehen bekam, ungemein lüstern war. Er glaubte sicherlich, sie wären für ihn bestimmt; aber, er irrte sich: der Fremde wollte Mathilden ein Geschenk damit machen. Sie ward gerufen, nahm das Geschenk freundlich an, dankte dem Fremden, und nun! — theilte sie die Pfirschen unaufgefordert mit ihrem Bruder Emmerich. **Würdet ihr das auch gethan haben? Ob wol ihre Eltern sie darüber lobten oder tadelten? und ob wol Emmerich nun den Verdruß bereuete, den er seiner gutwilligen Schwester zugefügt hatte? Was würdet ihr an Emmerichs Stelle gethan haben? War es genug, daß er die Pfirschen aß?**

CI. 101.

Klarisse hatte von Jugend auf bey ihrem Vormunde gelebt, der sie ganz sorgfältig erzogen hatte, ohne sich es jedoch Etwas weiter kosten zu lassen: denn Klarisse hatte einiges Vermögen. Nun aber ward dieser Mann alt, kränklich, und, wie diese beyden Umstände es gewöhnlich mit sich bringen, eigensinnig. Zu seiner Wartung hatte er eine Magd, die ihm um's Lohn, aber nicht aus Liebe diente. Die Gabe der Gedult war dieser Person nicht reichlich zu Theil geworden; daher sie oft drohte, aus dem Hause zu laufen, wenn ihr der Herr, ihrer Meynug nach, etwa zu viel that. Einmal beschwerte er sich, daß sie ihm seine Speisen nicht gut zugerichtet hätte, und sie gab ihm zur Antwort: Wenn ich es nicht gut genug mache; so kann der Herr selbst in die Küche gehen! Billigt ihr das? —

Dieser Mann hatte zwar auch noch Anverwandte; aber, sie fragten nicht eher nach ihm, als, bis sie Etwas von ihm haben wollten. Da nun Klarisse sahe, daß ihr Vormund wirklich in einer unangenehmen Lage war; so entschloß sie sich, ihm selbst aufzuwarten und ihm die Leiden seines Alters zu erleichtern, so gut sie konnte. Von Stund an ließ sie die Magd so wenig als möglich vor ihn kommen. Wenn er Etwas verlangte; so brachte sie es ihm, und, was ihm verdrüßlich war; das suchte sie zu entfernen. Freylich mußte sie manches Wort anhören, das unfreundlich klang; aber, alsdenn dachte sie daran, daß er alt und krank war.

Einmal befahl er ihr, ihm ein Buch zu bringen, darin er zuweilen las. Sie brachte das Buch und setzte zugleich einen Tisch vor ihm hin, darauf das Buch liegen konnte. „Was soll aber der Tisch hier?“ ließ er sie unwillig an; „den hab ich nicht verlangt! „Wenn das Buch auf dem Tische liegt, so muß ich „mich ja bücken und das kann ich nicht.“— Klarisse trug den Tisch in aller Stille wieder weg und fragte: Wie sie es ihm auf andere Weise bequem machen könnte? „Geh deinen Weg!“ war die Antwort.

Es war Abends um zehen Uhr. „Warum gehst „du nicht zu Bette?“ fragte der Vormund Klarissen.

Klarisse: Lieber Vormund, ich will Sie nicht allein lassen: Sie möchten etwa noch Hülfe brauchen.

Vormund: Du denkst wol, ich kann ohne deine Hülfe nicht leben. Ich brauche dich heute nicht weiter.

Klarisse gieng in ihre Kammer. Am folgenden Morgen schalt sie der Vormund deswegen, daß sie ihn verlassen hatte. „Er hätte gern noch einen Trunk „Wassers gehabt; aber Niemand hätte es ihm gereicht.“— Klarisse bat um Vergebung und versprach künftig aufmerksamer zu seyn. — **Werdet ihr Klarissen loben oder tadeln?**

Solche Begegnungen hielt sie drey Jahr aus ohne auch nur ein einziges Mal ungedultig zu werden. Kurz vor seinem Tode sahe der Vormund doch ein, daß Klarisse es sehr gut mit ihm gemeynt hatte, und wollte ihr aus Erkenntlichkeit sein ganzes Vermögen vermachen. Aber, Klarisse bat ihn inständigst, das nicht zu thun. Sie besorgte, seine Verwandten möchten sie im Verdachte haben, als ob sie es von ihm

erschmeichelt hätte, und ihr darum gehässig werden. Durch Zureden brachte sie es dahin, daß er die Abfassung seines Testaments von einer Zeit zur Andern verschob und endlich starb, ehe er Etwas niedergeschrieben hatte. Meynt ihr nicht, daß Klarisse hier recht thöricht gehandelt hat? Darauf setzten sich die nächsten Verwandten dieses Mannes in den Besitz seiner Güter und Klarisse behielt von der ganzen Verlassenschaft weiter Nichts, als einen Spiegel, welchen ihr die Erben schenkten und sie baten, ihn zum Andenken ihres Vormundes aufzuheben.

CII. 102.

Wolf hatte eine alte Muhme in Rossen, bey der er sich mit Bewilligung seiner Eltern zuweilen mehrere Wochen nach einander aufhielt. Er wußte sich sehr gut in die Launen dieser alten Frau zu schicken, daher sie ihn gern bey sich hatte, aber nicht verhätschelte; sondern dafür sorgte, daß er ein arbeitsamer und wohlgesitteter Mensch werden sollte. Einmal nahm sie sich vor ihm eine außerordentliche Güte zu thun. Entweder sie wollte ihm ein neues Kleid schenken: oder, weil sie gemerkt hatte, daß er viel Vergnügen an der Musik fand; so wollte sie ihm eine Geige kaufen und einen Meister bezahlen, der sie ihn spielen lehrte. Wolf sollte selbst Eine von diesen beyden Wohlthaten wählen! — Welche von Beyden würdet ihr gewählt haben, wenn ihr an Wolfs Stelle gewesen wäret?

Indessen hatte Wolf ein Geschwür am Daumen der linken Hand bekommen. Das machte ihm Schmer-

zen, die ihm die guten Tage bey seiner Muhme ein wenig verbitterten. Um das Uebel so wohlfeil als möglich zu heilen, hatte die Frau Muhe keinen Arzt zu Rathe gezogen; sondern aus ihrer eigenen Hausapotheke allerley Salben und Pflaster aufgelegt, welche aber den bösen Finger nicht heilten. Endlich reisete Wolf nach Hause zu seinen Eltern, welche ohne Verzug einen geschickten Wundarzt rufen ließen. Dieser fand, daß der Schade weit um sich gegriffen hatte, daß wildes Fleisch darin gewachsen war u. s. w. Ich muß, sagte er, vor allen Dingen die Wunde reinigen, theils mit Hülfe des Messers, theils durch beizende Mittel und das wird große Schmerzen verursachen. Indessen, versäumen wir das; so stehe ich nicht dafür, daß nicht eine gefährliche Entzündung dazu schlägt und wir in acht Tagen den ganzen Finger ablösen müssen. Hier sollte nun also Wolf wählen: ob er lieber die Schmerzen der Heilung ausstehen, oder in Gefahr kommen wollte den Finger einzubüßen? — Welches von beyden Uebeln würdet ihr gewählt haben?

CIII. 103.

Ottfried, der Sohn eines Leinwebers, saß auf einem grünen Platze, vor seiner Eltern Hause. Einige andere Kinder geselleten sich zu ihm, unter andern auch Rebekka, die Tochter eines Beckers, der für einen wohlhabenden Mann gehalten ward. Während daß sie mit einander schwatzten und spielten, zog Ottfried ein Stück Brodt mit Butter hervor und fieng an zu essen. Rebekken kam die Eßlust auch an; sie

bat daher Ottfrieden um einen Theil seines Brodts. Dieser aber glaubte, daß ihm Nichts besser bekäme, als, was er selbst aß, gab ihr nicht nur Nichts; sondern spottete ihrer auch: und indem sie sehnsüchtig vor ihm herum gieng, sagte er: „Ey! seht doch die „arme hungrige Rebekke; da geht sie nun mit leerem „Magen. Wenn ihr doch Jemand für einen Dreyer „Brodt schenkte!“ **Haltet ihr das für recht, daß man den Bittenden nicht nur abweißt, sondern auch noch verspottet?**

Das verdroß Rebekken, und weil es ihr eben zu rechter Zeit einfiel, daß ihr Vater für reicher gehalten ward, als Ottfrieds Vater, so erwiederte sie seinen Spott und sagte: „Ach, thue nur nicht groß mit deinem Stückchen Brodt: „ich kann wol eher für „zwey Groschen Semmel wegschenken als du für ei„nen dreyer Brodt.“ **Findet ihr in dieser Rede Etwas, das euch mißfällt?** Darauf lief sie unwillig fort. Ottfried aber merkte sich ihre Rede um sie künftig einmal als Text zu gebrauchen, wenn er sich über sie lustig machen wollte.

Etliche Tage nach diesem Vorfalle hatte Rebekkens Vater das Unglück, daß ihm sein Haus abbrannte, wobey er mit seiner ganzen Familie fast Nichts als das Leben davon brachte. Den Tag darauf kamen, wie gewöhnlich, eine Menge Menschen an die Brandstelle: die Meisten aus Neugierde, Viele, um den Unglüchlichen Trost zuzusprechen und nur sehr Wenige, um ihnen thätige Hülfe anzubiethen. Die Kinder giengen weinend herum und bewogen eine Menge Menschen zum Mitleiden. Unter andern kam auch Ottfried herzu und sahe Rebekken ganz betrübt stehen.

Lächelnd sagte er zu ihr: „Gestern Abends ward bey „euch stark geheizt. Dein Vater hat gewiß die Sem- „meln gebacken, die du heute wegschenken willst; „Gelt, Rebekke, jetzt nähmst du es an, wenn ich „dir für einen Dreyer Brodt schenkte?" — Gefällt euch das? Würdet ihr Rebekken unter diesen Umständen auch so angeredet haben? —

Dieser Ottfried war überhaupt ein Spötter. Einer seiner Kameraden hatte vor einiger Zeit ein Bein gebrochen. Seine Eltern hatten ihn deswegen in eine andere Stadt gebracht, um ihn da heilen zu lassen. Als er von da zurück kam, hinkte er noch ziemlich. Und, da ihm Ottfried zum Ersten Male wieder begegnete; sagte er zu ihm: „Ich habe dich gar „lange nicht gesehen: du hast gewiß in der Stadt „tanzen gelernt: man sieht's an deinem Gange."

CIV. 104.

Roland wohnte neben einem Manne, dessen Kinder seine beständigen Freunde, Schul- und Spielkameraden waren. So oft er nicht für seine Eltern zu thun hatte, war er bey diesem Nachbar. Er aß und trank da und lebte so einheimisch, wie dessen eigene Kinder. Seine Eltern fragten ihn einmal: Womit er die viele Güte, welche die Nachbarn ihm erzeigten, zu vergelten dächte! Roland antwortete: Bezahlen kann ich sie nicht und Nutzen kann ich den guten Leuten auch nicht viel schaffen: aber Schaden will ich von ihnen abzuwenden suchen, so viel als ich kann. Billigt ihr diese Erklärung? —

Das that Roland auch wirklich und fand dazu oft Gelegenheit. Da er einmal über Feld gieng, sahe er, daß einige von seines Nachbars Kühen sich losgerissen hatten. (In der Meißnischen Gegend werden nemlich die Kühe nicht gehütet; sondern auf den Brach- und Stoppelfeldern an einen hölzernen Pflock gebunden, der in die Erde geschlagen wird.) — Aus Besorgniß, daß diese Kühe sich verlaufen oder Schaden thun möchten, gieng er hin und pflöckte sie wieder an. — An einem andern Tage ward er gewahr, daß eine große Heerde Gänse in seines Nachbars Gerstenfeld eingefallen waren. Nun ist bekannt, daß diese Thiere Viel verwüsten können. Er jagte sie also heraus. Der Eigenthümer der Gänse kam zwar dazu und fragte Rolanden: Warum er seine Gänse nicht in Ruhe ließe? Aber, er antwortete: Diese Gerste gehört meinem Nachbar; und es ist nicht recht, daß eure Gänse anderer Leute Getraide verwüsten. — **Aber ist's wol der Mühe werth, solche Kleinigkeiten zu erzählen?**

Bald darauf gieng er mit Benjamin, dem ältesten Sohne seines Nachbars in die Stadt. Benjamin gieng ohngefehr zwanzig Schritte vor Rolanden; als dieser ihm hastig zurief: „Benjamin! spring auf die Seite!" dieser that's und kaum war er gesprungen, als zwey Ziegelsteine von einem Dache fielen, die vielleicht den Benjamin todt geschlagen hätten, wenn er nicht ausgewichen wäre. Das sahe Roland von fern; darum rief er dem Benjamin zu: „spring auf die Seite!" — Eigentlich ist Jedermann, der an seinem Hause bauen läßt, schuldig, Warnungszeichen für die Vorübergehenden zu setzen, damit diese nicht in

Gefahr kommen. Weil aber dieses hier war unterlassen worden; so gieng Benjamin ganz sorglos vorbey. Er konnte also sagen: daß ihm Roland durch seine Aufmerksamkeit das Leben gerettet hatte.

Als Roland des Abends wieder nach Hause kam, so sahe er, daß bey seinem Nachbar Licht durch ein kleines Fenster schien, wo er gewiß wußte, daß Niemand wohnte. Darüber wunderte er sich. Am folgenden Abende hatte er die nemliche Erscheinung wieder. Weil er nun glaubte, daß hierbey vielleicht einige Gefahr für seinen lieben Nachbar seyn könnte; so gieng er auf der Stelle zu ihm, weckte ihn aus dem Schlafe: denn, es war schon spät; und erzählte ihm, was er gesehen hatte. Der Nachbar untersuchte die Sache und fand, daß eine Magd mit brennendem Lichte in ihre Kammer gegangen war. Dieses war allerdings sehr gefährlich, weil sie über einen Boden gehen mußte, auf welchem Stroh und Flachs und andere feuerfangende Materien lagen. Der Nachbar dankte daher Rolanden gar sehr für die Nachricht, die er ihm gebracht hatte. Findet ihr bey Rolands Betragen Etwas zu erinnern? Hat er nicht das Versprechen seines Nachbars Schaden nach Möglichkeit zu verhüten, redlich erfüllet?

CV. 105.

Reinhold gieng am Abende vor Weihnachten in das Haus eines Verwandten, dessen zwey Kinder Gallus und Auguste hießen. Die Kinder bekamen an diesem Tage, wie es in manchen Familien gewöhnlich ist,

einige kleine Geschenke und hatten große Freude darüber und, wo es fröhliche Leute gab, da war mein Reinhold gerne. Indessen begegneten an diesem Abende der armen Auguste zwey widrige Zufälle. Sie und ihr Bruder hatten Jedes ein neues Buch geschenkt bekommen. Da nun Gallus Augustens Buch in die Hände nahm um es zu betrachten; riß er unvorsichtiger Weise etliche Blätter desselben entzwey. Er selbst lachte; aber seine Schwester ärgerte sich nicht wenig darüber, daß das schöne Geschenk, welches sie kaum erhalten hatte, nun schon verderbt war. Der Vater kam dazu und sprach das Urtheil, daß Gallus Augustens Buch behalten und ihr dagegen sein eigenes, welches noch unbeschädigt war, überlassen sollte. Glaubst du, sagte er zu dem Gallus, dabey einzubüßen; so lerne durch diesen Schaden künftig vorsichtiger seyn. **Haltet ihr dieses Urtheil für gerecht?**

Gallus wollte sich ihm gleichwol nicht unterwerfen: sondern glaubte Alles damit zu entschuldigen, daß er sagte: Er hätte Augustens Buch nicht mit Fleiß zerrißen. Aber der Vater bestand darauf und nöthigte ihn mit Gewalt, Augusten sein Buch abzutreten. **War es recht, daß er sich dazu erst mit Gewalt antreiben ließ?** —

Indem Reinhold den Streit über Gallussens Unvorsichtigkeit anhörte, begieng er selbst Eine. Nemlich, er wollte das Licht putzen, das auf dem Tische stand und ließ Etwas von der glühenden Lichtschnuppe auf ein Paar neue Handschuhe fallen, die ebenfalls Augusten zugehörten, welches denn ein ziemliches Loch in die Handschuhe brannte. **Sollte der Vater diesen auch zum Ersatz verurtheilen?** — Reinhold

war ein Gast und von Gästen darf man nicht allemal strenges Recht verlangen. Augusten war freylich dieser zweyte Schade, den sie litt, ebenfalls sehr unangenehm; aber, sie ließ es nicht so merken; sondern versicherte Reinholden, daß der Verlust eine Kleinigkeit wäre und Nichts zu bedeuten hätte. Sollte sich Reinhold dabey beruhigen? — Er bat sie sehr, ihm die verunglückten Handschuhe mit nach Hause zu geben. Wie er diese erhalten hatte, gieng er so gleich, kaufte ein Paar andere Handschuhe, die eben so schön waren als die Vorigen und brachte sie Augusten. Billigt ihr wol diese Art zu handeln? Würdet ihr es auch so gemacht haben?

Auguste wollte zwar aus Höflichkeit diesen Ersatz nicht annehmen! aber Reinhold nöthigte sie durch vieles Bitten dazu: und der Vater vermahnte seinen Sohn an Reinholds Beyspiele zu lernen, wie man sich betragen müsse, wenn man Jemanden Schaden zugefügt hat.

CVI. 106.

Vor etlichen Jahren kam ich einmal nach Wurzen; als gerade Jahrmarkt war. Ich sahe im Wirthshause aus dem Fenster und machte meine Betrachtungen über das Gewimmel von Menschen, das ich da sahe. Hier standen ein Paar Mägde und stritten darüber, welche von Beyden die schönste Schürze gekauft hätte. Dort kam ein Betrunkener die Gasse herunter gestolpert, der alle Menschen, die ihm begegneten, küßen wollte. Auf der andern Seite schlugen sich ein

Paar Fischweiber mit einander, weil Eine der Andern Schuld gab, daß sie ihr die Käufer abspenstig gemacht hätte. Gleich unter meinem Fenster saß eine arme alte Frau, welche ein Körbchen welsche Nüsse vor sich stehen hatte und sie zu verkaufen wünschte. Ehe ich mich dessen versahe, kam ein unvorsichtiger Reiter, dessen Pferd an den Korb stieß, daß er umfiel und alle Nüße kollerten auf die Gasse.

Ihr könnt denken, wie das arme Weib erschrack; aber, nun gebt einmal Achtung, wie sich die Menschen, die es sahen, so verschieden dabey betrugen. Der Reiter spornte sein Pferd und ritt so schnell, als er konnte, damit er nicht etwa möchte angehalten werden der Frau den Schaden zu ersetzen. **Meynt ihr, daß das recht war?** Eine Menge Kinder stürzten herzu und rafften mit der größten Begierde die Nüße auf und es währte bey weitem nicht so lange, als ich jetzt davon rede, so war keine Nuß mehr zu sehen. **Thut's euch etwa Leid, daß ihr nicht auch habt mit auflesen können?** — Und die meisten Leute, die dabey standen und diesem Schauspiele zusahen, lachten aus vollem Halse darüber. Ja, ein Mädchen war gar so unverschämt, daß sie die Frau, nachdem sie schon keine Nuß mehr hatte, fragte: Wie theuer sie das Schock Nüße verkaufen wollte? **Billigt ihr das?**

Was sagte aber das alte Weib dazu? Erst schimpfte sie auf die Kinder, die ihr die Nüße raubten: weil sie aber sahe, daß das Nichts half; so beklagte sie ihren Verlust. —— Ob denn kein Mensch Mitleiden mit ihr haben wird? dachte ich. Indem kam eine Magd zu ihr und fragte sie: Wie hoch sie

ihren

ihren Verlust schätzte? Gleich fieng die arme Frau eine Erzählung an: Sie hätte nur ein einziges Nußbäumchen und das trüge nicht alle Jahre. Heuer hätte sie doch Etwas gesammelt und hätte es nun hierher zu Markte gebracht, in der Hoffnung, daß sie ihrem kleinen Jungen ein Paar Strümpfe zum Winter würde kaufen können. Und nun hätten — Weiter konnte sie nicht reden: denn der Strohm ihrer Thränen hinderte sie daran. Die Magd wiederhohlte ihre Frage: Wie viel sie denn wol eingebüßt hätte? und endlich kam so viel heraus: Für sechs Groschen hätte sie schon verkauft und aus dem übrigen hätte sie doch wol noch neun Groschen zu lösen gedacht. Darauf gieng die Magd wieder fort, nachdem sie der betrübten Frau gesagt hatte, daß sie ein wenig warten sollte.

Ich wußte nicht, was das zu bedeuten haben würde. Aber mir gegen über sahe ich ein Paar wohlgekleidete Kinder am Fenster stehen, welche Geld zusammen zählten. Diese waren es, die sich nach dem Verluste der armen Frau hatten erkundigen lassen. Sie schickten ihr gleich darauf die neun Groschen, damit sie nur ihrem kleinen Jungen ein Paar Strümpfe zum Winter kaufen möchte. **Welche Kinder mögen sich wol am meisten gefreut haben; die die Nüße geraubt — oder die sie bezahlt hatten?**

CVII. 107.

Der Bürger Möbius hatte in seinem Hause eine junge Katze, welche er aufzog um durch sie von den

Mäusen befreyt zu werden. Sie verlor sich, ohne daß er wußte, wo sie hin gekommen war. Er schaffte sich eine andere an; aber, nach dreyen Tagen war auch diese weg. Das befremdete ihn; und da er in der Nachbarschaft herum fragte: ob Niemand seine Katzen gesehen hätte; so erfuhr er, daß es andern Leuten eben so gegangen war. Seit einiger Zeit waren eine Menge Katzen und junger Hunde weg gekommen. Es giebt einige Leute, welche diese Thiere fangen und tödten, um aus dem Verkauf ihrer Felle einigen Gewinn zu ziehen. **Glaubt ihr wol, daß dieses ein rechtmäßiger Gewinn sey?** Man vermuthete, daß etwa ein solcher Feind in der Nähe gewesen seyn möchte; aber man irrte sich. Es kam endlich heraus, daß Erdmann, der Sohn eines Gerbers, der in derselben Gasse wohnte, die Katzen und Hunde weggefangen und aufgehängt hatte. Dieser junge Mensch fand ein besonderes Wohlgefallen, wenn er sahe, daß die sterbenden Thiere sich quälten. Er fieng daher so viel Thiere, als er konnte, alle in der Absicht, sie eines martervollen Todes sterben zu lassen. Bald henkte er sie auf; bald hieb er ihnen mit einem scharfen Messer die Köpfe ab. Wenn er eine Maus haschen konnte; so schnitt er ihr alle vier Füße ab, steckte in jedes Auge eine Nadel und ließ sie alsdenn an der Sonne braten. **Was haltet ihr von einem Menschen, der an solchen Beschäfftigungen Vergnügen findet?** Daher war kein Thier, welches er zu überwältigen sich getraute, vor ihm seines Lebens sicher. Ein Stall in dem Gehöfe seines Vaters, der nicht gebraucht ward, diente ihm anstatt der Marterkammer.

Ein einziges Hausthier hatte er bisher verschont. Das war ein Eichhörnchen, mit dem er zuweilen seinen Scherz trieb. Er gab ihm Nüße und hatte Freude, wenn es dieselben so künstlich aufmachte. Auch hatte er dieses Thier gewöhnt in seine Rocktasche zu kriechen, wo es gewöhnlich Etwas fand, das ihm wohl schmeckte. Als nun Erdmann einmal mit seiner Hand in die Tasche fuhr, ohne zu wissen, daß das Eichhörnchen darin stack; so kam er diesem Thiere so unversehens, daß es unrecht verstand und ihn in den Finger biß. Sollte Erdmann darüber zornig werden? Oder, meynt ihr, daß das Eichhörnchen darum Strafe verdiente?

Erdmann drohete ihm so gleich den Todt; aber, es war ihm nicht genug, es auf die leichteste Art abzuschlachten; sondern es sollte recht lange gemartert werden. Er steckte es daher unter einen Topf. Hier brach er ihm alle Tage Etwas von seinem gewöhnlichen Futter ab, gab ihm mit jedem Tage weniger und endlich gar Nichts mehr, so daß es in diesem Gefängnisse für Hunger und Durst umkommen mußte. Haltet ihr dieses für Gerechtigkeit? oder glaubt ihr, daß es dem Menschen erlaubt sey die Thiere auf solche Art zu behandeln?

CVIII. 108.

Erhard war in ein Haus gebracht worden, wo mehrere junge Menschen beysammen wohnten, weil sie da gemeinschaftlich sollten unterrichtet und erzogen werden. Aber, er hatte nicht das Glück viel Freun-

de unter ihnen zu finden. Woher das kam? Diese jungen Leute hatten ihre Gewohnheiten und Lebensarten. Wenn nun ein neuer Ankömmling bey ihnen aufgenommen ward; so verlangten sie, daß er gerade auch ihre Gewohnheiten und Lebensarten annehmen sollte. That er das nicht; so waren sie über ihn her und machten ihm das Leben schwer: denn, Meynungen und Gewohnheiten sind es, wodurch die Menschen in der Welt verbunden und getrennet werden. Haltet ihr das für recht? —

Die Knaben, von denen ich hier rede, hatten sich alle unter einander Beynamen gegeben, und ruften auch einander niemahls mit ihren rechten Namen, sondern allezeit mit diesen Beynamen. Das that Erhard nicht; sondern er nannte Jeden bey seinem rechten Namen. Die Zöglinge dieses Hauses spielten Viel und trugen die Werkzeuge dazu, immer bey sich. Einer hatte die Karte in der Tasche; der Andere die Würfel u. s. w. Sie luden auch Erharden gleich am Tage seiner Ankunft dazu ein; aber, er entschuldigte sich damit, daß er nicht spielen könnte und versicherte, daß er auch keine Lust hätte, es zu lernen. —

Besonders war Einer unter ihnen, er hieß Judas, der sich auf's Trödeln und Schachern legte. Er kaufte Schreibfedern, Papier, Bücher, Messer, Scheren, Schreibzeug, Schnallen, Stöcke und dergleichen Kleinigkeiten zusammen und verkaufte sie hernach mit Gewinn wieder an seine Mitschüler. Bey diesem Gewerbe hatte er immer den Beutel voll Geld und war im Stande seinen Kameraden auszuhelfen, wenn sie Geld brauchten. Dadurch hatte er ein ge-

wisses Ansehen unter ihnen erlangt. Was Judas sagte, das sagten die Andern nach, und was Judas wollte, das thaten die Andern: denn, fast Alle waren ihm Geld schuldig; daher durften sie es mit ihm nicht verderben.

Weil nun Erhard diesem Judas Nichts abkaufte, noch weniger Geld von ihm borgte; so mißfiel er ihm. Judas gab sich daher alle Mühe den Erhard bey allen seinen Kameraden verhaßt zu machen. Nichts war ihnen recht, was er that: Alles ward getadelt und gemißdeutet. Weil er nicht mit ihnen spielte; so nenneten sie ihn einen Tuckmeiser. Er gieng zuweilen zu einem Lehrer um sich Raths zu erholen, sprach aber niemahls von seinen Mitschülern: gleichwol hielten sie ihn für einen Postenträger und Angeber. Wenn Erhard Etwas fand, das ein Anderer hatte liegen lassen; so trug er es ihm zu. Darüber machten sie ihm den Vorwurf, daß er sich an ihren Sachen vergriffe und, weil er nicht Alles nachsagte, was Judas sagte; so machten sie ihm den Vorwurf. „Er dünkte sich klüger zu seyn, als alle seine Mit„schüler."— Einige trieben ihren Haß so weit, daß sie heimlich Blätter aus seinen Büchern rissen, wenn sie sie in die Hände bekommen konnten; daß sie ihm Kleider und Wäsche mit Dinte besprützten und dergleichen Schaden mehr zufügten blos um ihn zu kränken.— Haltet ihr diese Begegnung für billig und liebreich? —

Erasmus war gleichwol billiger als die Uebrigen. Da er einsahe, daß dem Erhard zuviel geschahe; so fragte er seine Mitschüler einmal ganz vertraulich: — „Was hat euch aber Erhard eigentlich zu Leide gethan,

„darum ihr so übel auf ihn zu sprechen seyd?“ Darauf hieß es: „Er hätte ein böses Herz!“ Aber, „was „wollt ihr damit sagen?“ fragte Erasmus. Darauf sollen sie ihm noch antworten. Vermuthlich wußten sie das selbst nicht. Aber, es ist so der Gebrauch mancher Menschen. Wenn sie einem Andern gram sind und doch keine bestimmte Ursache anzugeben wissen; so sagen sie: „Er hat ein böses Herz!“ — „Wenn er mich beleidigt hätte,“ fuhr Erasmus fort; „so würde ich ihn darum anreden, würde ihn fragen: „Warum er das gethan hätte?“ Durch Erklärungen und Gegenerklärungen „kommt es oft an den Tag, „daß die Sachen nicht so schlimm gemeynet sind, wie „sie aussehen.“ Aber, so viel Mühe wollten sich diese Menschen nicht nehmen. Ja, Erhard wünschte selbst, daß sie ihn einmal bey den Vorgesetzten verklagen möchten, damit der Groll, den sie ihm bey aller Gelegenheit zeigten, nur einmal zur Sprache und zur Untersuchung kommen möchte. Aber, das thaten sie nicht. Vermuthlich wußten sie selbst nicht, was sie ihm eigentlich Schuld geben sollten: oder, sie besorgten, daß Erhard mit Grunde mehr über sie zu klagen haben möchte, als sie über ihn. **Wünscht ihr euch wol in so einer Gesellschaft zu leben? — Oder, haben wir Recht Jemanden darum zu hassen und anzufeinden, weil er nicht gerade die Meynungen und Gewohnheiten hat, die wir haben? —**

CIX. 109.

Es war schon spät im November, als Hartmann und Opitz im Obstgarten unter dem abgefallenen Laube einen frischen Apfel fanden. Opitz stieß mit dem Fuße daran und entdeckte ihn zuerst. Hartmann aber bückte sich und hob ihn auf. Welchem von Beyden gehörte er? — Hartmann wollte den Apfel theilen, weil er es für billig hielt, daß Leute, die Einen Weg giengen, an glücklichen und unglücklichen Vorfällen gleichen Antheil hätten. Aber Opitz meynte: es wäre besser, daß Einer ihn ganz genöße: sie wollten das Loos darum werfen. Das gab denn einen kleinen Streit, in welchem Hartmann schon bereit war nachzugeben, als David dazu kam und sagte: Sie thäten nicht wol daran, daß sie es dem blinden Glücke überließen, durch das Loos zu entscheiden. Lieber sollten sie ihre Kräfte versuchen und um den Apfel laufen. Das gefiel Beyden. Um ein Ziel zu haben, steckten sie einen Pfahl in die Erde und befestigten oben einen Schlüssel daran. Alsdenn bestimmten sie die Weite der Laufbahn und machten aus: Wer zuerst an das Ziel käme und den Schlüssel in die Hand fassete, der sollte den ganzen Apfel gewonnen haben und David sollte Schiedsrichter seyn.

Nun setzten sich beyde Laufer in Bewegung. Hartmann kam wirklich zuerst an das Ziel; aber, er vergaß den Schlüssel zu fassen. Opitz kam zwey Schritte nach ihm und fassete den Schlüssel. — Wer hatte nun die Wette gewonen? Hartmann hatte das Ziel zuerst erreicht: das leugnete Opitz gar nicht; „aber,“

sagte er, „das kann ihm Nichts helfen, denn er hat „den Schlüssel nicht gefaßt und das haben wir doch „auch als eine Bedingung des Preises ausgemacht.“ Wie würdet ihr nun wol die Streitenden aus einander gesetzt haben?

David that den Vorschlag: Sie sollten noch einmal laufen; aber, das wollte Opitz nicht, weil er, seiner Meynung nach, ohne Widerspruch gewonnen hatte. Endlich sagte Hartmann: Lieber Freund Opitz: an Einem von Beyden scheint dir Viel gelegen zu seyn: Entweder an dem Apfel; oder an der Ehre die Wette gewonnen zu haben. Ich gönne dir Beydes und überlasse dir den Apfel ganz. Welchen von Beyden haltet ihr nun wol für den Klügsten?

CX. 110.

Adelheid, die Tochter eines Stadtpredigers, brachte einmal die Pfingstfeyertage bey ihrer Mutter Schwester auf dem Lande zu. Hier traf sie Elisen an, ihre Muhme. Die beyden Mädchen, wie man leicht denken kann, erzählten einander ihre Lebensgeschichte. Adelheid mußte freylich bisweilen lachen, wenn Elise vom Flachsstücke und von der alten Saue mit zwölf Ferkeln und von den Schäfereyen der Kühmägde erzählte. Dagegen machte sie ihrer Muhme vom Stadtleben eine reizende Beschreibung. Sie schwatzte ihr von schönen großen Häusern und geputzten Leuten, von Musik und Tanz, von Kaffeebesuch und Spielgesellschaft so viel schönes vor, daß diese endlich ein Verlangen fühlte auch in der Stadt zu le-

ben. Als Adelheid wieder abreisete; so hieß es, wie gewöhnlich: „Nun Lischen, besuche mich auch bald „einmal in der Stadt;“ und Lischen hatte so große Lust diese Einladung anzunehmen, daß sie von der Zeit an nicht aufhörte ihre Eltern zu bitten, bis sie ihr erlaubten, einige Tage bey Adelheiden in der Stadt zu leben. Das unschuldige Landmädchen wußte sich für Freude nicht zu lassen: denn, sie glaubte, daß sie in der Stadt Alles überzuckert und übergüldet finden würde.

Da sie nun die erste Nacht in der Stadt geschlafen hatte, wollte sie früh gleich so, wie sie aufgestanden war, einen Sprung in den Garten thun; aber, man lachte sie aus und sagte ihr: Daß hier am Hause kein Garten wäre. Sie mußte also gleich früh ihre besten Kleiderchen anziehen, die sie zu Hause nur Sonntags trug. Alsdenn fragte sie Adelheiden: ob sie nicht bald in den Keller gehen würde, um Milch zum Frühstücke zu hohlen? — Es erfolgte abermahls ein Gelächter, mit der Bedeutung: „Wir trinken in „der Stadt keine Milch zum Frühstück; sondern ein „Schälchen Thee und nach einer Stunde eßen wir ein „halbes Pfennigbrodt.“ Ach, da machte Elise große Augen! —

Nachdem sie nun den Vormittag überlebt und Alles gesehen hatte, was etwa in den Stuben ihrer Muhme merkwürdig war, fieng sie nachmittags an lange Weile zu fühlen. Sie that also den Vorschlag, daß sie ein Paar Stunden zu Nachbars Kindern gehen wollten. Aber, sie bekam den Bescheid, daß das nicht so ohne Umstände geschehen könnte; sondern, sie müßte erst zu Nachbars Kindern schicken und fra-

gen lassen: ob sie es ihr erlaubten, sie zu besuchen? Es ward geschickt; aber Nachbars Kinder erlaubten es nicht und Lischen mußte in der Stube bleiben. Darüber wäre sie beynahe mißlaunicht geworden. Wundert ihr euch darüber?

CXI. III.

Endlich kam gegen Abend noch ein Spaziergang zu Stande. — Die Vorbereitungen dazu dauerten lange: denn Mutter und Tochter mußten sich erst vom Kopfe bis auf die Füße anders ankleiden und auch an Elisens Kleidung war hier noch eine Nadel zu stecken, da noch eine Falte zu legen, dort noch ein Band anzuknüpfen und mancherley zu verbessern. Sonderbar war es, daß die nemlichen Kleider, mit welchen Elise auf dem Lande den größten Staat machte, hier für so schlecht gehalten wurden, daß sich ihre Verwandten beynahe schämten, sie mit sich gehen zu lassen. Nun war Alles fertig und man stieg die Treppe hinab. Zwar wunderte sich Elise darüber, daß sie nicht vorher mit einer tüchtigen Butterbemme versehen ward. Aber, sie tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Spaziergang Alles gut machen würde.

Als sie vor die Thüre traten; genoß Elise für den heutigen Tag die erste freye Luft und ward dadurch so belebt, daß sie sogleich ihren Füßen freyen Lauf lassen wollte. Aber, sie ward zurückgehalten und angewiesen, ja nicht etwa zu laufen, sondern ganz still und ehrbar neben der Frau Muhme her zu gehen. Und, wenn ihnen etwa vornehme Leute be-

gegneten; so sollte sie nicht etwa, Gott grüße euch! oder, Guten Abend! sprechen, wie auf dem Dorfe; sondern, sie sollte nur eine stumme Verbeugung machen. So zogen sie denn mit einander durch die Stadt und Vorstadt und kamen endlich in einen Garten, wo Adelheid Elisen verschiedene Sachen wies und sagte, daß sie schön wären. Elise glaubte es auch gern; aber, was sie gar nicht schön fand, war, daß in diesem Garten Nichts für sie zu brocken und zu beißen war. Sie sahe zwar einen jungen Baum mit reifen Birnen und wollte ihn schütteln; aber, das ward ihr mit großem Ernste verbothen. — Nachdem sie etliche Mal in diesem Garten auf und ab spaziert waren, und, da Elise hoffte, daß die Freude erst recht angehen sollte, giengen sie wieder nach Hause: denn, „wir müssen machen,“ hieß es, „daß wir in die „Stadt kommen, damit wir den Thorschluß nicht „versäumen.“

Die noch übrigen Abendstunden wurden theils mit essen, theils mit Köpfnicken zugebracht. Am folgenden Tage gieng's ohngefehr eben so, außer, daß der Spaziergang wegfiel, denn: „was würden „die Leute sagen, wenn wir alle Tage spazieren giengen?“ — Am dritten Tage — könnt ihr's glauben? — war Elise des Stadtlebens schon so überdrüßig, daß sie sich eben so sehr wieder zurück auf's Dorf sehnte, als sie sich vorher in die Stadt gesehnt hatte. Tadelt ihr sie deswegen? —

Ihr wohnt nun auch auf dem Lande, meine Kinder. Wenn euch jemahls die Lust ankommen sollte in der Stadt zu leben; so rathe ich euch an Elisen zu denken.

CXII. 112.

Als Redlich, ein guter Bürger, einmal in die Kammer kam, wo sein Sohn Gotthard sich gewöhnlich aufhielt; so fand er in dessen Behältnissen verschiedene Sachen, die ihm seine Eltern nicht gegeben hatten. Da waren seidene Tücher, silberne Löffel, leinenes Zeug, das mit fremden Namen bezeichnet war, Schießgewehr, Gemählde, Bücher u. a. m. Auf Befragen, wo er dieß alles her hätte? antwortete Gotthard ganz unbefangen, daß ein gewisser Jonathan ihm die Sachen gegeben und ihn gebeten hätte, sie so lange in Verwahrung zu nehmen, bis er sie ihm wieder abfordern würde. **Was würdet ihr thun, wenn euch Jemand einen solchen Antrag machte?** —

Der Vater, dem diese Sache sehr verdächtig vorkam, wollte eben seinen Sohn weiter darüber befragen, als die Gerichtsbedienten in's Haus traten und den Gotthard Redlich vor die Obrigkeit forderten. Er selbst und sein ehrlicher Vater erschraken nicht wenig darüber: indessen wußte der junge Mensch gewiß, daß er Nichts übels gethan hatte. Jonathan war ein lüderlicher Kerl, der sich über einem Diebstahl hatte ertappen lassen. Er ward so eben verhört und bekannte bey dieser Gelegenheit, daß er vorher schon öfter gestohlen und Vieles von den entwandten Sachen dem Gotthard Redlich aufzuheben gegeben hatte. Darum ließ die Obrigkeit den Gotthard vorfordern. Dieser leugnete gar nicht, daß Jonathan ihm Sachen gegeben hätte, versicherte aber, daß er nicht wüßte,

wie Jener dazu gekommen wäre. Indessen half ihm diese Entschuldigung Nichts. Er ward auf einige Tage ins Gefängniß gesetzt, und bekam die Weisung, daß er ja niemahls wieder gestohlene Sachen zu sich in Verwahrung nehmen sollte, weil er sonst so würde angesehen werden, als wenn er sie selbst gestohlen hätte. Haltet ihr dieses Urtheil für gerecht oder für ungerecht?

Auch bekam Gotthard Gesellschaft in seinem Gefängnisse: denn, es wurden noch zwey andere Knaben hinein gebracht, die eben so wenig selbst gestohlen; aber doch dem Jonathan Gelegenheit zu stehlen geschafft hatten. Einer hatte ihm einen Schlüssel geliehen, mit dessen Hülfe er in eine fremde Kammer gekommen war; und der Andere hatte aufgepaßt, ob etwa Leute dazu kämen. Ihr könnt daraus lernen, daß derjenige, der einem Andern bey bösen Streichen behülflich ist, selbst einen bösen Streich begeht.

CXIII. 113.

Marthe hatte ein Perlenhalsband verloren. Ob es nun gleich nicht von großem Werthe war; so wollte sie es doch nicht gern einbüßen, weil sie es von einer Freundin geschenkt bekommen hatte. Theodore hatte das Halsband gefunden und, sobald Marthe das erfuhr, gieng sie zu ihr und bat sie, es ihr wieder zu geben. Theodore aber leugnete, daß sie es gefunden hätte und wollte Nichts davon wissen. Darauf gieng Marthe zu Theodorens Eltern und bat sie ihr zu ihrem Halsbande wieder zu helfen. Aber von

diesen ward sie schnöde abgewiesen: denn, sie sagten ihr ganz trotzig: „Sie möchte nur ihre Halsbänder „wohl in Acht nehmen, und wenn sie ja lüderlich wäre „und ihre Sachen verlöre; so sollte sie nicht andere Leute „darüber in Anspruch nehmen.“ Glaubt ihr wol, daß diese Vorwürfe hier recht angebracht waren?

Indessen erfuhr Marthe bald, daß Theodore das Halsband an ein Trödelweib verkauft hatte; daß ihre Eltern davon wußten und, daß sie sich das Geld dafür wohl hatten gefallen lassen. Aber, sie getraute sich doch nicht weiter zu gehen, sondern trug den ganzen Handel ihren Eltern vor und bat sie, das Trödelweib darüber zur Rede zu stellen und, im Fall sie es nicht herausgeben wollte, sie bey der Obrigkeit deswegen zu beklagen. Allein, da diese wußten, daß Theodorens Eltern mit in den Streit würden verwickelt werden; daß dieses rachsüchtige Leute waren, welche ihnen hernach auf alle Weise würden zu schaden suchen; und, daß sie am Ende ihre Klage schwerlich würden beweisen können; so wollten sie sich nicht einlassen. Sie redeten auch ihrer Tochter zu, daß sie ihnen nicht zumuthete einen Streit anzufangen, bey dem sie Wenig gewinnen, aber Viel verlieren könnten. Marthe hatte auch selbst so viel Verstand, daß sie den Entschluß ihrer Eltern für vernünftig hielt: denn, wenn vernünftige Menschen mit schlimmen Leuten in Streit gerathen; so geht es ihnen eben so, wie den Schafen, wenn sie zwischen die Dornsträucher kommen. Versteht ihr das? Oder, würdet ihr lieber streiten, wenn ihr in den Fall kämet, wie Marthe?

CXIV. 114.

Leonhard war zwölf Jahr alt, als er das Unglück hatte seinen Vater durch den Todt zu verlieren. Er hatte zwar noch Mutter und Schwester; aber, diese konnten schlechterdings nicht für ihn sorgen: denn, die Mutter war arm und gebrechlich und mußte selbst auf die Hülfe anderer Leute hoffen und die Schwester war in Dienste gegangen. Indessen ward Leonhard nicht kleinmüthig, sondern sagte bey sich selbst: Ich habe ja gesunde Glieder, ich kann lesen, schreiben und rechnen. Mein Vater hat mir oft gesagt: „Wenn „man das kann und dabey ehrlich und arbeitsam ist; „so kommt man durch die ganze Welt." Er nahm also von seiner Mutter Abschied und gieng fort, ohne eigentlich zu wissen: wohin? um ein Unterkommen für sich zu suchen. Die Mutter wünschte ihm alles Gute, konnte ihm aber gar Nichts geben, als auf etliche Tage Brodt.

In den ersten Tagen nach seiner Ausflucht both Leonhard sich hier und da an; aber, Niemand wollte ihn haben. Am vierten Tage kam er in die Stadt Plauen im Voigtlande und glücklicher Weise in das Haus eines Kürschners, Namens Schutz, der weder Frau noch Kinder hatte. Diesem gab er sich als ein armes Kind zu erkennen und fügte die Bitte hinzu, ihn in sein Haus und in seinen Dienst zu nehmen. „Mein Sohn," antwortete Schutz, „ich kenne dich „nicht: ich brauche Leute, auf die ich mich verlassen „kann, d. i. ehrliche und arbeitsame Leute." Leonhard versetzte hierauf: „Ich bin ehrlich und arbeit-

„sam: auf mich könnt ihr euch verlassen!“— den Beweis dieses Zeugnisses trug Leonhard im Gesichte, denn, die Ehrlichkeit sahe ihm aus den Augen.

Meister Schutz entschloß sich mit dem Leonhard einen Versuch zu machen. Er wieß ihn an, wo er sich baden sollte, versahe ihn mit den nöthigen Kleidern, und gab ihm hernach Arbeit. Leonhard that Alles, was ihm Schutz auftrug mit größter Willigkeit und Sorgfalt, und suchte seines Meisters Vortheil überall zu befördern, wo er konnte. Daher fassete auch Meister Schutz nach kurzer Zeit ein Vertrauen zu diesem jungen Menschen. Wenn er Abends weg gieng; so überließ er ihm die Werkstatt und gab ihm auch den Schlüssel zu seiner Stube. Gleichwol fand Leonhard einen Feind in diesem Hause, nemlich:

Meister Schutz hatte eine Magd bey sich, welche ihm seine Haushaltung führte. Diese brachte ihm allerley Verdacht gegen Leonhards Ehrlichkeit bey. Bald sollte er in des Meisters Abwesenheit Spielgesellschaft ins Haus gebracht, bald Brodt aus dem Hause getragen, bald andere Betrügereyen gemacht haben. Der Grund dieser Beschuldigungen war folgender: Bisher hatte die Magd völlige Freyheit gehabt zu machen, was sie wollte, sobald der Meister aus dem Hause gegangen war. Nun aber besorgte sie, Leonhard möchte sie verrathen, wenn sie ihre Kaffeeschwestern und ihre Klatschgevattern zu sich kommen ließ und sie aus ihres Herrn Speisekammer bewirthete: Darum suchte sie den Knaben wieder aus dem Hause zu beißen. **Riethet ihr dem Herrrn Schutz ihn je eher je lieber wieder fort zu schaffen?** —

CXV. 115.

Meister Schutz war indessen so vernünftig; daß er seiner getreuen Haushälterinn nicht auf's Wort glaubte; sondern er beobachtete und prüfte den Leonhard auf alle Weise. Besonders gab er Achtung, ob er immer die Wahrheit redete, oder sich bisweilen mit Lügen durchzuhelfen suchte: denn, er hatte die Meynung, daß, wer lügt, auch jedes andern Betrugs fähig sey. Scheint euch diese Meynung ganz ungegründet zu seyn? — Aber, er fand niemahls die geringste Spur der Unredlichkeit oder Treulosigkeit bey dem Leonhard. Schutz schickte ihn oft auf die Dörfer um Felle einzukaufen, gab ihm kleine Summen Geldes mit und fand allezeit, daß Leonhard vortheilhaft eingekauft und gut gewirthschaftet hatte. Wenn er ihn zu Handwerksleuten schickte, um Etwas zu bezahlen; so gab er ihm mit Fleiß mehr Geld, als nöthig war, und that, als ob's aus Versehen geschehen wäre. So oft dieses geschahe, kam Leonhard zurück und sagte: „Meister, ihr hattet mir „zuviel Geld gegeben: hier ist der Ueberschuß." Bisweilen ließ Schutz mit Fleiß Geld an Orten liegen, wohin es nicht gehörte; wo es aber Leonhard finden mußte. Er fand es und brachte es allezeit dem Meister ehrlich wieder.

Endlich führte Schutz seinen Leonhard in eine recht schwere Versuchung. Er hatte nemlich eine Post von 250 Rthrn. bey einem Manne zu fordern, dessen Wohnort ohngefehr neun oder zehen Meilen entfernt war. Schutz wollte anfänglich selbst dahin reisen,

um dieses Geld einzutreiben. Weil er aber alt und kränklich war; so entschloß er sich dem Leonhard dieses Geschäfft aufzutragen. Einige Freunde widerriethen ihm das zwar, und stellten ihm vor, wie leicht dem Leonhard der Gedanke einfallen könnte mit diesem Gelde davon zu gehen. „Nun gut!“ sagte Schutz, „so geb ich ihm noch Jemanden mit.“ Er ertheilte also dem Leonhard seine Aufträge, gab ihm einen bekannten Mann als Wegweiser und Begleiter mit und ließ sie Beyde mit einander wandern. Nachdem sie das Geld erhalten hatten, und nun auf der Rückreise waren; schlug der Gefährte dem Leonhard vor: „Sie „wollten mit diesem Gelde über die Gränze gehen. „Sie hätten Beyde Nichts zu verlieren und könnten „doch eine ansehnliche Summe gewinnen.“ Was sollte nun Leonhard hierzu sagen? „Ey wohl, habe „ich zu verlieren,“ sagte er, „meinen ehrlichen Na„men: und der ist mir lieber als Alles.“ Indessen besorgte er doch, daß sein Gefährte den bösen Anschlag auf irgend eine Weise möchte auszuführen suchen. Er eilte also, um in die nächste Stadt zu kommen. Hier gab er das Geld auf die Post. Nun war es in Sicherheit. Dem Begleiter ward bange vor den Folgen, wenn Leonhard zu Hause erzählte, was er ihm angesonnen hätte. Er gieng also in alle Welt. Leonhard kam allein nach Hause und lieferte das Geld ehrlich in die Hände seines Meisters. Seit der Zeit fand Leonhard, als ein Mensch von geprüfter Ehrlichkeit bey allen Leuten Zutrauen.

CXVI. 116.

Ein Kaufmann in einer großen Stadt hatte eine Schreibtafel und einen Ring verloren; und, weil er diese Sachen nicht gern einbüßen wollte; so ließ er in die Zeitung setzen: „Wer das Eine oder das Andere finden und ihm wieder bringen würde; der sollte eine Belohnung erhalten." Reinhard fand die Schreibtafel und Lebrecht den Ring. Von ohngefehr traf es zu, daß beyde Finder zu gleicher Zeit in das Haus des Kaufmanns traten, um die gefundenen Sachen wieder zu bringen. Lebrecht lief gerade zu in die Stube und sagte: „Hier bringe ich den Ring, „den ich gefunden habe: ich will mein Trinkgeld „haben." Der Kaufmann nahm den Ring, erkannte ihn für den Seinigen und gab dem Knaben Geld, ich weiß nicht, wieviel? Aber, dem Lebrecht dünkte es viel zu wenig. Er verlangte also mehr und, da er das nicht erhielt, gieng er unwillig aus der Stube warf die Thüre hinter sich zu, daß das Haus schütterte und belferte: „Hätte ich gewußt, daß er mir eine „so lumpichte Belohnung geben würde; so hätte ich den „Ring an den ersten besten Juden verkaufen wollen."

Reinhard lief nicht gerade zu in die Stube, sondern ließ sich erst anmelden. Während, daß er im Vorsaale wartete, bis er würde herein gerufen werden, kam ein Knabe und brachte einen Korb, den sein Vater ausgebessert hatte. Er übergab den Korb und blieb stehen, und als man ihn fragte: Worauf er wartete? so verlangte er den Lohn für die Arbeit seines Vaters am Korbe. Er ward bedeutet, daß

man seinem Vater das Geld geben würde. Nun bat er um ein Stückchen Brodt: es ward ihm gereicht. Nun wollte er auch Butter dazu haben. Man wunderte sich zwar über die Dreistigkeit: doch gab man ihm Butter. Nun wird er doch zufrieden gewesen seyn? Nein, er sahe eine Schüssel mit Fleisch in der Küche stehen und bat um ein Stück Fleisch. Eine Magd, die das alles mit anhörte, sagte: er wäre ein unverschämter Bettler und hieß ihn gehen. Ich weiß nicht, ob sie Recht hatte? ——

Indessen ward Reinhard in die Stube gerufen und überreichte dem Kaufmann die gefundene Schreibtafel. Dieser fragte ihn nach dem Namen, Stande und Wohnung seiner Eltern; nach dem Orte, wo er die Schreibtafel gefunden hatte; redete noch verschiedenes mit ihm und dankte ihm endlich für seine Bemühung. Reinhard versicherte: es wäre ihm eine Freude gewesen, daß er ihm wieder hätte können zu dem Seinigen verhelfen, und nahm seinen Abschied. — Aber, wo blieb denn die Belohnung? Der Kaufmann erwartete selbst, daß Reinhard jetzt gleich oder in der Folge dessen Eltern darnach fragen würden: aber, es meldete sich Niemand. Nach etlichen Wochen ließ er Reinharden wieder zu sich rufen und fragte ihn: „ob er denn die versprochene Belohnung für die gefundene Schreibtafel nicht haben „wollte?“ — Was sollte Reinhard darauf antworten? — Er sagte zu dem Kaufmann: „Ich weiß sehr „wohl, mein Herr, daß es meine Schuldigkeit ist, „gefundene Sachen auch ohne Belohnung wieder zu „geben.“ Der Kaufmann both ihm an: ob er zu ihm in die Lehre wollte! er wäre gleich bereit ihn

ohne alles Lehrgeld aufzunehmen. Reinhard antwortete: Er wünschte das wol; aber, er zweifelte, daß er schon die nöthigen Vorkenntnisse und Geschicklichkeiten besitzen würde, die bey Erlernung der Kaufmannschaft nöthig wären. Er bat daher den Kaufmann ihn nur erst einige Wochen auf die Probe zu nehmen. Scheint euch Reinhards Betragen hierbey Lob oder Tadel zu verdienen? —

CXVII. 117.

Hildebrand konnte und sollte in seiner Eltern Hause ein vergnügtes Leben führen; aber, sein Vater hatte die Meynung, daß das vergnügte Leben nur bey Ordnung und Arbeitsamkeit bestehen könnte. Darum ließ er seinen Sohn nicht müßig umher schweifen und ermahnte ihn oft seine Zeit wohl anzuwenden und nützliche Geschäffte zu lernen, damit er mit der Zeit seinen Unterhalt erwerben und als ein ehrlicher Mann ohne ängstliche Nahrungssorge leben könnte. Aber, Hildebrand bildete sich ein, daß diese Lebensart für einen jungen Menschen viel zu strenge sey und den Weg zum Glücke durch Ordnung und Arbeit hielt er für zu weitläuftig. Er hatte in Büchern gelesen, daß Menschen bisweilen durch wunderbare Zufälle sehr glücklich geworden waren. Bald war Einer vom Fürsten an Kindes-Statt aufgenommen und durch einen gewaltigen Sprung zum großen Herrn gemacht worden. Ein Anderer hatte Gold und Silber in großer Menge gefunden, sich dafür Häuser und Güter gekauft und alles mögliche Gute genossen, ob er's

gleich nicht durch schwere Arbeit erworben hatte. Ein Dritter hatte lange in der Welt lustig gelebt und hernach ein reiches Weib geheyrathet, hatte folglich sein Glück in der Welt gemacht, ohne sich's erst viele Mühe kosten zu lassen. „Warum," dachte er, „kann „mir nicht auch ein solcher Glücksfall begegnen? Man „muß Etwas versuchen! So lange ich in meiner El„tern Hause stecke, erfährt kein Mensch Etwas von „mir." Mit Einem Worte: er faßte den tollen Vorsatz seinen Eltern heimlich zu entlaufen und auf gut Glück in die Welt zu gehen.

Als er einmal seinen Freund Ulrich auf einer Wiese antraf; sagte er zu ihm: „Nun, Ulrich, bist du „auch einmal aus dem Gefängnisse entwischt? War„lich! das ist ein wahres Sklavenleben, wenn man „Tag für Tag aus der Zelle in die Schule und aus „der Schule in die Zelle muß. Wir sind Thoren, „wenn wir das länger aushalten. Freyheit ist das „höchste Gut des Menschen. Genießen wir diese „nicht, weil wir jung sind; so lernen wir sie gar „nicht einmal kennen. Willst du mir folgen; so wol„len wir nächstens unsern Fuß weiter setzen. Die „Welt ist weit: es wird doch irgendwo ein Plätzchen „zu finden seyn, wo uns besser ist, als unter der „Zucht der Väter und Schulmeister. Laß dir für „Unterkommen nicht bange seyn, lieber Ulrich; Wir „sind junge Leute, die zu Allem zu brauchen sind. „Wir dürfen uns nur zeigen, so sind wir gewiß will„kommen. Freylich können wir jetzt noch nicht Viel; „aber das hat Nichts zu bedeuten. Man kann ge„wiß in der Welt mehr lernen als in der finstern „Schulstube!" —

Solche Reden wiederhohlte Hildebrand, so oft er Ulrichen sahe. Im Anfange erschrack dieser darüber. Nach und nach wurden sie ihm leidlich: mit der Zeit fand er gar Etwas angenehmes darinnen: und am Ende versprach er Hildebranden in Gesellschaft mit ihm zu entweichen.

Weil sie aber gelesen hatten, daß auch junge Mädchen oft sich beliebt machen könnten; so thaten sie der Agnes, der Tochter eines Arztes, den Vorschlag, ihnen Gesellschaft zu leisten. Diese hatte auch viel Bücher gelesen und den Kopf voll luftige Entwürfe. Sie gab ihnen also bald Gehör. Sie machten ihr weiß, daß sie unter die Komödianten gehen wollten und das war Agnesen eben recht. Nun ward ein Tag zur Abreise bestimmt und Jedes bemühete sich einiges Geld zur Reise zu erhalten und wirklich hielten sie ihre Anschläge so geheim, daß sie am bestimmten Tage aus den Häusern der Eltern, aus der Stadt und so gar aus dem Lande kamen ohne, daß sie aufgehalten wurden. So ward also Hildebrand von abgeschmackten Büchern, Ulrich von Hildebranden und Agnes von den beyden Knaben verführt. **Wie schützt man sich nun wol gegen die Gefahr der Verführung?** — Wenn ich euch sage, daß diese Verlaufene nach vier Wochen, abgezehrt, zerlumpt und voll Ungeziefer zurück kamen und bey ihren Eltern um Gnade baten; so werdet ihr euch wol nicht darüber wundern.

CXVIII. 118.

Herz, ein Bürger in Chemnitz, hatte eine Tochter, Mathilde und zwey Lehrlinge: Arnold und Gebhard. Weil er ein Feind alles Zanks und aller Klatschereyen war; so empfahl er diesen Kindern die Verträglichkeit. Eine Zeit lang gieng's gut. Sie waren höflich und gefällig gegen einander und wenn ja Einer dem Andern Etwas in den Weg legte; so nahm es der Dritte weg. Aber, in jeder menschlichen Gesellschaft, sie sey auch so klein, findet sich bald Einer, der mehr als die Andern seyn und in der Gesellschaft herrschen will. So gieng es auch hier. Arnold meynte: Weil er der ältere Lehrling wäre; so müßte der Jüngere Achtung vor ihm haben und Vorschriften von ihm annehmen. Daher nahm er sich in Abwesenheit des Meisters oft die Freyheit, Gebharden zu tadeln oder mit ihm zu sprechen, wie ein Befehlshaber. Gebhard ließ sich das immer gefallen: denn, er war verträglich und nachgiebig. Wenn Arnold ihm Etwas hieß; so antwortete er: „Kann ich dir einen Gefallen damit erzeigen; so thue „ich es gern:" Tadelte ihn Jener; so sagte er: „Wenn „ich so lange, wie du, werde gelernt haben; so wer„de ich es schon besser machen als jetzt." Und, wenn Arnold bisweilen beleidigend ward; so schwieg Gebhard. Auf diese Weise wich er lange der Uneinigkeit aus.

Aber Sonntags einmal waren beyde Lehrlinge in Gesellschaft anderer Knaben aus der Stadt gegangen. Unterwegens hörte Arnold nicht auf über den

Gebhard seine vermeynte Herrschaft auszuüben. Bald gab er ihm Vorschriften, bald Verweise, bis Gebhard auch einmal den Mund aufthat und dem Arnold widersprach. Vielleicht hätte er noch länger geschwiegen, wenn ihn nicht Einige von den andern Knaben heimlich aufgehetzt hätten. Dieser Widerspruch war dem Arnold Etwas ganz neues. Er ward darüber aufgebracht: das Blut stieg ihm ins Gesicht: er fluchte dem Gebhard und drohete und stieß gegen ihn die abscheulichsten Schimpfreden aus. Weil nun Gebhard immer bey kaltem Blute blieb und dadurch zeigte, daß er Arnolds Schmähungen nicht achtete; so ärgerte es diesen dermaßen, daß er über ihn her fallen wollte. Aber, die Begleiter ließen es nicht zu. Er ergrif in der Wuth einen Pfahl und wollte ihn nach Gebharden werfen; aber die Andern hielten ihm die Hände. Wer weiß indessen, wozu es noch gekommen wäre, wenn nicht Gebhard aus Vorsicht einen andern Weg genommen hätte.

Seit diesem Tage setzte es nun öfter Zank und Streit zwischen diesen beyden Knaben. Arnold hatte einen Groll auf Gebharden geworfen und drückte ihn auf alle Weise. Gebhard aber fieng nun auch an zu merken, daß er nicht nöthig hatte, sich von seinem Kameraden mißhandeln zu lassen. Der Meister hatte von diesen Händeln seiner Lehrlinge bisher Nichts erfahren. Weil aber Mathilde besorgte, daß es einmal zu groben Ausbrüchen der Feindseligkeit unter ihnen kommen möchte; so gab sie ihrem Vater Nachricht davon. Dadurch bewirkte sie nun wol, daß Gebhard gegen die ungebührlichen Anmaßungen des ältern Lehrlings in Schutz genommen ward; aber sie

hatte sich auch Arnolds bittere Feindschaft zugezogen, welche ihr in der Folge Ursache manches Verdrußes ward. Wie das zugieng; das will ich euch morgen erzählen, wenn ihr es hören wollt.

CXIX. 119.

Mathilde hatte eine Freundinn, mit der sie fast täglich zusammen kam. Sie hieß Faustine und war die Tochter eines Zinngießers, welcher zwar den Ruf eines rechtschaffenen Mannes, aber nicht so viel Vermögen hatte als Mathildens Vater. Faustine hatte mancherley gute Eigenschaften; aber, sie ward leicht beleidiget, wenn Jemand ein Wort redete, das ihr mißfiel. Da nun Mathilde bisweilen Anfälle von spöttischer Laune hatte; so waren die beyden Mädchen schon manchmal uneinig geworden, hatten sich aber immer bald wieder versöhnt.

Nun aber begegnen sie einmal einander auf der Gasse. Faustine hat ein Paar neue Pantoffeln an und Mathilde sagt scherzend zu ihr: „Wo hast du „denn die artigen Pantoffeln geborgt?“ Faustine bildet sich ein, Mathilde wolle ihr damit ihres Vaters Armuth vorwerfen, wird zornig und rückt Mathilden einen Fehler vor, den sie vor langer Zeit einmal begangen hatte. Mathilde, die von Herzen gutmüthig war, besann sich, bat Faustinen um Vergebung ihrer Voreiligkeit, fand aber kein Gehör. Kurz, diese beyden Mädchen giengen von einander und waren von Stund an Feindinnen.

Mathilde grämte sich darüber, daß sie unvorsichtiger Weise den ersten Anlaß zu dieser Zwistigkeit gegeben hatte, und that von ihrer Seite alles mögliche, um Faustinen wieder gut zu machen. Bald schickte sie ihr Blumen, bald Früchte oder sonst Etwas; aber, entweder Faustine nahm's gar nicht an, oder dankte doch nicht dafür. Mathilde gieng mehr als Ein Mal selbst zu ihr und wollte ihr die Hand zur Versöhnung biethen; aber Faustine ließ sich nicht sehen. Mathilde ward krank und Faustine fragte nicht nach ihr. Beyde Familien wurden auf das Land zu einem Erndtenfeste eingeladen und, so gern auch Faustine diese Freude genossen hätte; so blieb sie doch zu Hause, weil sie besorgte, sie möchte auf diesem Wege genöthigt seyn mit Mathilden zu sprechen. **Sollte wol Eines von euch, meine Kinder, einer solchen Unversöhnlichkeit fähig seyn?**

Mathildens Vater und Faustinens Eltern waren gute Freunde und es that ihnen weh zu sehen, daß das gute Vernehmen unter ihren Kindern gestöhrt war. Sie redeten Faustinen auf das liebreichste zu und Mathildens Vater erboth sich zu allen Arten der Genugthuung, die sie nur verlangen würde, aber es war alles vergebens. Ja, Faustine beleidigte ihre gutdenkenden Eltern dadurch, daß sie bey aller Gelegenheit übel von Mathilden sprach und den Vorsatz merken ließ, sich bey nächster Gelegenheit empfindlich an ihr zu rächen. **Glaubt ihr wol, daß ein Mensch, mit solcher Feindschaft im Herzen einen einzigen vergnügten Tag haben kann? —**

CXX. 120.

Vielleicht wäre zwischen Mathilden und Faustinen noch eher eine Aussöhnung zu Stande gekommen, wenn nicht Arnold die letztere immer aufgehetzt hätte. So oft er sie sahe, erzählte er ihr, was Mathilde Alles von ihr sollte gesagt haben. Durch diese Klatschereyen ward Faustinens Gemüth immer giftiger und erbitterter. Einmal erzählte er ihr: Mathilde hätte gesagt: „Faustine hätte sich über ihre Rede gar „nicht so erzürnen sollen: denn, es würde gewiß noch „die Zeit kommen, da sie geborgte Kleider tragen „müßte." Das war aber eine muthwillige Wortverdrehung: denn, das war Mathildens Sinn gar nicht gewesen; sondern; da sie einmal mit ihrem Vater über Faustinens Feindschaft sprach, sagte sie: „Es war freylich unüberlegt von mir, daß ich Faustinen fragte, wo sie die Pantoffeln geborgt hätte? „aber, sie hätte doch nicht nöthig gehabt sich darüber „zu erzürnen. Borgen ist ja an sich Nichts böses. „Wer weiß, ob nicht einmal die Zeit kommt, da ich „auch muß geborgte Kleider tragen." — Indessen glaubte Faustine, was ihr Arnold sagte und ward dadurch in ihrem Haße gegen Mathilden bestärkt.

Endlich fiel Faustinens Vater in eine Krankheit, welche so gefährlich ward, daß er nicht hoffen durfte wieder aufzukommen. Nun kränkte er sich sehr darüber, daß er seine Tochter Faustine mit einem unversöhnlichen Gemüthe in der Welt zurück lassen sollte. Denn, ihr könnt glauben: Wenn Eltern ihre Kinder in dürftigen Umständen und ohne Versorger hin-

fertlassen; so macht ihnen das schon Unruhe. Aber, wenn sie gar sehen, daß ihre Kinder noch bös sind; warlich! dann gehen sie mit großem Kummer aus der Welt. Der sterbende Vater ließ also seine Tochter zu sich kommen und sagte: Meine Faustine: „ich „würde ruhiger sterben, wenn du mir vor meinem „Tode noch die Freude machen wolltest, dich mit Ma„thilden zu versöhnen.“ „Lieber Vater,“ antwortete diese, „es ist mir unmöglich eine Person zu lieben, „die mich verachtet.“ — „Ach, sagte der Vater,“ du bildest dir blos ein, daß sie dich verachtet. „Der „ganze Grund deines Argwohns ist ein einziges Wort. „Hast du denn in deinem Leben niemahls ein unbe„sonnenes Wort geredet? und, würdest du es billi„gen, wenn alle Menschen, zu denen du einmal Et„was mißfälliges gesagt hast, dich deswegen unver„söhnlich haßen wollten? Mathilde hat dir genugsam „gezeigt, daß sie dich nicht verachtet, sondern deine „Freundschaft werth schätzt. Gesetzt aber auch, sie „verachtete dich wirklich: wirst du sie durch deinen „Haß auf andere Gesinnungen bringen? Du solltest „ihr durch Liebe, Freundlichkeit und kluges Nachge„ben zeigen, daß du ihrer Achtung würdig seyst! So „aber muß sie dich nun wegen deines feindseligen Her„zens verachten, wenn sie dich auch vorher noch so „hoch geschätzt hat.“ Faustine wußte hierauf kein Wort zu sagen. Also, fuhr ihr Vater fort: „Wenn „dir deine gesunde Vernunft sagt, daß das wahr ist, „was du jetzo gehört hast, so bist du schuldig ihr zu „folgen: und ich fordere dich auf deine Schuldigkeit „zu thun. Wenn du aber noch nicht vernünftig genug „bist, um das einzusehen; so glaube wenigstens der

„Vernunft deines Vaters, gewähre mir die letzte „Bitte, die ich an dich thue und versöhne dich mit „Mathilden. Alsdenn wirst du mir, wie ein gutes „Kind, die Augen zudrücken können." Faustine weinte und verließ ihren Vater, ohne ihm zu antworten.

Zwey Stunden darauf, starb der gute Mann, nachdem ihm der letzte Trost von seiner Tochter versagt war. Die Wittwe wendete sich bald darauf an einen andern Ort und die beyden Mädchen entfernten sich von einander, ohne sich zu versöhnen. Ich weiß auch nicht; ob sie einander jemahls in ihrem Leben wieder gesehen haben.

Hier habt ihr Beyspiele von feindseligen Menschen: ich wünsche, daß sie auf euch tiefen Eindruck machen mögen!

CXXI. 121.

Ehrenfried war eins von den Kindern, die man Muttersöhnchen zu nennen pflegt. Nemlich, seine Mutter liebte ihn vorzüglich und that ihm daher, nach ihrer Meynung, so viele Güte, als sie nur konnte. Alle Morgen und alle Nachmittage gab sie ihm Kaffee zu trinken. Wenn es kalt war; so wärmte sie ihm

des Abends das Bette und des Morgens, wenn er aufstand, die Kleider. Wenn er Etwas haben wollte; so durfte er nicht selbst darnach gehen; sondern, die Mutter trug es ihm zu, oder er durfte die Magd rufen, die ihn denn bediente. Diese bequeme und weiche Lebensart führte er fort, so lange er in seiner Eltern Hause war. Glaubt ihr wol, daß ihm die Mutter durch diese zärtliche Verpflegung wirklich Güte und Wohlthat erzeigte?

Nun kam er in die Lehre, wo dieses Alles auf Ein Mal weg fiel. Er durfte keinen Kaffee mehr trinken. Niemand wärmte ihm das Bette und Niemand bediente ihn. Ehrenfried sollte nicht nur sich selbst, sondern auch wol noch andere Leute bedienen. Ey, wie gebehrdete er sich da! „Ach," sagte er oft, „das ist ein trauriges erbärmliches Leben! das kann „ich nicht ausstehen! Wenn meine liebe Mutter wüß„te, wie es mir geht; so würde sie mich gewiß wie„der zu sich hohlen."

Nachdem er vier sehr mißvergnügte Wochen da zugebracht hatte, mußten ihn seine Eltern auf sein dringendes Bitten wieder nach Hause nehmen. Glaubt ihr wol, daß das würde erfolgt seyn, wenn er vom Anfange wäre gewöhnt worden, sich selbst zu bedienen und überflüßige Dinge zu entbehren? Nun wagte es seine Mutter sobald nicht

wieder ihr Ehrenfriedchen von sich zu lassen. Endlich starb der Vater und die Mutter konnte den Sohn nicht im Müßiggange ernähren; sondern, er mußte sein Unterkommen bey fremden Leuten suchen. Bey diesen fand er weder Leckereyen noch vorzügliche Bequemlichkeit; sondern er mußte zufrieden seyn, wenn sie ihm nur die Nothdurft des Lebens reichten. Nun war an keinen Kaffee und an keine Bedienung mehr zu denken; ja, es kam so weit, daß er Wasser trinken und auf dem Strohe liegen mußte. Davon starb er nicht, aber, ihr könnt denken, wie der zärtliche Mensch mag geseufzt haben.

CXXII. 122.

Ein armer Handwerksgeselle hatte sich den unglücklichen Gedanken einfallen lassen, ein Paar neue Schuhe zu stehlen. Er ward darüber ertappt. Die Gerichtsbedienten kamen herbey und wollten ihn nach dem Gefängnisse bringen. Indem sie ihn über die Gassen führten, liefen eine Menge Kinder hinter drein, die den Gefangenen auf alle Weise verspotteten und mißhandelten. Einige warfen ihn mit Erdklösen, andere spyen nach ihm und der ganze Schwarm begleitete ihn mit wildem Geschrey und schimpfte unaufhörlich:

lich: „Spitzbube! Spitzbube!" Haltet ihr das für recht? Mir scheint der Mensch schon darum elend genug zu seyn, daß er sich gegen die Gesetze vergangen hat: und ich habe immer geglaubt: einem Elenden müsse man nicht muthwillig noch mehr zu Leide thun.

Weil nun dieser Mensch bey dem Verhör seine Uebelthat nicht leugnen konnte; so ward er von der Obrigkeit verurtheilt, zwey Stunden am Pranger oder Halseisen zu stehen. Als diese Strafe vollzogen ward, blieben alle Vorübergehende stehen, sahen den Verbrecher an und machten ihre Anmerkungen über ihn. Aber, die liebe Jugend ließ es dabey nicht bewenden; sondern sie trieben wieder eben solchen Muthwillen mit ihm, wie vor drey Tagen, da er gefangen geführet ward. Viele warfen mit faulen Eyern nach ihm. Andere besprützten ihn mit Kothe, gaben ihm Ekelnamen und dergleichen mehr. Ist es wol edel, und vernünftig einen Unglücklichen zu mißhandeln, der sich weder verantworten noch wehren darf? Würdet ihr dergleichen thun, wenn sich hier bey uns ein solcher Vorfall ereignete? Ich denke immer: ein Mensch, welcher wider die Gesetze handelt, ist ein Unglücklicher. Er verdient also eben so sehr unser Mitleiden und Erbarmen, als ein Blinder, ein Kranker oder Gebrech-

licher. Ueber dieses wird er von der Obrigkeit bestraft. Wenn ihn nun auch außerdem noch die muthwilligen Gassenbuben bestrafen, so leidet er für Ein Vergehen doppelte Strafe: das, dünkt mich, ist zu viel! Ich weiß nicht, ob ihr meiner Meynung seyd!

CXXIII. 123.

Adam ward von dem Besitzer eines großen Gartens gedungen, um das Obst zu bewachen. Er versprach auch, daß mit seinem Wissen und Willen keine Pflaume wegkommen sollte. Den Tag über gieng er nun fleißig umher und verjagte die Sperlinge, die Krähen, die Aglestern und andere Feinde des ihm anvertrauten Obstes. Des Nachts schoß er, blies mit dem Horne und machte abwechselnd ein gewaltiges Geschrey, damit die Welt weit und breit hören sollte, wie treulich er sein Amt verwaltete. — Wenn aber Einer von seinen Bekannten kam, welcher sich nach einer Hand voll reifer Pflaumen sehnte, so erzeigte ihm Adam die Liebe, seine Sehnsucht zu stillen. Einem Andern füllete er die Taschen mit Aepfeln und so ließ er nicht leicht Einen bey dem Garten vorbey gehen, ohne ihm auf diese Art eine Höflichkeit zu erweisen. Ein erfahrner Freund merkte das und fragte ihn: Ob er denn Erlaubniß hätte Obst weg zu schenken? Erlaubniß eben nicht,

antwortete Adam, aber, wer wird das merken? Man muß sich suchen in der Welt Freunde zu machen. Ich will kommendes Jahr auch wieder Brodt haben und da wird es immer gut seyn, wenn sich Jemand für mich verwendet. — Was haltet ihr von dieser Art sich Freunde zu machen?

Es fieng an kalt zu werden. Wenn nun der arme Adam die ganze Nacht hindurch im Garten bleiben sollte; das mußte ihm ohne Zweifel beschwerlich werden. Ein Mädchen hatte Mitleiden mit ihm: und da sie ohnehin mit einem Korbe bey dem Garten vorbey gehen mußte; so brachte sie dem Adam Kuchen und Brandwein und andern Mundvorrath zu seiner Stärkung. Nachdem sie ihm das gereicht hatte, bat sie um die Erlaubniß, sich ein wenig im Garten umzusehen. Wer wollte ihr eine so geringe Gefälligkeit abschlagen? Was sie im Korbe hatte, als sie wieder aus dem Garten gieng; das wußte Adam nicht: denn der Korb war mit einem Tuche verdeckt. Er wünschte ihr also eine gute Nacht und bat sie, morgen wieder zu kommen.

Manchmal fiel's ihm freylich ein: „ob diese Besuche dem Herrn des Gartens wol recht seyn würden, wenn er Etwas davon erführe?“ — Allein, er beruhigte sich mit dem bekannten Trostspruche: Eine Hand wäscht die Andere! und, wenn man in der

Welt leben will; so muß man Andere auch leben lassen. Kurz, er hatte gehört: Man müßte nicht nur gerecht, sondern auch klug seyn. Beydes that er: Er wachte: denn, dafür ward er bezahlt; er machte sich aber auch gute Freunde: denn, ein kluger Mensch muß für die Zukunft sorgen.

Im folgenden Jahre wünschte Adam wieder Obstwächter zu werden; allein der Herr desselben Gartens wollte ihn nicht wieder haben. Ob er irgend anderswo angekommen ist, weiß ich nicht. Allein, glaubt ihr wol, daß alle diejenigen Adams aufrichtige Freunde geworden sind, denen er Obst gab? oder wenigstens durch die Finger sahe, wenn sie sich es selbst nahmen? Oder meynt ihr, daß die Menschen vernünftig handeln, welche ihre Pflicht verletzen, um Andern gefällig zu seyn?

Einige
Sittensprüche.

Was in den Gesetzen befohlen wird, das ist recht: und was in den Gesetzen verbothen wird, das ist unrecht. Jenes soll man thun und dieses unterlassen. (2.)

Was vernünftigen Menschen wohlgefällt, das ist anständig: was aber vernünftigen Menschen missfällt, das ist unanständig. (3.)

Die Gewohnheit, seinen Begierden entgegen, gut und recht zu handeln ist Tugend; aber die Gewohnheit, seinen Begierden gemäss, unrecht und unanständig zu handeln, ist Laster. (5. 6.)

Die Thiere handeln nach ihren Begierden, das ist Natur: aber die Menschen kennen Gesetze und sind schuldig darnach zu handeln; das ist Pflicht. (4.)

Sprich nicht: es ist unmöglich nach den Gesetzen zu leben: der gute Wille macht alle Pflichten leicht. (53.)

Es fehlt dem Menschen weder an Zeit noch an Kräften, um allen seinen Pflichten genug zu thun. (1. 53.)

Es geschieht bisweilen, dass Pflicht und Begierde einander entgegen sind: alsdenn soll die Begierde (Neigung) allezeit der Pflicht weichen. (4. 40.)

Willſt du vernünftig leben; ſo thue nicht, wozu du die meiſte Luſt haſt; ſondern, was recht iſt. (4. 7. 40.)

Kehre dich nicht an den Tadel und Widerſpruch der Leute; ſondern thue, was die Geſetze der Vernunft von dir fordern; mag's doch andern Leuten gefallen oder nicht. (65. 71. 83.)

Gewöhne dich von Kindheit an zum Dulden und Handeln; ſo wird dir hernach im ganzen Leben Keines von Beyden ſauer ankommen. (5.)

Auch Kinder ſollen nicht müſſig gehen; ſondern nach ihren Kräften thätig ſeyn. Aus einem geſchäfftigen Kinde wird wahrſcheinlich mit der Zeit ein fleiſsiger Arbeiter. (11. 23.)

Gieb deinem Körper, ſo viel er bedarf; aber, iſs nie über den Hunger und trink nicht über den Durſt: denn zuviel iſt ungeſund. (5. 6. 9. 61.)

Wer ſich unnöthiger Weiſe in Gefahr begiebt, der iſt ein Feind ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens. (4. 18.)

Wer ſich durch ſtarkes Getränk zu ſtärken glaubt, der irret ſich ſehr. Es berauſcht den Kopf und ſchwächet die Nerven. (51.)

Sey in allen Dingen mäſsig: Die cNäſatlrtuſihs mit ihren Forderungen zwar nicht ganz abweiſen; aber, ſie iſt mit Wenigem zufrieden. (9. 61.)

Wer Unrecht thut, um ſich dadurch Freunde zu machen; der verliert ein gewiſſes Gut, um ein Ungewiſſes zu ſuchen. (123.)

Man kann das Gute der Erde genieſsen; aber, man ſoll das Herz nicht daran hängen; denn der Menſch hat für wichtigere Dinge zu ſorgen. (10.)

Scheue dich nicht vor dem, was dir Mühe macht; ſondern brauche deine Kräfte: ein träger Menſch bringt es in der Welt zu Nichts. (82.)

Wenn du gewiſs weiſst, daſs dein Unternehmen gut iſt; ſo laſs dich durch Hinderniſſe und Schwierigkeiten nicht muthlos machen: durch ſtandhaftes Streben wirſt du endlich überwinden. (83.)

Fünf Sinne bringen alle geſunde Menſchen mit auf die Welt; aber durch fleiſsige Uebung werden ſie geſchärft und verfeinert. (72.)

Alle Kenntniſſe ſind dem nützlich, der ſie gut anwendet: und wer nur Etwas gelernt hat; der findet auch gewiſs in ſeinem Leben Gelegenheit es zu brauchen. (71. 73.)

Wenn du einen verſtändigen Mann findeſt, der dir ſeine Kenntniſſe mittheilen will; ſo nimm das mit allem Danke an. (71.)

Was man ſelbſt ſieht, hört und erfährt; das weiſs man beſſer und gewiſſer, als, was man blos erzählen hört. (73.)

Wer Bücher leſen kann; und Zeit dazu hat; der thut wohl daran: denn man kann daraus viel Gutes lernen. (75.)

Unwiſſenheit und Irrthum ſind einem Menſchen, der geſunden Verſtand hat, nicht nur ſchändlich, ſondern auch in vielen Fällen ſchädlich. (69.)

Aller Aberglaube iſt Thorheit. Beſſer iſt's, mit ſeinem geſunden Menſchenverſtande kennen zu lernen, was natürlich zu geht. (31. 70. 93.)

Träume haben keine Bedeutung, ſondern ſind ganz natürliche Erſcheinungen. Wahrſagereyen haben keinen Grund; ſondern ſind offenbarer Betrug. Laſs dich daher nicht von den Traumdeutern und Wahrſagern zum Beſten haben. (31. 60.)

Wer ſich einbildet genug zu wiſſen, der zeigt damit Nichts anders, als, daſs er ſich in der Dummheit recht wohl gefällt. (68.)

Begierde alles nützliche zu wissen ist vernünftig; aber, das Verlangen Dinge zu wissen, die dich Nichts angehen, ist kindische Neugierde. (74.)

Nachhohlen, was man in der Jugend versäumt hat, ist schwer, aber doch gut. Um Gutes zu lernen, ist man in Wahrheit nie zu alt. (71.)

Was du einmal zu lernen anfängst; das lerne vollständig: sonst verlierst du deine Lebenszeit. Ein geschickter Handwerksmann und ein fleissiger Bauer ist viel ehrenwerther, als ein gelehrter Stümper. (89.)

Wer sich selbst betrügt, kann zwar durch eigenen Schaden klug werden: aber, wer durch fremden Schaden klug wird, kommt wohlfeiler dazu. (81.)

Wer über Alles, was er thun und reden soll, erst andere Leute um Rath fragt; der kommt mir vor, wie ein Bettler, der jeden Bissen Brodts erst vor anderer Leute Thüren hohlt. (37.)

Erwirb dir alle Geschicklichkeiten, die deinem Alter und Stande zukommen: das ist wahrhaftig noch besser, als, wenn du Geld sammelst. (38. 76.)

Ein heiteres Auge und ein vergnügtes Herz sind Zeichen einer völligen Gesundheit. Wer sich ärgert, ist am Leibe oder am Gemüthe krank. (29. 55.)

Ein Menſch, der mit Allem unzufrieden iſt, lebt ſich und Andern zur Laſt. Man kann den Eigengenſinn leicht übertreiben. (30.)

Wer ein gutes Gewiſſen hat, der fürchtet ſich weder vor Unterſuchungen noch vor Drohungen, noch vor Strafen. (39.)

Furcht und Reue ſind ein Paar ſchrekliche Uebel: ſie quälen, wie Würmer, die an dem Herzen des Menſchen nagen. (31. 32. 33. 93.)

Die lange Weile iſt eine peinliche Krankheit. Zeitvertreib hilft nicht dafür, ſondern blos nützliche Beſchäfftigung. (80.)

Wo Gefahr iſt; da entſchlieſse dich ſchnell und gehe muthig zur Ausführung. (18. 21.)

Wer ohne Mitleid Thiere martern kann, der iſt gewiſs eben ſo bereit auch Menſchen zu quälen. Hüte dich vor einem ſolchen Peiniger. (107.)

Der Menſch ſoll, ſo lange als er lebt, von Zeit zu Zeit beſſer werden. Wer ſich aber einbildet ſchon gut genug zu ſeyn; der wird gewiſs mit jedem Tage ſchlechter. (50.)

Nehmt Rath und Warnung an, wenn ihr klug ſeyd; aber, prüfet Alles mit Vernunft und das Beſte behaltet. (34.)

Wer dich tadelt, dem danke freundlich dafür: denn, er thut dir in Wahrheit mehr Güte, als zehen Andere, die dir schmeicheln. (50. 52.)

Ein gutes Herz ist immer der beste Rathgeber. Fremden Rathgebern fehlt es bisweilen an Verstande, und eben so oft an gutem Willen. (41.)

Jeder vernünftige Mensch thut seine Pflichten freywillig. Wer sich mit Gewalt dazu treiben läßt, ist noch schlechter, als ein Thier. (105.)

Wenn gute Menschen eine gute Meynung von dir haben, das ist dir Ehre; aber du kannst sie durchaus nicht anders, als durch gute Eigenschaften erlangen. (82. 85. 89.)

Wer sich schämt zu thun, was gut und recht ist, der zeigt, daß bey ihm die Narren in größerem Ansehen stehen als die gesunde Vernunft. (84.)

Ordnung und Genauigkeit ist die Seele aller Geschäfte. Wer sich nicht in der Jugend daran gewöhnt, der wird weder ein guter Hausvater, noch ein guter Bürger. (5. 58. 67.)

Manche Leute wähnen: die Armuth hindere sie ordentlich und reinlich zu seyn; aber, sie irren sich sehr: Bey der Unordnung geht weit mehr auf, als bey der Ordnung. (14. 55. 57.)

Ein junger Menſch, der ſeine täglichen Berufsarbeiten verſäumt, um Etwas anderes zu thun, iſt auf dem geraden Wege zur Lüderlichkeit. (78.)

Spielen ſchickt ſich nur für kleine Kinder, die noch nicht arbeiten können. Wer aber Verſtand und Leibeskräfte hat; der thut unrecht, wenn er einen Theil ſeiner Lebenszeit verſpielt. (10. 11. 52.)

Der Tag hat für jeden Menſchen nur vier und zwanzig Stunden; aber, wer ſie gut eintheilt; der kann während derſelben Viel vollbringen. (1.)

Mancher Menſch klagt über Zeitmangel; aber, er würde weniger darüber klagen, wenn er die Morgenſtunden nicht verſchliefe und die Abendſtunden nicht verſpielte oder vertränke. (77.)

Sollen deine Geſchäfte guten Fortgang haben; ſo thue Alles zu rechter Zeit und laſs dich nicht durch Nebendinge unterbrechen. (66.)

Suche dir ſo frühzeitig als möglich ein Eigenthum zu erwerben: das iſt die Grundlage zu Fleiſs und Sorgfalt. (12.)

Um Geld und Gut zu erlangen iſt kein beſserer Weg als Arbeit. Nur faule Menſchen ſuchen durch Glücksfälle reich zu werden. (64. 117.)

Zu nützlicher Arbeit ist kein Mensch zu vornehm. Es ist also eine sehr grosse Thorheit, sich der Arbeit zu schämen. (65.)

Das Geld ist eine unnütze Waare für Leute, die es blos haben; aber sehr nützlich für solche, die es gut zu brauchen wissen. Unersättliche Habsucht und schmutziger Geiz sind zwey schändliche Laster. (12. 45.)

Ein guter Wirth muss Einnahme und Ausgabe genau berechnen. Wer aber mehr verthut, als er einzunehmen hat; muss in kurzer Zeit zu Grunde gehen. (12. 45.)

Ein Verschwender ist, der das Seinige unnöthiger Weise verthut; ein Geiziger, der aus Liebe zum Gelde auch nöthige Ausgaben scheuet. Die güldene Mittelstrasse zwischen beyden Fehlern heisst kluge Sparsamkeit. (12. 45.)

Wer Schulden macht, um andern Leuten gefällig zu seyn; der muss am Ende gewöhnlich entlaufen. (46.)

Am vergnügtesten lebt wol derjenige, der das, was er hat, auf eine vernünftige Art geniesst und seine Freunde mit geniessen läst. (46.)

Wer Nichts verlieren und nicht bestohlen seyn will; der muss seine Sachen sorgfältig verwahren, denn: Gelegenheit macht Diebe. (47.)

Lerne frühzeitig entbehren, was nicht zur Nothdurft des Lebens gehört. Das ist eine güldene Haushaltungsregel. Der wahre Reichthum besteht darin, daſs man mit dem, was man hat, zufrieden ist. (5. 38. 88. 121.)

Nichts verderbt den Menschen leichter als die sogenannten guten Tage; d. i. ein Leben bey gutem Essen und Trinken mit reichlicher Verpflegung des Leibes und ohne Arbeit. (91.)

Faulheit, Nachläſsigkeit und Unsauberkeit sind für Verstand, Ehre, Vermögen und Gesundheit des Leibes schädlich. (3. 65.)

Bediene dich, so viel möglich selbst: dadurch kannst du viel ersparen: denn, was man selbst machen kann, das braucht man nicht zu bezahlen. (38.)

Rechne mehr auf deine eigenen Kräfte als auf die Hülfe anderer Leute: denn jene hast du mehr in deiner Gewalt als diese. (38.)

Unter zwez Uebeln soll man das Kleinste — und unter zwey Gütern das Gröſste wählen: Diese Regel ist leichter zu begreifen als auszuüben: denn, es ist oft schwer zu bestimmen, welches von zweyen Gütern oder Uebeln das Gröſsere oder das Kleinere sey; weil man die Folgen nicht voraus wissen kann. (102.)

Auf

Auf den Ort kommt bey dem glückseligen Leben wenig an. — Wenn man vergnügt ist, so lebt man wohl, man mag gleich in der Stadt oder auf dem Lande leben. (110. 111.)

Was du willst, daſs dir die Leute thun sollen, daſs sollst du ihnen auch thun. Das ist die erste Regel der thäthigen Menschenliebe. (20. 92.)

Was du willst, daſs andere Leute dir nicht thun sollen; das sollst du ihnen auch nicht thun. Das ist der Grund aller bürgerlichen Gesetze. (19.)

Wenn jeder Mensch dem Andern gefällig ist und mit dem dient, was er kann und hat, so werden am Ende alle genug haben. — (20. 21. 96. 97.)

Gegen Unrecht kann man sich schützen; aber durch rechtmäſsige Mittel; ausserdem ist's doch besser Unrecht zu leiden, als, Unrecht zu thun. (79.)

Aufrichtigkeit ist die Erste aller bürgerlichen Tugenden. Es ist in manchen Fällen erlaubt, die Wahrheit zu verschweigen, aber, es ist nie erlaubt, die Unwahrheit zu sagen. (15. 58. 115.)

Wer sich kein Bedenken macht zu lügen, der macht sich auch kein Bedenken zu stehlen. Folglich ist ein Lügner immer ein gefährlicher Mensch. (16.)

Was du versprochen hast, das musst du halten und solltest du auch selbst Schaden dabey leiden. Willst du das nicht; so musst du nicht versprechen. (2. 17.)

Manche junge Menschen haben weder Gönner noch Freuude noch Geld, aber Ehrlichkeit und Fleiss ersetz ihnen das alles. (114. 115.)

Man muss sich selbst nach eben den Gesetzen richten, nach welchen man Andere richtet: denn, was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig. (92.)

Ein Verführer ist ein abscheulicher Mensch: und wer unschuldige Kinder zum Bösen verleitet, der handelt eben so boshaft, als, wer ihnen die Nahrungsmittel vergiftet. (117.)

Wenn du manches Gute nicht geniessen kannst oder willst; so gönne es wenigstens Andern. Den Neid hält man für eine Eigenschaft der Hunde. Aber, ein Mensch soll doch besser seyn, als ein Hund. (23.)

Wenn ein Mensch sich im Ueberflusse sättiget, während dass er seinen nahen Freund Hunger und Durst leiden sieht; so treibt er die Unbarmherzigkeit auf's höchste. (61.)

Wer Andere im Genusse ihrer Ruhe muthwillig stöhrt; der verkürzt ihr Leben: denn die Ruhe ist zu Erhaltung des Lebens nothwendig. (27.)

Manche Menschen sind von Natur furchtsam: die Ursache davon liegt in ihrem Körper; aber, man muss ihrer schonen und ihnen nicht unnöthiger Weise Schrecken und Angst verursachen. (93.)

Hast du Etwas wider deinen Nebenmenschen; so sage es ihm frey heraus und höre seine Verantwortung: das ist besser, als wenn du es ihm heimtückisch nachträgst. (108.)

Wo um das Mein und Dein gestritten wird; da ist der immer der Klügste, der zuerst nachgiebt: denn, wer Friede halten will, zeigt einen geübteren Verstand, als, wer hartnäckig streitet. (109.)

Zank und Streit ist einem gutdenkenden Menschen durchaus zuwider. Er wird lieber einen kleinen Verlust leiden, als lange streiten. (28. 113.)

Die Angeber, die Klatscher, die Postenträger, die Ohrenbläser sind eine häsliche Art Menschen. Dennoch giebt es Leute, die ihre guten Dienste bezahlen. (39. 90. 120.)

Es ist grosser Unverstand die Menschen blos nach den Kleidern zu schätzen. Die prächtigsten Kleider decken oft eine schmutzige Seele und umgekehrt. (86.)

Wer durch eiteln Putz und Nachäffung zu gefallen denkt, der wird höchstens angegafft; aber, loben wird ihn kein Kluger. (87.)

Bilde dir Nichts auf dein glattes Gesicht oder auf deine Kleider ein: denn, Beydes sind sehr vergängliche Vorzüge. (45. 87.)

Wer darum geehrt seyn will, weil er Geld hat, der giebt zu erkennen, dass er für seine Person gar keiner Ehre werth ist. (45.)

Wenn du andere Menschen darum verachtest, dass sie weniger wissen als du; so machst du dich selbst denen verächtlich, die weit mehr wissen als du. (49.)

Wenn du gelobt oder belohnt worden bist; so bilde dir nicht ein, dass du es schon verdient habest; sondern bemühe dich nun erst es zu verdienen. (49.)

Schäme dich nicht andere Menschen um ihre Hülfe zu bitten; schäme dich aber zu betteln, so lange du noch gesund und bey Kräften bist. (63. 64.)

Verachte keinen Menschen, am allerwenigsten darum, weil er arm und von geringem Stande ist: denn, du weisst nicht, wo du seiner Dienste noch einmal sehr nöthig haben wirst. (48. 63. 86.)

Es ist kindische Einfalt, Allen Alles zu glauben und sich vom Ersten Besten führen zu lassen, wohin er will. (42.)

Es ist aber Ungerechtigkeit, ohne Grund argwöhnisch und misstrauisch zu seyn. Viele Leute thun dann erst Böses, wenn man ihnen Nichts gutes zutraut. (43.)

Wer einen Gefallenen zu Schanden macht; der thut damit kein gutes Werk; aber, wer ihn freundlich zu bessern sucht; der erzeigt ihm eine wahre Wohlthat. (90.)

Die Zunge des Verleumders ist wie der Zahn einer giftigen Schlange: sie schleicht im Verborgenen und verwundet, ehe man sich vertheidigen kann: (62.)

Gute Menschen freuen sich nie mehr in ihrem Leben, als, wenn sie im Stande sind, Andern Freude zu machen. (44.)

Die Bescheidenheit ist die gefälligste Tugend eines Jünglings, aber, freche und unverschämte Menschen stösst Jedermann zurück. (3. 116.)

Höflichkeit ist im Umgange mit Menschen das, was in der Speise die Würze ist; aber Grobheit das, was auf dem Wege der Koth ist. (3. 95.)

Wenn dich Einer hitzig anfährt; so antworte ihm gelassen und sanftmüthig: Auf diese Art kommst du gewiss eher mit ihm aus, als, wenn du Heftigkeit mit Heftigkeit erwiederst. (94.)

Spotten und verhöhnen ist durchaus lieblos; wer aber des Unglücklichen spottet; der sticht mit spitzigen Nadeln in ein blutendes Herz. (3. 103.)

Jeder Mensch hat seine eigenen Neigungen. Bringen sie mir keinen Schaden, so thue ich durchaus unrecht, wenn ich ihn darin stöhre. (100. 108.)

Flüche und Schimpfreden sind Schande für den, der sie ausspricht: und wenn ein Mensch den Andern schlägt; so glaubt man ein Thier vor sich zu sehen, dass dem Andern seine Stärke zeigen will. (25. 26.)

Schone anderer Menschen Gesundheit und Leben: denn, wenn du sie ihm einmal genommen oder beschädiget hast; so kannst du den Schaden und Verlust nicht wieder ersetzen. (2. 25.)

Schiesgewehr und andere gefährliche Werkzeuge ſind zum Gebrauch für Männer; aber nicht für Kinder. Am ſicherſten iſts, ſie gar nicht in die Hände zu nehmen. (32.)

Das Naſchen iſt eine gute Vorbereitung auf's Stehlen: denn, der Näſcher nimmt heimlich, was ihm zu nehmen nicht erlaubt iſt, und der Dieb thut das Nemliche. (52.)

Wer ſich in der Jugend ſchon am Eigenthume anderer Leute vergreift, der wird ohne Zweifel mit der Zeit ein frecher Böſewicht werden. (2. 8. 27.)

Wenn ihrer Zwey ſtehlen gehen; ſo iſt nicht nur der ſchuldig, der das Eigenthum raubt; ſondern auch der Andere, der die geſtohlenen Sachen verſteckt, oder ſonſt auf irgend eine Art dabey Hülfe leiſtet. Hehler iſt ſo gut wie Stehler. (112.)

Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn man aus Verſehen Jemanden um das Seinige bringt; aber, ganz abſcheulich iſt es, wenn man andere Leute mit Wiſſen und Vorſatz betrügt. (22.)

Was du findeſt, das iſt nicht dein; ſondern, du muſst es ſeinem vormaligen Beſitzer wieder geben, aber auch alle Vorſicht anwenden, damit es nicht in unrechte Hände komme. (24.)

Siehst du, daſs dein Nebenmensch Schaden leidet, — wäre er auch dein Feind, — und du freuest dich darüber; so bist du ein wahrer Unmensch. (106.)

Hast du Jemandem Schaden zugefüget; so warte nicht erst, bis du gezwungen wirst, ihn zu ersetzen; sondern thue es freywillig. So macht es fürwahr jeder Rechtschaffene. (105.)

Wer den Schaden seines Misbürgers verhütet; der thut ihm eben so wohl, als, wer ihm baare Geschenke macht. Diese Art der Wohlthat können auch Kinder erzeigen. (34. 104.)

Thust du Etwas gutes, so suche dich nicht dafür bezahlt zu machen: denn, durch Eigennutz verliehrt jede gute Handlung ihren Werth. (101.)

Deine Eltern haben länger gelebt als du, haben dir sehr viele Wohlthaten erzeigt und sind auf der Welt deine besten Freunde: Ursachen genug, sie in Ehren zu halten. (54. 58.)

Warte nicht, bis deine Eltern dir befehlen, was du thun oder nicht thun sollst; sondern, suche es ihnen an den Augen abzumerken, was sie wünschen, und dann thue es mit Freuden. (58.)

Nichts ist zu kostbar, das ein gutes Kind seinen Eltern nicht willig aufopfern sollte: denn, die Liebe der Eltern gegen die Kinder kann durch Nichts vergolten werden. (36.)

Nichts ist vortrefflicher, als, wenn Brüder und Schwestern einander stets mit Liebe und Gefälligkeiten zuvor kommen. (59. 94.)

Die Dienstbothen sind auch Menschen und unentbehrliche Gehülfen in der Haushaltung. Man muss ihnen allezeit mit Achtung begegnen. (54. 57.)

Wenn wir unser Gesinde liebreich und freundlich behandeln; so können wir erwarten, dass es uns wieder liebreich und willig dient. Dienste, die blos aus bezahlter Schuldigkeit geschehen, taugen Nicths. (57.)

Die Menschen, die euch lehren, Kinder, thun euch wohl: ihr müsst ihnen das Leben nicht sauer machen; sondern bedenken, dass euer Vortheil der grösste ist, wenn ihr Geschäfft glücklich von statten geht. (56.)

Nachbarn und Hausgenossen können einander viel helfen und viel schaden. Wenn wir das Erste thun, so tragen wir bey, was uns möglich ist, um das Andere zu verhüten. (60. 97. 104.)

Alte Leute sollst du ehren und schonen. Bedenke, daſs du auch einmal alt zu werden hoffest: und, wie würde dir es alsdenn gefallen, wenn dich die Kinder verspotteten? (54. 60.)

Unsere Gäste müssen wir betrachten, wie ein anvertrautes Gut und darauf bedacht seyn, daſs wir sie in eben so gutem Zustande wieder zurück geben, als wir sie empfangen haben. (55. 60. 105.)

Fremde muſs man freundlich berichten: und, da sie von ihrer Heimath entfernt sind; so ist es Pflicht der Menschenliebe ihnen das, was wir haben, gutwillig anzubiethen. (55.)

Alles, was einen Menschen angeht, das geht auch dich an: denn, alle Menschen sind Brüder: und jeder Mensch, er lebe, wo er will, und heiſse, wie er will, ist ein Theil des Menschengeschlechts, wie du. (31. 32. 35.)

Wer Böses begangen hat, der ist ein Unglücklicher und verdient unser Mitleiden und Erbarmen eben so sehr, als ein Kranker. (122.)

Wer nur so lange mein Freund ist, als ich ihn mit voller Schüssel aufnehme und mich verläſst, so bald ich ihm Nichts mehr geben kann, der ist gewiſs nie aufrichtig gegen mich gesinnet gewesen. (99.)

Wo eines Menſchen Leben zu retten iſt, da lohnt ſich's wol der Mühe, daſs du auch dein eigenes Leben daran wageſt. (21. 18.)

Freunde, denen es ſchon zuviel iſt, wenn ſie uns eine Stunde Zeitvertreib aufopfern ſollen, ſind gerade ſo viel werth, als ein Wächter, der nur am Tage wachen will. (98.)

Wer Viel hat, kann wohlthätig ſeyn: und, wer Wenig hat, kann es auch: denn, bey den Wohlthaten kommt es nicht auf die Menge, ſondern auf den guten Willen an. (13.)

Wer mir da hilft; wo auſser ihm Niemand helfen kann oder will; der iſt ohne Zweifel mein gröſster Wohlthäter. (33.)

Brich dem Hungrigen dein Brodt: Die Verlaſſenen führe in dein Haus: und, wenn du einen Menſchen nackend ſieheſt; ſo kleide ihn. Das heiſst Menſchenliebe. (13. 20. 35. 42.)

Wenn du Jemanden zu dienen verſprichſt; ſo thue es redlich und mit gutem Herzen und ſuche den Nutzen deiner Dienſtherrſchaft ſo gut, wie deinen eigenen. (57. 62.)

Wer sich besser zu seyn dünkt als seines Gleichen, der macht sich verhaſst: Ueberhaupt muſst du bemerken, daſs Niemand weniger bestimmen kann, wieviel du werth bist, als du selbst. (45.)

Wenn man seinen Freunden zu gefallen Fehler ablegt; so erzeigt man damit ihnen eine Gefälligkeit, aber sich selbst eine Wohlthat. (97.)

Was du nicht mit Gelde bezahlen kannst, das bezahle wenigstens mit Danke. Zu einem undankbaren Menschen hat man gewiſs eben so wenig Zutrauen, als zu einem Gebrandmarkten. (3. 21.)

Ein Wort ist kein Pfeil: es tödtet Niemanden und bleibt auch nicht hängen. Man muſs daher nicht jedes miſsfällige Wort für eine Beleidigung oder Ehrenverletzung annehmen. (119.)

Mit den Fehlern und Schwachheiten anderer Menschen müssen wir Gedult haben, eingedenk, daſs wir auch unsere Fehler und Schwachheiten an uns tragen. Wer Andern Bosheit zutraut, muſs sich das Nemliche von Andern gefallen lassen. (101.)

Wer Verstand hat, kann sich mit allen Menschen vertragen. Durch freundliches Zureden und Nachgeben geht man mancher Feindschaft aus dem Wege. (118.)

Gehorchen ist leichter als Befehlen. Wenn du unter Beyden zu wählen hast; so nimm das Erstere und masse dich nie einer Herrschaft an, wenn sie nicht ausdrücklich von dir verlangt wird. (118.)

Wer gern mit allen Leuten zankt; der ist wie ein Dornstrauch, der auch die gedultigsten Schafe nicht ungerauft vorbey gehen läßt. (28.)

Durch beständigen und hartnäckigen Widerspruch bekehrst du keinen Menschen von seinem Irrthume; aber, du erbitterst die Menschen dermaßsen, daß sie dir auch dann nicht Recht geben, wenn du wirklich Recht hast. (28.)

Vergilt nicht Böses mit Bösem. Wenn gleich dein Feind seine Pflicht vergessen hat, so folgt daraus nicht, daß du die deinige auch vergessen darfst. (6. 23. 25. 26. 48. 100.)

Wenn die Beleidigung vergangen ist; so laß sie auch vergessen seyn. Langer Groll ist wie ein Funke, der unter der Asche glimmt, und durch jedes Lüftchen wieder zum Feuer kann angeblasen werden. (48. 119.)

Wenn du deinen Beleidigern Gutes thust; so sehen sie endlich ein, daß du nicht verdientest von ihnen beleidiget zu werden. (100.)

Zürne nicht: denn im Zorne ist der Mensch seines Verstandes nicht mächtig. Zwischen einem zornigen Menschen und einem wüthenden Thiere ist fürwahr wenig Unterschied. (118.)

Gehe deinem Beleidiger den halben Weg entgegen: und, wenn er auch die andere Hälfte nicht thun will; so gehe vollends ganz zu ihm hin. (120.)

Ende des zweyten und letzten Theils.

Druckfehler.

Im Zweyten Theile muß man lesen:

S.	12	Z.	7 u. 8	weiße und weißen für weise und weisen.
—	—	—	10	daß f. das.
—	18	—	15	rechtmäßige f. rechmäßige.
—	22	—	12	nach Kilian ein ,
—	24	—	25	sehr f. seht.
—	34	—	12	vor f. von.
—	40	—	3	schinderten f. schiederten.
—	43	—	14	nach Gesinnung ein ?
—	50	—	14	Leid f. Leyd.
—	54	—	25	das f. daß.
—	58	—	18	ärgerlich f. ägerlich.
—	—	—	26	einnehmen f. einehmen.
—	64	—	25	vor f. für.
—	73	—	18	nach Hülfe ein ,
—	82	—	4	vorsetzlichen f. entsetzlichen.
—	89	—	3	ihn f. ihm.
—	94	—	15	diesen f. dieser.
—	95	—	23	wohlan f. wollan.
—	96	—	21	Schaumünze f. Schaumüntze.
—	98	—	27	Mensch so vollkommen f. Mensch vollkommen.
—	101	—	29	nach Geschäfte . f. ;
—	102	—	28	die durch f. die, durch.
—	103	—	29	machen ? f. machen.
—	109	—	9	Frohmuth f. Fromuth.
—	112	—	25	del. und.
—	113	—	22	del. ei.
—	115	—	17	im f. ich.
—	116	—	6	Maschine f. Maschiene.
—	119	—	7	wen f. wem.
—	131	—	13	die f. dir.
—	—	—	27	und zu f. und, zu.
—	145	—	6	unter f. un.
—	148	—	20	del. der.
—	156	—	27	das f. daß.
—	163	—	12	ehrgeizig f. ehrgeitzig.
—	167	—	16	der f. die.
—	171	—	26	schmuzigen f. schmutzigen.
—	174	—	28	Haus f. Hauß.
—	178	—	7	darauf zu f. darauf, zu.
—	—	—	20	Susannens f. Susannes.
—	179	—	1	das f. daß.
—	188	—	24	die Noten wieder f. die Noten, wieder.
—	189	—	8	schmuzig f. schmutzig.

S. 201

S. 201 Z. 3 Muhme f. Muhe.
— 202 — 17 Dreyer f. dreyer.
— 206 — 3 gern f. gerne.
— 207 — 18 Jemandem f. Jemanden.
— 231 — 19 kamen, ohne daß f. kamen ohne, daß.
— — — 25 Verlaufenen f. Verlaufene.
— 232 — 10 noch f. auch.
— 249 — 1 Natur laeſst ſich f. cNaeſatlrtuſihs.
— 252 — 3 ſinn f. genſinn.
— — — 7 ſchreckliche f. ſchrekliche.
— 256 — 13 moeglich, ſelbſt f. moeglich ſelbſt.
— 257 — 7 thaetigen f. thaethigen.
— 258 — 7 erſetzt f. erſetz.
— 260 — 4 ſchmuzige f. ſchmutzige.
— 262 — 18 das f. daſs.
— 263 — 1 Schieſsgewehr f. Schiesgewehr.
— 264 — 9 Mitbürgern f. Misbürgern.
— 266 — 9 freundlich f. ſaeundlich.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

11
1. 2.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thieme, Karl Traugott, 1745-1802

Gutmann oder der sächsische Kinderfreund e. Lesebuch für Bürger- u. Land-Schulen

Bd.: 2

Leipzig (1794)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.39(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108540-5
VD18 15461629-001